

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1910
bd.11

BIBLIOTHEK
DER
ERHALTUNG
UND DES
WISSENS



Bücher-Sammlung

von



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein neues Geschichts- und Kunstwerk.

Im Wandel der Jahrtausende.

Eine Weltgeschichte
in Wort und Bild.

herausgegeben von
Dr. Albrecht Wirth.

480 Seiten Text mit 461 Abbildungen und 49 Kunstblättern nach Originalen hervorragender Künstler.

In Prachtband gebunden
30 Mark.

Auch in 48 Lieferungen zum
Preise von je 50 Pfennig
erhältlich.

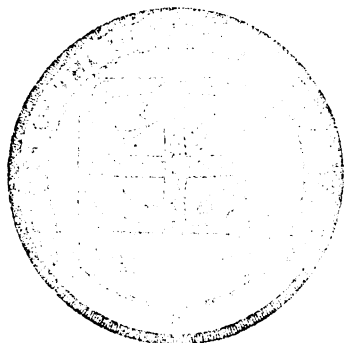
Mit diesem Werk bieten wir dem deutschen Volke eine gediegene Weltgeschichte, wie sie in dieser Art der Ausstattung und zu so billigem Preise noch nicht existiert. In lückenlosem Zusammenhang enthält es alle geschichtlich wertvollen Ereignisse in für jedermann verständlicher Darstellung.

Der Tag, Berlin. ... In dem sorgfältig ausgestatteten, mit reichem und meist geschmackvoll ausgewähltem Bilder Schmuck versehenen Werk „Im Wandel der Jahrtausende“ erzählt Albrecht Wirth die Geschichte neu, knapp und gedrungen und doch mit der ihm eigenen Anschaulichkeit, Urteilskraft und Frische. Es gewährt keinen geringen Genuß, in dieser in bestem Sinne volkstümlichen Darstellung, die sich auch durch Klarheit und Güte des Stils auszeichnet, die altbekannten Stoffe an sich vorüberziehen zu lassen; und so groß ist der Unterschied des Vortrags dieses Historikers gegen die herkömmliche Geschichtsschreibung, daß man gleichsam etwas völlig Neues zu lesen glaubt. Wirths Schreibart ist durchaus unversehelt; und mit Geschmack hat er die Gefahr vermieden, überladen zu wirken oder den Leser durch entlegene Gelehrsamkeit zu verwirren. ...

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Twin Cities Campus



**Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens**





Zu der Erzählung „Um eine Mark“ von Ada v. Gersdorff.
(S. 81)

Originalzeichnung von J. Mukarovsky.

Bibliothek der □ Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
==== und Gelehrten ====
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1910. Elfter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

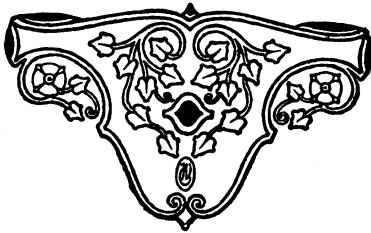
**Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart**



Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Die Siegerin. Roman von Else Höffer (Fortsetzung)	5
Um eine Mark. Eine Großstadtgeschichte von Ida v. Gersdorff	69
Mit Bildern von J. Mukarovsky.	
Im Lande der gelben Erde. Von E. E. Weber	87
Mit 6 Bildern.	
Des Meeres Mitgift. Novelle von Otto Hoeder	97
Die höchste Schutzhütte der Schweizer Alpen. Von W. Helmuth	174
Mit 6 Bildern.	
Der Mann für Alles. Amerikanische Humoreste von Gustav Valenti	185
Wie man einen unfruchtbaren Obstbaum er- tragreich macht. Von M. Elsner	196
Mit 9 Bildern.	
Mannigfaltiges:	
Das Märchen von der Kletterie	209
Die Inseln des Verbrechens	212
Die Kleidung des Papstes	214
Mit Bild.	
Wivatbänder	216
Der Aberglaube der Eisenbahner	218
Die Seeschlange	218
Neue Erfindungen:	
I. Tom der Briefauffschlißer	222
Mit Bild.	
II. Mayonnaiseerührmaschine „Triumph“	223
Mit Bild.	

	Seite
Nelsons Ahnung	224
Prinz Maus	226
Der Pranger im Theater	232
Die erste eingleisige Eisenbahn Mit Bild.	233
Heinrich Heine und Bellini	235
Ein Vulkan als Glasschmelzofen	236
Schwieriges Malen	237
Toilettenkünste der Lunefinnen	237
Ein sichtbarer Ruß	239
Eine poetische Beerdigungsfitte	239
Ein Student, der sich dem Teufel verschrieben hat	239
Tolstoj und der Schuhmann	240





Die Siegerin.

Roman von Else Höffer.

(Fortsetzung.)

□ □

(Nachdruck verboten.)

Sechstes Kapitel.

Als Erika durch den Gartensaal schritt, hatte sie das Gefühl, daß jeder aus ihren Augen lesen mußte, was sie eben erlebt hatte. Sie hatte das schwindelige Gefühl einer wüsten Leere in ihrem Kopfe.

Der Vater sah von seiner Zeitung auf, als sie eintrat. „Na, Erika, bald bist du ja auch wieder für andere zu haben. Wann reiten wir wieder zusammen?“ fragte er sie neckend.

Sie zwang sich zu einer gefassten Antwort. „Sobald du willst, Vater.“

Da sagte die Mutter aus ihrer Sofaecke heraus: „Kind, was bist du blaß!“

Erika senkte den Blick. „Es geht mir wie Jane. Die Sonne hat mir Kopfschmerzen gemacht.“

„Du hast ja auch eine ganz schneidige Attacke hinter dir.“ Der Vater lachte. „Aber recht hast du gehabt. Eine verheiratete Frau, die sich so die Cour schneiden läßt — nee, das ist auch nicht mein Fall! Der Hieb war der eitlen Dame sehr gesund!“

„Ich weiß nicht recht, Hermann, am eigenen Tisch —“

Der Hausherr stand auf. „Ja, darüber läßt sich

streiten. Aber Erika hat aus einem starken, gefunden Instinkt heraus gehandelt, und der steht mir immer noch höher als die Korrektheit.“

Erika wußte kaum, von was sie sprachen, so weit lag das schon alles hinter ihr. Da war ja so viel Neues, Schweres, das lag tief in ihrem Hirn und wartete, wollte sich auf sie stürzen. Ihr graute plötzlich vor dem Alleinsein. Wenn da die Gedanken alle kamen, die da unten lauerten, wenn die nach ihr griffen, sie würgten! — Es waren so grauenhafte, giftige, häßliche Gedanken dabei.

Da hörte sie Hans über den Riesweg kommen. Sie wollte ihn nicht mehr sehen. „Gute Nacht!“ sagte sie hastig und küßte der Mutter weiche Wange.

„Gute Nacht, mein liebes Kind!“ antwortete ihr die zärtliche Stimme.

Dann lief sie in ihr kleines Turmzimmer und sah sich verängstigt um, als sei jemand hinter ihr hereingeschlichen. Zum ersten Male in ihrem Leben fürchtete sie sich, und die Furcht fiel so jäh, so unvermittelt über sie her, daß sie regungslos stehen blieb, wie um durch keine Bewegung die Gefahr zu reizen. Sie fühlte, wie ein kalter Schweiß ihr aus den Poren drang. Dann nahm sie sich gewaltsam zusammen.

Was war das nur? War sie nervös? Sie hatte die Empfindung, daß etwas Gemeines dicht, dicht hinter ihr war. Was nur? Die verkörperte Gemeinheit, die ja lebte, die Triumphe feierte und Opfer forderte, viele Opfer, immer neue Opfer.

Da sank sie auf dem Bettrande zusammen und grub den Kopf in die Rissen. Sie war wie zerbrochen. Sie glaubte, alles Leben und aller Glaube sei in ihr tot, brutal totgeschlagen, vernichtet, um nie mehr aufzublühen. Sie wollte denken, grübeln, sie rang

nach Klarheit, aber das wirre, dumpfe Weh in ihr war so lastend, daß es jeden logischen Gedanken erstickte.

So war er also! Und sie hatte ihn geliebt, sie hatte zu ihm aufgesehen! Und heute hatten sie zum ersten Male miteinander gesprochen, nicht wie der große Bruder zur kleinen, dummen Schwester, sondern wie ein Mensch zum anderen redet, wenn ihm die Leidenschaft die Maske vom Gesicht nimmt. Da hatte sie sein Gesicht zum ersten Male gesehen, ohne den Glorionschein ihrer Liebe, ohne den Schleier ihrer Verklärung, und er war nichts weiter wie ein ganz gewöhnlicher, ganz kleiner, ganz erbärmlicher Mensch, es war nichts, nichts von all den lichten, ernstesten Eigenschaften an ihm haften geblieben, mit denen sie ihn stets unkleidet hatte. O Gott, es war ihr so selbstverständlich gewesen, daß er ein vornehm denkender, anständig gesinnter Mensch war. Der Vater war doch so fest und gerade, und die Mutter war so klug und über alle Begriffe gut. Wie konnte dasselbe Blut so matt und so verdorben sein! Das Leben mußte ihn vergiftet haben, das hatte wohl die guten Triebe erstickt.

Ihr Herz klopfte ganz langsam und schmerzhaft schwer, sie preßte die Hand auf die Brust. Jetzt konnte sie endlich wieder klar denken, und die Gedanken kamen ihr mit fürchterlicher Wucht, sie lasteten schwer auf ihr, und sie rang nach Luft und Befreiung, aber ihr Kopf wühlte sich immer tiefer in die weißen Rissen.

Mit welcher Brutalität hatte er seine Ansichten entwickelt, mit welcher Selbstverständlichkeit setzte er ihr unmittelbares Verständnis voraus!

Gab es denn wohl ein Mädchen, das solche Worte zum ersten Male hörte, ohne sich aufzulehnen in maßloser Empörung? Gab es wohl eine Seele, die von

solch einer Erkenntnis nicht zerrissen ward bis ins Innerste? War denn das Leben wirklich so häßlich, so klein, so gemein? Konnte man es denn nicht mit reinen Augen sehen und mit reinen Händen fassen?

Wie ein Aufschrei kam es über ihre Lippen.

Sie ersticke den Laut gewaltsam in den Rissen. Herrgott, jekt eine feste Hand, die über diesen graufigen Abgrund führte, die die Strauchelnde stark und ruhig stützte!

Sie breitete die Arme aus mit verzweifelter Gebärde. Sie wußte noch nicht, daß man in den schwersten Stunden des Lebens immer allein ist, daß man sich ganz allein durch des Herzens größte Not kämpfen muß.

So also war er — wie mochten da wohl die anderen sein? „Solch einen Dummen gibt es ja gar nicht,“ hatte er höhnisch gesagt, und es hatte ihrer wunden Seele überzeugend geklungen. War das wahr? Gab es denn wirklich keinen Mann, der sein Herz nicht feilbot für eine kurze Stunde des albernsten Flirts, von dem die Seele nichts wußte? Sie lachte. Seele! Hatten denn solche Menschen eine Seele, die sie hüteten wie einen köstlichen Schatz, die jauchzen und weinen konnte, die stark und mutig war — und so elend und zerbrochen zu Boden sank?

Er hatte gesagt: „Alle sind so!“ — Für alle also ist die Liebe eine Spielerei, ein Rausch, ein Flirt! —

Eine Diele knarrte. Erika fuhr entsezt zusammen. Der kalte Schreck hatte sie fast betäubt, sie war so erregt und empfindlich, daß sie das Gefühl hatte, als lägen alle ihre Nerven bloß, als erzitterten sie unter jedem Laut. Noch nie hatte sie sich bisher gefürchtet. Es waren ja die festen Mauern ihres Waterhauses, die sie schirmten, das war ja ihr Stübchen, das sie seit Jahren bewohnte, das sie lieb hatte, in dem sie jedes

Winkelchen kannte. Mit lautlosem Schritt glitt sie durch das Zimmer.

Nein, es war alles anders als sonst — fremd, nüchtern, kalt; die Möbel sahen sie höhnisch an, der Waschtisch schaukelte und schwankte. Sie griff sich an die glühende Stirn. „Vielleicht werde ich wahnsinnig,“ dachte sie. Aber ihre junge Kraft siegte immer wieder, sie blieb klar und bewußt.

Wieder fuhr sie auf. Jane! Der Gedanke an diese hatte sie jäh getroffen. Jane! Was war aus ihr geworden? Sie hatte kaum mehr an sie gedacht, sie war so tief in den eigenen Schmerz verstrickt, daß sie die Freundin vergessen hatte. Die litt und rang nun einsam und verzweifelt in dunkler Nacht gegen die Schmach der Demütigung.

Neues Leben rann durch Eritas Glieder. Sie wollte ihr helfen, sie wollte sie stützen. Die brauchte sie wohl jezt in ihrer großen Not!

Vorsichtig schlich sie durch Jrmgardas Schlafzimmer, und als wieder eine Diele knarrte, seufzte die Kleine im Schlaf.

Erika legte die Hand auf den Drücker zu Janes Zimmer. Die Tür ging lautlos auf, und sie stand in dem dunklen Gemach.

„Jane!“ Eine tiefe, schwarze Finsternis, ein tiefes, totes Schweigen . . . Schief sie schon? „Jane!“ Sie tastete sich bis zum Bett. Das Bett war leer.

Wo war Jane? Die Frage peitschte die wildesten Vorstellungen in ihr auf.

Erika lief durch den dunklen Korridor, die steinerne Wendeltreppe hinab. Die Haustür stand offen. Sie zögerte einen Augenblick, und wieder griff die würgende Furcht nach ihr. Dann lief sie über den Grasplatz nach dem Weiher. Ihr Atem flog, ihr Herz klopfte be-

täubend. Ihre Augen bohrten sich angstvoll in die Dunkelheit.

Da — auf der kleinen Birkenbrücke schimmerte eine helle Gestalt. Ein Aufatmen hob Erikas Brust, eine befreiende Freude erfüllte sie.

„Jane!“ rief sie leise.

Da hob sich die helle Gestalt plötzlich über das Geländer — ein lautes Aufklatschen auf der stillen Flut, ein dumpfes Gurgeln und Murmeln.

Erika stürzte, rannte vorwärts, suchte mit den Blicken — und mit einem langen Sprung folgte sie der Freundin nach in das stille Wasser. Einen Augenblick setzte ihr Herzschlag aus, einen Augenblick war es ihr, als versänke sie in unendliche, grausige grüne Tiefen. Dann kam ihr Kopf über Wasser, und sie schwamm in kraftvollen Stößen auf das sich im Wasser blähende weiße Gewand zu.

Da faßte eine klammernde Hand nach ihrem Arm, sie kam wieder unter Wasser, rang nach Atem, schluckte und kämpfte sich verzweifelt empor. Die klammernden Hände hielten sie eisern umfaßt, ein kurzer, heißer, verbissener Kampf — da hatte ihre Hand einen Pfosten der Birkenbrücke erfaßt, ein gewaltfamer Ruck, und sie hielt Jane über dem Wasser, und mühsam, mit dem ganzen Kraftaufwand ihres sehnigen, geschmeidigen Körpers zog sie die schwere Last auf die Brücke.

Einen Augenblick sank sie vornüber in tödlicher Erschöpfung, einen Augenblick lag sie mit dem Gesicht auf den rauhen Planken der Brücke, und sie horchte mechanisch auf das Tröpfeln und Rieseln des Wassers, das aus den triefenden Kleidern in den Weiher fiel.

Plötzlich fühlte sie eisige Frostschauer, sie richtete sich rasch auf und sah in Janes schneeweißes Gesicht, das, nach oben gekehrt, ernst und marmorn und fremd

aus sah. War sie tot? Ein wildes Entsetzen schüttelte sie. Sie nahm den Oberkörper in beide Arme und richtete den Kopf auf, Wasser quoll aus Mund und Nase. Da — auf einmal ein gurgelnder Ton, ein Schüttern und Zucken ging durch den schlaffen Körper.

„Jane — Jane, liebe Jane!“

Jane öffnete die Augen und sah verständnislos in den Sternenhimmel, dann besann sie sich. Sie stöhnte so dumpf und bang, daß Erika in Mitleid und Schmerz erzitterte. „Liebe Jane!“ Immer wieder das weiche Wort, das linde, mütterliche Streicheln der nassen Wange.

Dann fing die andere an, wild und qualvoll zu weinen, und es war, als löse sich jedes Schluchzen, jeder Aufschrei schmerzvoll von dem wunden Herzen. Ein furchtbarer Verzweiflungsausbruch war es. Stürmisch, zerstörend und befreiend. Mit beiden Armen preßte Erika sie dicht an ihre Brust.

„Warum hast du mich nicht gelassen? Warum kamst du dazwischen? Warum, warum?“

Leise und zärtlich flüsterte Erika: „Komm, Jane, wir wollen ins Haus.“

Jane rührte sich nicht.

Da faßte Erika mit energischer Hand ihren Arm und zog sie in die Höhe.

Das Wasser schoß in breiten Streifen aus Janes Kleidern und klatschte in den Teich. Jane legte die Hand über die Augen. „Warum hast du mich nicht gelassen? Ein zweites Mal kann ich es nicht!“ Und aus dem sonst so weichen Gesicht brach es plötzlich wie ein wilder Haß. „Ich hätte Ruhe! Und ihn, ihn hätte ich bestraft!“

Erika legte den Arm um sie und zog sie nach dem

Hause. „Komm,“ sagte sie ruhig. „Kein Mensch wird je erfahren, was hier geschehen ist.“

Da atmete die Engländerin tief auf und folgte ihr gehorsam.

Erika entkleidete sie und rieb die zitternden Glieder trocken. Willenlos ließ Jane alles mit sich geschehen. Als sie im Bette lag, schlüpfte Erika rasch in ein Morgenkleid und schlang ein Tuch um ihre durchnäßten Haare. Dann setzte sie sich auf den Bettrand und hielt die eiskalte Hand der Freundin fest.

Jane lag mit geschlossenen Augen, die bläulichen Lider zuckten, der Mund war verzogen, das Gesicht sah alt und leidvoll aus, das Haar lag dunkel, naß und schwer auf dem Kopfkissen.

Erika fing an, es leise trocken zu reiben. Da sah sie in dem langen Haar ein kleines dunkles Knäuel, sie löste es vorsichtig. Sie erkannte den Zigarettenstummel, den Hans vor wenigen Stunden achtlos in den Teich geworfen hatte und der zischend darin erloschen war. Ein Gefühl wie Übelkeit kroch über sie hin. Voll Ekel warf sie den Stummel fort.

Jane fing an zu reden, rasch, fieberhaft, und ihre Augen glühten aus dem blassen Gesicht, ihre Hände zuckten über die Decke. Sie war ganz entstellt, ihre lässige Ruhe war von ihr gewichen, sie sprach wie im Delirium.

Und Erika saß mit gesenktem Kopfe, und die Worte trafen sie wieder wie Steinwürfe, und die Anklagen zerfleischten ihr Herz.

„Du willst ihn wohl auch noch verteidigen, deinen Abgott! Wagst du das auch noch?“

Erika schüttelte traurig den Kopf.

„Ah — daß es solche Menschen gibt! — Du bist schuld, du — du, du allein, du hast ihn mir geschildert

als einen anständigen Menschen, wie ich keinen besseren finden könnte. Und ich hab' es geglaubt! Ah, so dumm — so dumm! Ich könnte es hinausschreien, wie dumm ich gewesen bin, und wie falsch du!“

Als sie Erikas versteinertes Gesicht sah, warf sie ihr beide Arme um den Hals. „Erika — hast du das auch nicht gewußt?“

Da schüttelte Erika ganz langsam und schwer den Kopf.

Jane schluchzte auf. „Verzeih mir, o du armes, armes —“

Dann war eine lange, bange Stille zwischen ihnen, nur die Uhr auf Janes Nachttischchen tickte eifertig, und zuweilen sank ein Tropfen aus den nassen Kleidern zur Erde.

„Erika — ich war schon in ihn verliebt, ehe ich ihn kannte. Sein Bild, deine Erzählungen — ach, die Luft in eurem Hause ist ja durchsetzt mit seinem Namen und seinem Lob, das dringt in einen hinein, man merkt es gar nicht, man kann sich gar nicht wehren. Du schildertest ihn mit einer Glut und einem Glauben und einer Begeisterung, daß ich ganz wirr wurde. Und als er kam, war wohl manches anders, aber ich hatte ihn doch lieb. Und er machte mir den Hof — anders als alle bisher. Es war etwas Heißes in ihm. Und das weckte alles Heiße in mir — Erika, Erika, es war so schön — so schön!“

Sie preßte sich leidenschaftlich an die Freundin.

„Erika — und nun? Er ist ein erbärmlicher Mensch! Erika, ich wollte es mit meinem Leben büßen, und ich habe es nicht bereut, nicht einen Augenblick, auch nicht, als ich auf der Birkenbrücke stand und ganz genau wußte, was kam. — Es kam über mich wie ein Schicksal. Und ich will es auch nicht bereuen. Ich

wollte sterben, weil ich ihn verachten mußte, weil er mich mit dem Fuße beiseite geschoben hat, als ich seine Kniee umklammerte und bettelte. — Ja, das habe ich getan, so tief habe ich mich gedemütigt. — Und nun verachte ich mich selbst!“

Und wieder die lange, lange Stille. Das Uhrchen tickte, und die Tropfen rannen.

Erika dachte still: „Das ist auch Liebe und ist doch kein Spiel!“ Und ihr war, als löste sich ihre Seele aus dem schmutzigen Sumpf trüber Gedanken. Dann sagte sie: „Nun mußt du an der Verachtung gesund werden!“

Jane nickte, und bitter lächelte der Mund. „Gesund? So etwas vergift man nie, und so lange bleibt auch der Stachel. Ich bin ihm entgegengetommen, er hat mich erobert, so mühelos, spielend. Da hat er es eben für ein Spiel gehalten, das die Ferientage füllt. Und für mich war es ein heiliges Erlebnis.“

Dann weinte sie leise vor sich hin.

„Erika, ich schäme mich so vor dir!“

Erika küßte ihre kalten Hände und streichelte sie sanft. Sie sprach leise und einschläfernd auf sie ein, wie eine weiche Mütterlichkeit kam es über sie.

Jane schloß die Augen, und als sie schlief, sank Erika in die Kissen, und beide Arme über Jane breitend schlief auch sie ein.

Siebentes Kapitel.

Ein Sonnenstrahl strich über das Bett. Mit erstaunten Augen sah sich Erika um. Dann erst fielen ihr die wilden Szenen der Nacht ein. Jane schlief noch, unter ihren Wimpern lagen bläuliche Schatten, die das Gesicht krank und matt erscheinen ließen. Erikas

Glieder waren steif und schwer. Ihr Hals schmerzte, der Kopf glühte. Sie schlich leise in ihr Zimmer, und als sie das weiße, frische Bett sah, packte sie eine schwere Mattigkeit, sie hätte so gern die schmerzenden Glieder in den weichen Rissen gedehnt und gestreckt. Aber sie mußte sich anziehen und zum See erscheinen. Niemand durfte die Vorgänge der Nacht erfahren. Jane mußte geschont, mußte geschützt werden vor dem Mitleid, den besorgten, erschreckten Blicken, vor der Neugierde und der Mißdeutung. Nur so konnte sie gesunden und wieder erstarken.

An sich selbst konnte sie kaum denken. Sie war so wund und zerschlagen. Aber sie war ja noch so jung. Und doch schien es ihr, als hätte sie sich mit dem Leben ein für allemal auseinandergesetzt nach dieser ersten, heißen Lebensschlacht. Sie dachte nicht daran, daß die Kämpfe sich folgen in langer, endloser Kette und daß mit der Kraft des Kämpfers auch die Hindernisse wachsen.

Sie weckte Irmgard. Die Kleine knurrte schlaftrunken.

„Irmel, Jane ist erkältet. Sorge, daß sie nicht gestört wird, sei leise und sieh nach ihr. Ich muß hinunter. Hans reißt heute früh ab.“

Sie sagte das ganz ruhig, und ihr Herz sprach: „Wäre er nur schon fort!“

Im Gartensaal summte der Teekessel schon. Hans stand im Reiseanzug am Fenster. Er rauchte hastig eine Zigarette nach der anderen, dann trat er dicht neben Erika und raunte ihr zu: „Nichte es so ein, daß du mich im Dogcart zur Bahn fährst.“

Sie schüttelte abwehrend den Kopf.

„Doch! Ich muß dich allein sprechen — ich muß, hörst du?“

Sie sah ihn forschend an. Was mochte er ihr zu sagen haben? Vielleicht über Jane — vielleicht reute ihn sein Verhalten? Und die Hoffnung regte die Schwingen in ihrer Brust. Ach, vielleicht konnte sie noch etwas retten aus dem Trümmerfeld ihrer Liebe! Sie wollte ja so dankbar sein für das Kleinste, an das sie sich klammern konnte mit zagender Hoffnung!

Als der Vater eintrat, flog sie ihm um den Hals und streichelte seine verwitterte Wange. „Ich habe eine Bitte, Papachen. Ich möchte Hans im Dogcart an die Bahn bringen, ich möchte ihn noch einmal für mich allein haben.“

Der Vater sah sie nachdenklich an, dann flog sein Blick argwöhnisch zum Sohn hinüber. Darauf sagte er plötzlich: „Erika, warst du heute nacht auf? Hast du auf der Treppe gesprochen? Mir war, als hörte ich deine Stimme.“

„Nein,“ sagte Erika, und ganz langsam stieg ihr eine Blutwelle unter das Haar. Sie hatte ihren Vater noch nie belogen, und die Scham brannte und stach.

Er beobachtete sein Kind mit gütigen Augen und seufzte leise.

Bald kam die Mutter, und Hans bemühte sich um sie mit aufgeregter Liebenswürdigkeit, er sprach viel und lebhaft, aß hastig, trank schnell, und die Mutter verfolgte jede seiner Bewegungen mit gramvollen, wartenden Augen. Es mußte ja noch etwas kommen, sie fühlte das, und es ängstigte sie, aber sie täuschte sich nicht. Sein Wesen war so zerfahren, so gedrückt, als lauerte ein schweres Geständnis im Grunde seines Herzens.

Vor dem Hause fuhr der Wagen vor. Hans ging hinaus, die Mutter folgte ihm, Irmgard und die

Jungen umdrängten ihn, sie wollten ihn bis zum letzten Augenblick genießen.

Erika saß noch vor ihrer Tasse, die Last der Lüge wuchtete auf ihr.

Da legte sich des Vaters Hand schwer auf ihren Kopf. „Erika, was du mir vorhin gesagt hast, war die Unwahrheit. Ich frage dich nicht warum. Ich weiß jetzt, du kannst es mir nicht sagen, ich weiß auch, nichts ist so bitter, als wenn ein gerader Mensch lügen muß, um das Unrecht anderer zu decken. Nur eines sage ich dir, Erika: Halte dich hoch, und wenn das Schwerste über dir zusammenbricht, bleibe du selbst! Lüge nicht, weil andere lügen, werde nicht klein, weil andere klein sind! Halte dich über den Menschen! Ich sage dir das heute, weil du heute zum ersten Male gestrauchelt bist, mein Kind.“

Sie legte die Stirn an des Vaters Schulter und küßte das rauhe Tuch der alten Joppe, dankbar und demütig.

Draußen lärmten die Jungen, die Mutter sprach eifrig, dazwischen erklang Hansens Stimme.

„Adieu, adieu, lebt wohl! Grüßt Jane, ich lasse gute Besserung wünschen. Schade, daß der Urlaub schon vorüber ist, es war so nett hier. — Erika, kommst du nicht bald? Wo ist Vater? — Nun aber vorwärts, es ist Zeit!“

Er küßte die Mutter zärtlich, und in plötzlicher Aufwallung preßte er sie an sich. „Sei mir nicht böse, Mamachen!“ Dem Vater drückte er nur flüchtig die Hand, dann schwang er sich neben Erika, die die Zügel hielt. Das kleine Gefährt rollte den Park hinab nach der Landstraße. Aus dem Turmfenster winkte Jrmgarths weißes Tüchlein.

Jane lag im Bette und stöhnte schwer. Ob sie sich

zum Fenster schleppte, um ihn noch einmal von weitem zu sehen? Sie rang schwer mit sich, dann wandte sie sich nach der Wand und zog die Decke über den Kopf. Und aus diesem ersten Sieg über ihr heißes Herz schöpfte sie Kraft. Doch das Rollen des Wagens tat ihren Nerven weh. —

Die Geschwister saßen schweigend nebeneinander. Hans laute an der Unterlippe, räusperte sich und zündete sich eine Zigarette an.

Erika wartete. Sie konnte den Weg zu ihm nicht zurückfinden, er mußte die Brücke bauen mit einem guten Wort.

Endlich sagte er: „Na, hat Jane sich abgeregt?“ Er warf seine Zigarette in den Straßengraben, und Erika mußte plötzlich an den häßlichen, aufgeweichten Stummel denken, der sich in dem Haar der Ertrinkenden gefangen hatte wie in einem weichen Netz.

Sie nickte nur.

„Ich dachte es mir gleich, sie ist ein bißchen stark hysterisch.“

Dann schwiegen sie wieder. Ihnen zur Seite dehnte sich das sonnige Land, auf dem die zarten Halme zitterten. Drüben gleißte die Mosel und zog langsam ihre Bahn, und vor ihnen reckten sich die alten, plumpen Türme des Städtchens.

Erika kniff die Augen zu, sie wollte nichts sehen, sie wollte sich nicht ablenken lassen von ihren Gedanken — sie wartete. Jetzt mußte er etwas sagen. Er rang mit sich, sie sah es wohl.

Es kam ihnen eine Schwadron Dragoner entgegen. Die Sonne funkelte auf den Helmen und glitt über die blanken Leiber der Pferde. Die Fähnchen flatterten vergnügt im Winde. Die Offiziere ritten an der Spitze, sie grüßten, einer reckte sich im Sattel

und rief herüber: „Wie geht's, gnädiges Fräulein? Wann kommen Sie zum Tennispiel?“

Erika nickte ihm zu. Ihre Antwort verklang im Getrappel der Hufe.

Sie fuhren durch das Städtchen über das holperige Pflaster. Sie wurden oft begrüßt und Erika dankte zerstreut. Sie dachte immer: „Was wird er mir sagen?“

Da hielten sie vor dem Bahnhof. „Bleib sitzen,“ sagte Hans, „du hast doch niemand, der dir das Pferd hält. — Also — was ich noch sagen wollte — es ist mir scheußlich unangenehm, ich mochte es Vater nicht selbst sagen —“

Er richtete seine Taschenuhr nach der Bahnuhr.

„Ein drittes kann das besser, diplomatischer, du hast Einfluß auf ihn und — Also — ich habe ein paar Schulden, bring es ihm vorsichtig und vernünftig bei — bitte.“

Er sah wieder nach der Uhr.

„Es ist Zeit — adieu!“ Er reichte ihr die Hand, und auf seinem Gesicht war ein verlegenes Lächeln. „Eigentlich bin ich ja nur deswegen gekommen, aber ich habe schlechte Nerven. Ich kniff vor einer Szene. Gott, es tut mir ja leid, aber ich — ich hatte kolossales Pech mit den Pferden — faktisch!“

Er hatte etwas Verprügeltes im Blick.

„Also, du sagst ihm das: ich habe Pech mit den Pferden gehabt! Und nun endgültig adieu!“

Erika fragte hart: „Wieviel?“

„Na, so zwanzigtausend!“ rief er über die Schulter zurück. „Aber es hat Eile, große Eile!“

Er winkte noch einmal mit der Hand und verschwand in dem grauschwarzen Gebäude.

Erika saß aufrecht und sah auf den Zug, der heran-

brauste. Dann wandte sie ihren Wagen. In diesem Augenblick setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Die lange Fensterreihe blitzte an ihr vorüber, und sie sah flüchtig und scharf Frau v. Ramps verschleiertes Gesichtchen und im Hintergrund des Abteils des Bruders eleganten hellen Ulster.

Sie dachte müde: „Wenn sie sich dazu hergibt — was geht das mich an? Was geht dieser Mensch mich noch an?“ Und dann schrie es auf in ihr: „Und das ist mein Bruder — mein so heißgeliebter Bruder!“

Als sie daheim vor die Rampe fuhr, kam Ernst auf sie zu, und sie sah auf einmal, wie gereift das hagere Gesicht des Jungen aussah. Er hatte in seinen Augen ein sonderbares Flimmern.

Er zog sie in eine Ecke und fragte sie scheu: „Erika, was ist denn mit Jane? Was war das heute nacht? Warum ist sie krank? Bitte, sage mir alles!“

Sie war ganz verwirrt. „Aber Junge, es gibt Dinge, die fragt man nicht und die sagt man nicht, wenn man liebe Menschen schonen will. Verstehst du das? Forste nicht weiter, ich bitte dich!“

Der Junge sah sie eindringlich an mit einem argwöhnischen Blick.

„Er ist wirklich kein Kind mehr,“ dachte sie.

„Ich weiß, es ist wegen Hans!“ sagte er, und aus seinen Augen brach ein wilder Zorn. Er ballte die Faust. „Ich weiß jetzt, was er wert ist!“

Sie nahm sein Gesicht zwischen beide Hände. „Ernst, dann denke ewig daran und spiele nie mit einem Menschen!“

„Ich hätte nicht mit ihr gespielt!“ sagte der Junge rauh, und Tränen schossen über das hagere Gesicht.

Erika erschrak in tiefster Seele. Sie drückte sein Gesicht an sich, aber er riß sich heftig los und rannte davon. Seine schmale, lange Gestalt verschwand in den Büschen.

„Er hat überall Wunden geschlagen,“ dachte Erika bekloffen, und eine Ahnung ging ihr auf von der ersten, scheuen, vielleicht unverstandenen Liebe in diesem jungen Herzen, und von dem wühlenden Schmerz, das vergötterte Bild der heimlich Verehrten so brutal vernichtet zu sehen.

„Ich will ihm helfen,“ dachte sie, und dann lächelte sie schmerzlich. „Kann denn ein Mensch anderen helfen, der selbst so zerbrochen ist?“

Da fühlte sie plötzlich in sich eine harte, mutige Energie auflodern, und ihr war auf einmal, als sei etwas im tiefsten Grunde ihres Wesens, das sich nicht vernichten ließ, das sich immer wieder aufrichten würde, wenn es auch tief zu Boden gedrückt war, das leben würde, solange ihr Atem ging. Und sie fühlte diese Kraft mit weher Freude, sie atmete tief auf, und sie wußte jetzt, daß sie schwere Lasten tragen konnte und tragen würde.

Dann ging sie zum Vater. Der saß an dem breiten eichenen Schreibtisch, vor ihm häuften sich Bücher und Papiere. Die Mutter lehnte am Bücherschrank. Ihr Gesicht sah erregt aus, doch der Vater lächelte. Erika trat an das Fenster und sah einen Augenblick hinaus. Sie rang nach Ruhe, um den Eltern schonend des Bruders Geständnis mitzuteilen.

Farnhorst sagte zu seiner Frau: „Also, du siehst, Helene, daß deine Angst und alle deine Befürchtungen umsonst waren. Der Junge ist vergnügt abgereist, ohne irgend etwas Schlimmes zu beichten.“ Er stand auf und strich seiner Frau über die Wange. „Du siehst

eben alles zu schwarz, liebes Kind! Du mußt mehr Glauben haben! Hast du denn immer noch nichts von meinem Optimismus gelernt?“

Ein zitternder Seufzer klang vom Fenster her durch das Zimmer, und dann war es mit einem Male ganz still.

Farnhorst ließ seine Hand sinken, und die Mutter war leichenblaß geworden.

Erika wollte hinausgehen, in diesem Augenblick konnte sie es den Eltern nicht sagen, jetzt konnte sie den Vater nicht so schwer treffen. Sie ging zur Türe.

„Erika,“ rief die Mutter, „Erika, sag, was ist, sag es schnell, schnell!“

Die arme Frau setzte sich, die Erregung, die gespannte Erwartung der letzten Tage hatten ihr alle Kraft geraubt, ihre Kniee wankten.

Gepreßt sprach Erika: „Ich soll es euch diplomatisch beibringen, aber das ist mir nicht gegeben. Hans hat Schulden gemacht. Er sagte es mir kurz vor seiner Abreise auf dem Bahnhof.“

Tiefe Stille im Zimmer, von draußen klang das lenzfrohe Zwitschern und Jubeln der Vögel herein. Erika stand mit gesenktem Kopf, sie atmete schwer, sie wußte, daß sie den Eltern einen schweren Schlag versetzt hatte, und sie dachte verzweifelt: „Hätte ich es doch anders, schonender gesagt, nicht so schroff, nicht so kraß!“

Die Mutter hatte die Hand über die Augen gelegt, die Lippen zuckten. Der Vater stand am Schreibtisch, seine beiden starken Hände hatte er auf die Platte gestützt, auf der markigen Stirn stand eine finstere Falte, und die blauen Augen sprühten.

„So —“ sagte er ganz langsam und seine Stimme

war schwer und ungefüge, „so feige, so erbärmlich ist der Bengel, daß er nicht einmal den Mut hat, sich Auge in Auge mir gegenüberzustellen! So jammervoll ist er, daß er sich hinter den Rockzipfel seiner Schwester vertriecht!“

„Vater!“ Erika hob beide Hände.

„Ein Schuldenmacher, ein Feigling — das ist mein Sohn —“

Er sank schwer in einen Stuhl.

Erika besann sich, und sie sagte, was sie selbst nicht glaubte: „Er hat Pech mit den Pferden gehabt, es ist nicht seine Schuld!“

Der Vater lachte hart auf. „Das — das ist nicht wahr!“

Da stöhnte die Mutter leise: „Hermann, er ist doch unser Sohn, du mußt ihm glauben — du mußt! Er hat dich noch nie belogen!“

Erika blickte auf die Mutter, und sie sah, daß Liebe und Angst um den Sohn aus ihren Augen brachen. Der Mutter Liebe war stark, die hielt dem ersten Anprall stand. Sollte ihre Liebe jetzt versagen? Sie trat dicht zum Vater hin. „Die Mutter hat recht, du mußt ihm glauben, Vater! Sei nicht hart, verzeih ihm noch einmal, er wird sich bessern.“

Der Vater sah sie aus kummervollen Augen an. „Glaubst du das wirklich, Kind?“

Sie schluchzte auf, sank vor ihm in die Kniee und umschlang ihn mit beiden Armen. Ihr junger Körper zitterte und zuckte.

„Siehst du, Kind, du glaubst es auch nicht!“

Und die Vögel draußen jubelten und jauchzten.

Da trat die Mutter dicht an ihn heran, ihr Gesicht sah auf einmal hart und finster aus. „Ihr glaubt nicht an ihn? Ihr glaubt nicht mehr an ihn? Dann will

ich euch etwas sagen, dann will ich allein an ihn glauben, dann will ich zu ihm halten, dann will ich ihn nicht verlassen. Ihr habt nicht das Recht, ihn zu verurteilen, weil er einmal unrecht getan hat. Mich trifft es am schwersten, denn ich bin seine Mutter. Aber ich trage es und stehe zu ihm trotz allem, denn ich bin seine Mutter!“

Der Mann saß mit gesenkter Stirn. „Er ist ein Feigling!“ sagte er laut.

„Du hast mich eben noch den Glauben lehren wollen, und nun versagst du selbst!“ sagte die Frau bitter.

„Daß er eine Dummheit gemacht hat, das will ich begreifen, obwohl ich auf ihn gebaut habe wie auf mich selbst, aber daß er zu feige war, es einzugehen —“

„Hermann, es ist doch begreiflich, er war elend, nervös, schämte sich vor dir —“

„Ja, dazu war er zu nervös. Aber die Cour schneiden, sich amüsieren, Menschen unglücklich machen, dazu langte es!“

Die Eltern standen sich gegenüber, und ihre Blicke maßen sich kalt, und es war Erika, als sähe sie auf einmal eine Kluft zwischen ihnen klaffen. Ihr graute. So hatten die Eltern noch nie miteinander gesprochen, so hatten sie sich noch nie angesehen. Sollte er auch hier zerstören? Eine heiße, erstickende Angst erfaßte sie um die Ruhe ihres Vaterhauses, um das Glück dieser beiden Menschen, die zum ersten Male nicht Seite an Seite standen vor einer Gefahr.

Farnhorst wandte sich langsam um. „Ich werde mich erkundigen,“ sagte er, „und wenn ich ihm unrecht getan habe, will ich es gern eingestehen und ihm abbitten, wenn nicht —“ Er machte eine Bewegung

mit der flachen Hand, als schöbe er etwas Widerliches von sich fort.

„Und ich will zu ihm halten — auch dann, ich lasse ihn nicht untergehen! Ich halte ihn, ich halte ihn!“ Die Mutter sah an ihrem Mann vorüber auf Erika.
„Und du?“

Erika hob müde den Kopf. „Ich will es versuchen, ich will mich durchringen, ich habe fast alles verloren —“

Dann ging sie. Sie sehnte sich nach Einsamkeit, aber sie mußte ja zu Jane, und dann mußte sie sich um Ernst kümmern — da war so vieles, das auf sie wartete. Nur flüchtig folgten ihre Gedanken dem Bruder. Der saß jetzt mit Frau v. Ramp vergnügt im Zug und flirtete weiter.

„Flirt — wenn sie sich dazu hergibt!“

Sie meinte seine frivole Stimme zu hören, der Tonfall würde sich wohl für immer in ihr Ohr geprägt haben.

Achtes Kapitel.

Graue, eintönige Tage zogen durch das Haus. Es war wieder kalt geworden, und unaufhaltsam stürzte der Regen aus den vorüberhastenden Wolkenschwaden. Ausgelöscht war die lichte Lenzpracht. Die weißen Blütenblätter wurden von den Regengüssen zu Boden gepeitscht, so daß es ausah, als hätte es geschneit. Immer neue Wolken stiegen über den Horizont und zogen über die Hochebene, und der schwere Boden wurde weich und zähe und hemmte jeden Schritt.

Eine trübe Stimmung lastete auf allen, so daß in dem sonst so lebhaften, fröhlichen Hause keine laute Stimme und kein Lachen klang. Die beiden Jungen

gingen, bis an das Rinn in ihre Gummimäntel gehüllt, zur Schule, und gegen Abend kamen sie triefend und mißmutig nach Hause. Auch sie waren stiller als sonst. Ernst sah hohlwangig und unfrisch aus, seine Haltung wurde schlaff, sein Eifer in der Schule ließ nach. Er brütete vor sich hin und hielt sich den Spielen der Kameraden fern; es war plötzlich und jäh gekommen — er fühlte sich als Erwachsener und suchte deren Gesellschaft. Max fühlte sich insofgedessen vereinsamt, er hatte ein lebhaftes Anlehnungsbedürfnis, und er entbehrte den Bruder als Spielkameraden. So saß auch er über den Büchern, still und übelgelaunt.

Jane lag an einer schweren Erkältung danieder. Sie konnte sich nicht erholen, denn sie fieberte noch immer, und die bohrenden Gedanken hinter der Stirn nahmen ihr die Ruhe. Sie lag mit brennenden, weit geöffneten Augen im Bett, und Erika wußte, daß diese Augen Bilder sahen, die sie quälten und demütigten.

Wenn Frau Farnhorst sich an ihr Bett setzte und ihr mit den klugen, klaren Augen ins Gesicht sah, dann senkte sie die Lider, und ihr Mund zuckte in verhaltenem Schmerz. Sie atmete erst wieder auf, wenn sie mit Erika allein war. Und Erika pflegte sie, und die Arbeit, die Sorge um die Kranke füllten ihren Tag und nahmen ihre ganze Kraft in Anspruch, es blieb ihr keine Zeit zum Grübeln und zum Graben in dem eigenen Schmerz.

Erika gab sich viele Mühe, die Kranke zu zerstreuen und von ihrem Brüten abzulenken, und sie hatte die Empfindung, als müsse sie gutmachen, was der Bruder an der Freundin gefehlt, als müsse sie seine Schuld sühnen. Sie gehörten ja zusammen, sie waren ja vom gleichen Blut, sie mußten auch füreinander einstehen!

Und sie nahm die Sühne auf sich, sie pflegte Jane mit aller Aufopferung, deren ihre kraftvolle, warme Natur fähig war, sie wich nicht aus ihrem Zimmer, bis auch ihr Gesicht blaß und schmal geworden war.

Aber die beiden Mädchen kamen sich nicht mehr näher, es war, als sei ein Damm zwischen ihnen, der den Strom ihrer Empfindungen trennte. Immer wieder versuchte Erika die Freundin zurückzugewinnen, aber Jane blieb kühl und ablehnend, und Erika fühlte, daß sie sich von ihr löste, daß sie diesen Menschen aus ihrem Leben verlor. Sie warb um sie mit ihrer zärtlichsten Fürsorge, allein sie fühlte dunkel, daß sie Jane nur noch mehr quälte, und sie zog sich verletzt zurück. Oft waren sie stundenlang schweigend beieinander, und keine fand den Weg zur anderen.

Die Dämmerung kroch über die Riefenwipfel und schlug ihre grauen Fittiche um das Haus. Sie drang in das Gemach, in dem die beiden Mädchen schweigend beieinander waren. Erika saß am Fenster und starrte in den regenschweren Abend hinaus. Ihr war recht hoffnungslos ums Herz; das eintönige Regenwetter, die Stimmung im Hause — alles drückte auf sie und nahm ihr Freudigkeit und Spannkraft.

Jane lag regungslos in den Kissen. Auf einmal sagte sie leise: „Komm, Erika, setz dich zu mir auf den Bettrand!“

Erika ging hinüber und ließ sich auf den Bettrand nieder, ihr war seltsam zumute, sie fühlte eine Blutleere im Kopfe, aber sie nahm sich zusammen und beugte sich über die Liegende.

„Erika, ich möchte noch einmal ohne alle Bitterkeit mit dir sprechen. Nicht nur, daß du mich“ — sie stockte und zögerte — „da herausgezogen hast, sondern

daß du geschwiegen hast gegen jedermann, das danke ich dir! Das hat mir das Genesen leicht gemacht. Und eigentlich sollten wir ja nun Freundinnen sein fürs Leben — aber es geht nicht! Ich komme nicht darüber hinweg — über die Erinnerung — und daß du alles weißt, daß deine Gedanken sich damit beschäftigen, daß du darüber grübelst, urteilst! Das richtet eine Wand zwischen uns auf. Ich gebe mir Mühe, es zu vergessen, aber es geht nicht. Und dann noch eines! Ich kann nicht mehr bei euch bleiben, ich muß fort! Alle — alles erinnert mich an ihn. Jeder hat irgend eine Ähnlichkeit mit ihm, die mich quält und immer wieder von neuem beunruhigt. Du zum Beispiel — jetzt eben, in der Kopfhaltung — ah, du weißt gar nicht, wie mich das aufreizt! Überall sehe ich ihn, den ich vergessen will und vergessen muß! Deine Mutter im Tonfall, ganz unmerklich, aber ich höre es doch — Max hat dieselben Augen, denselben weichen Mund — nein, hier kann ich nicht vergessen, hier nie!“

Erika stützte den Kopf in die Hand. Jane ging, und es war gut so für sie, aber sie verlor sie, sie würden sich nicht wiederfinden im Leben, Hans würde ewig zwischen ihnen stehen. Ob das immer so war, daß ein Mensch nach dem anderen davonging? Konnte man keinen halten? Riß das Leben alle auseinander? Das Leben! Sie dachte scharf nach. Das Leben wohl nicht. Den Ereignissen zum Troß konnte man zusammenhalten, wenn man sich verstand und liebte, aber wenn man sich trennte aus innerer Notwendigkeit, weil man sich nichts mehr zu geben hatte, weil man fremd wurde — dann mußte man ja schließlich einsam werden, ganz einsam in kalter Herzensöbde.

Ein Frösteln ging über ihren Rücken, ihre Seele

fror. Sie sah in die endlos sich deh nende Dunkelheit vor dem Fenster, aus der nur die Wipfel raunten und die stürzenden Regengüsse rauschten. Ob die Einsamkeit schon auf sie wartete? Ihr war, als griffe die Dunkelheit nach ihr, als würde es kalt in ihren A dern, und ihr Herz schlug laut. Noch nicht, noch nicht! Noch brauchte sie die Menschen und ihre Liebe und ihre Wärme! Noch konnte sie nicht allein sein! Wenn Jane auch ging, sie würde es schwer tragen, aber die anderen blieben, und die wollte sie halten mit aller Kraft, an die sollte ihr Herz sich klammern. Auch der Bruder würde den Weg zu ihnen zurückfinden. Jetzt war er fern, aber er mußte ja wiederkommen. Das Blutband hielt fest.

„Erika, verstehst du, daß ich gehen muß?“

„Ja,“ sagte Erika, „es ist das beste so.“

Sie drückten sich fest die Hand, und in dem Druck lag schon ein Abschiednehmen. —

Wenige Tage darauf reiste Jane in ihre Heimat zurück. Herr und Frau Farnhorst waren zuerst überrascht von dem plötzlichen Entschluß, dann aber gingen sie stillschweigend und taktvoll über die Gründe hinweg. Der Abschied war beklommen, kühl in seiner Unfreiheit. Ernst war blasser noch als sonst, zerstreuter, gereizter.

Als Erika vom Bahnhof zurückkehrte, suchte sie ihn vergeblich im ganzen Hause. Zuletzt trat sie in den Stall, um nachzusehen, ob er bei den Pferden war, aber auch da fand sie ihn nicht. Sie ging zu ihrem Rappen und streichelte ihn, und die abfällige Kritik des Bruders fiel ihr ein und tat ihr wieder weh.

Da hörte sie plötzlich einen dumpfen, schluchzenden Laut. Sie erschrak, sah sich um und merkte, daß der Ton aus der geöffneten Bodenluke drang.

Und sie wußte gleich, daß Ernst sich in seinem Schmerz dorthin verkrochen hatte. Ihr Herz trieb sie, bei ihm zu sein, ihm über die heiße Wange und das wirre Haar zu streicheln. Sie stieg die Leiter empor und trat in den dämmernden Raum, der ganz erfüllt war von dem süßen, schweren Duft des Heus.

In dem dunkelsten Winkel lag Ernst lang ausgestreckt, das Gesicht ins Heu gedrückt, steif, regungslos. Nur zuweilen ging ein Stoß durch seinen Körper, und es war, als bäumte sich der schlankte Leib unter der Wucht des Schmerzes, den er nicht zu fassen und zu bewältigen vermochte.

Erika trat dicht an ihn heran. Sie kauerte sich neben ihn nieder und umschlang ihn mit beiden Armen.

Er wehrte sich, wollte sich losreißen und davonestürzen, aber sie ließ ihn nicht; mit sanfter Gewalt zog sie seinen Kopf in ihren Schoß und umschlang den zuckenden Körper. Da brach das Schluchzen jäh durch, er weinte fassungslos, unaufhörlich. Das Schluchzen rüttelte ihn, aus tiefster Brust quoll sein wildes, junges Weh und löste sich in einen Tränenstrom. Der erwachende Jüngling in ihm wollte sich der Tränen schämen, wollte sie niederzwingen und sie verleugnen. Aber angesichts dieses schweigenden Verstehens wurde er zum letzten Male zum Kinde und weinte sich müde in Erikas Schoß.

Und sie faltete die Hände über seinem wilden, wirren Haar, und ganz langsam liefen die Tränen über ihr Gesicht. Dann wurde er still, und sein Atem ging tief und schwer. Erika sah über ihn hinweg auf einen Sonnenstrahl, der durch die Dachluke in den Speicher fiel. Er sah aus wie ein lichter Speer, der sieghaft das Dunkel zerschneidete. Die Heustäubchen tanzten in dem

Lichtstrom ihren feinen, zitternden Reigen, und der Heubust wogte schwül durch den Raum.

Sie streichelte mit leichter, weicher Hand den blonden Kopf, der in ihrem Schoße lag, und sie fühlte, wie die pochenden Pulse sich beruhigten. Ihr Herz begriff den wilden Schmerz, der diese junge Brust durchwühlte. Sie war dem jungen Bruder so nahe, daß sie ihn schweigend verstand und durch ihre verstehende Gegenwart tröstete.

Ernst vergaß seinen Kummer und horchte auf den tiefen, mühsamen Atem des Mädchens. Nun begriff auch er ihr Leid, er wußte auf einmal, daß auch sie viel verloren hatte, und er dachte: „Wie tapfer sie ist!“ Und an ihrer Tapferkeit richtete er sich auf. Er haßte nach der streichelnden Hand und drückte sie gegen seine feuchte Stirn, dann sagte er: „Wir kommen schon durch!“

Erika nickte.

Sie sahen einander nicht an, in scheuer Zartheit schonte das eine des anderen Gefühl.

Erika zupfte sich die Heualme aus dem Kleide, dann stiegen sie die Leiter hinab. Sie berührten die Stunde in dem stillen, dämmernden Heuspeicher niemals wieder mit einem Wort.

Neuntes Kapitel.

Es war, als sanken graue Schleier auf die Stimmung im Hause Farnhorst. Es wurde immer stiller, immer mühsamer stieg der Frohsinn empor, nur Irmgard sang zuweilen mit ihrer hellen, weichen Stimme, und alle lauschten, und oft war ihnen das helle Lied eine Wohlthat; zuweilen aber empfanden sie es wie einen Miston in der schweren Stimmung.

Die dringendsten Schulden waren bezahlt, aber täglich fast lagen in der Briefftasche Briefe aus der Garnison in großen Umschlägen mit Stempeln und Geschäftsfirmen. Täglich liefen darin Rechnungen für Hans ein, dringende Mahnungen über Posten, die seit Jahren ausstanden. Und wenn Erika die Posttasche in Empfang nahm, dann zitterte ihre Hand, wenn sie das Schloß öffnete. Früher war sie fröhlich dem alten Briefträger entgegengelaufen, manchmal bis auf die Landstraße hinab, in unbändiger Erwartung von irgend etwas Großem, das die Post bringen würde. Und wenn dann eine bunte Ansichtskarte kam, war es ein kleines Ereignis, und kam einmal ein Brief von Hans, dann war es ein Festtag für alle.

Jetzt lief sie dem Briefträger nicht mehr entgegen. Sie dachte den ganzen Morgen gequält und bang: Was er wohl heute wieder bringt? Ach, wenn er doch gar nicht käme! Wenn er doch einen Tag wenigstens ausbliebe! Wenn sie dann die blinkenden Uniformknöpfe zwischen den Büschen sah, ging sie ihm zaghaft entgegen, und wenn ein Brief in ihrer Hand lag, der den Poststempel von des Bruders Garnison trug, dann ging sie mit langsamen, schleppenden Schritten in das Zimmer des Vaters. Ihre Gestalt sah dann aus, als sei alle Elastizität gebrochen, als seien die schlanken Glieder schwer und steif geworden, und die Augen in dem schmalen Gesicht hatten einen müden, wissenden Blick. Sie setzte sich dann auf die Armlehne des Schreibessels und lehnte die Stirn an des Vaters dichtes Haar.

„Was ist es heute wieder, Vater?“

Er schob sie leicht von sich. „Geh, Kind! Ich will dir mit diesen häßlichen Geldsorgen die Jugend nicht verkümmern. Wenn es sein muß, ist es immer noch

Zeit! Es ist nichts für solch ein junges Leben, das braucht Sonnenschein!“

Aber Erika ging nicht. Sie schmiegte sich dichter an den Vater, und sie sah, daß sein Haar rasch grau geworden war in den letzten Wochen. Noch ein paar solcher Monate, und es war wohl ganz weiß.

„Vater, ich habe doch ein Recht dazu, ich möchte alles wissen. Die Ungewißheit quält mich Tag und Nacht!“

Der Vater seufzte. „Vielleicht hast du auch recht, Kind. Vielleicht kommt dir die Wahrheit zu. Schließlich trägt sich auch manches leichter, wenn man es tropfenweise erfährt. Und dann, Erika, glaube ich, muß ich dich waffnen zum großen Lebenskampf. Leicht wird euer Leben nicht werden, denn es geht bergab mit uns, da ist es am Ende besser, du lernst die Hindernisse mit ruhigem Auge sehen, um sie zu nehmen.“

Er stand auf und ging mit wuchtigen Schritten auf und ab. Von Zeit zu Zeit warf er einen kurzen, scharfen Blick auf die Tochter. Die saß aufrecht und ungebeugt auf der Armlehne und wartete auf den Teil der Bürde, den sie tragen sollte.

„Es ist schwer für Eltern, die Kinder ins Leben zu stellen. Gleich jenseits der Schwelle des Elternhauses ist das erste Hindernis, und das harte Leben steht daneben und sagt: Spring oder stürz! Und die Kraft ist noch so ungestählt, Hindernisse kennt man noch gar nicht. Noch nie hat man einen kühnen, selbständigen Sprung gewagt — und man springt mit jungem, gläubigem Mute. Und dann kommt die nächste Hürde, und wieder spricht das Leben: Stürz oder spring! — Ach, und es stürzen so viele, so viele —“

Er blieb dicht vor Erika stehen.

„Und die Eltern können nicht mehr helfen. Sie wissen kaum, wie die Hindernisse sich türmen, wie die Versuchungen locken, sie wissen nicht, ob ihr Kind die Kraft hat zum Lebenskampf auf eigene Faust. Sie wissen nicht, ob es sich bewährt im großen Rennen — sie können ihm nur von der eigenen Lebenskraft das Beste mitgeben ins Leben — aber springen, springen muß es selbst! Und darum sollte man seine Kinder zur Härte erziehen. Man sollte ihnen nicht jeden Stein aus dem Wege räumen. Doch wie oft geht das über Elternkraft. Wer brächte es fertig, seinem Kinde freiwillig schwere Stunden zu bereiten, wenn man ihm Sonnenschein geben kann? Man ist weich. Man glaubt an das Kind, weil es das eigene ist. Das ist gewiß ein schönes Stück Eitelkeit!“ Er lachte bitter. „Und dann ist dies das Resultat!“

Er schlug mit der flachen Hand auf einen Stoß Rechnungen, daß die Blätter aufflatterten. Erika ergriff seine feste, warme Hand und preßte sie, und sie sah auf einmal, daß die Hand runzelig und nervös geworden war.

„Siehst du, Kind, ich könnte ja den Bengel fallen lassen.“ Er atmete mühsam. „Es gibt Platz genug für verachtete Existenzen auf dem Erdenball. Aber da ist eine Stimme in mir, die sagt Tag und Nacht: Du darfst nicht! Denn du bist schuld! Ihr alle seid schuld daran, ihr habt dazu beigetragen, ihn zu diesem eiteln, haltlosen Menschen zu machen!“

Erika senkte den Kopf wie vor einer Anklage.

„Und es ist wahr: wir haben ihn überschätzt, wir haben ihn für etwas ganz Besonderes gehalten. Das ist ihm zu Kopf gestiegen, das hat er nicht vertragen. Dadurch hat er den Maßstab verloren für sich, für euch, für die ganzen Verhältnisse. Wir tragen einen großen

Teil der Schuld, und darum dürfen wir keine Steine werfen. Das habe ich erkannt in den langen schlaflosen Nächten, wenn ich ihn ausstoßen wollte, um euch zu retten, wenn ich hart sein wollte in Empörung und Born. Ich hörte das leise Schluchzen deiner Mutter, das die Rissen nicht ersticken konnten, und dies schmerzliche, qualvolle Schluchzen wies mich auf den Weg. Wir müssen ihn wieder hochkriegen. Ein Funken wird doch in seinem Blute sein, der uns verwandt ist, und wenn nur ein wenig Stahl in einem Menschen ist, muß man ihn doch hartschmieden können!“

Sie schwiegen beide.

„Es wird freilich ein schweres Werk sein,“ begann Farnhorst wieder, „denn ich glaube, es ist kein edles Material in ihm. Ein vornehmer Mensch wäre wohl durch den blinden Glauben der anderen wachgerüttelt worden, der hätte in dem Glauben ein Verlangen gesehen — ein Appellieren an sein Ich. Daß es ihn klein gemacht hat, daß es ihn verdorben hat, beweist, daß da kein edles Material ist.“

Erika dachte bellommen: „Wie sonderbar! Der Vater ist sonst so optimistisch, und hier bei seinem Sohne sieht er so scharf, so nüchtern, so ohne jede Illusion. Und Mutter — die nimmt sonst alles so schwer und dunkel, und bei ihrem eigenen Kinde löst sich alles in einem großen, tiefen, allmächtigen Glauben! Wenn ihn etwas heilt, so ist es wohl nicht die verstandesmäßige, klug überdachte Hilfe des Vaters, sondern der allgewaltige, vielleicht törichte Glaube der Mutter. Wenn ich doch auch wieder glauben könnte, wenn ich es lernen könnte!“

Und vor ihrer Seele stand des Bruders Gestalt, die sie mit so heißer Liebe auf den Altar ihres Herzens gestellt. Doch sofort drängte sich Janes Gesicht an

seine Seite, das bleiche Gesicht mit den langen Haaren, die schwer von Wasser waren und straff an ihr herabhingen. Und neben ihr Frau v. Ramps lachendes Antlitz mit den flinken Augen und dem weichen, lodenden Munde.

Der Vater nahm seinen Gang durch das Zimmer wieder auf. „Siehst du, Erika, eines meiner Kinder habe ich ins Leben gestellt, ungewappnet und schwach, und es ist gestürzt an vielen Hürden. Und nun stehst du vor mir, und ich weiß nicht, wie das Leben dich anpacken wird und schütteln, ich weiß kaum, ob in dir Stahl und Kraft ist, ob du wirst springen können, wenn das Hindernis kommt?“

Da fühlte Erika, wie schon einmal, den starken Lebensmut in sich auflodern und die Kraft, die wohl zusammenbrechen, aber nicht erliegen kann. „Ich springe!“ sagte sie stolz, und der Vater sah einen blauen Funken in der Tiefe ihrer Augen sprühen, und er hatte das Gefühl, daß sie von seiner Art sei.

„Nun, dann will ich nicht mehr daran denken, daß deine Jugend sonnig und kinderleicht sein soll. Du sollst uns die nächsten schweren Jahre tragen helfen, und deine Kraft wird wachsen unter der Bürde. Mir ist, als könntest du es noch einmal brauchen.“

In seinen Augen flammte plötzlich eine zärtliche Angst. Dann setzte er sich ruhig an den Schreibtisch.

„Also heute —“ er biß die Zähne aufeinander — „heute kommt ein Brief vom Kommandeur. Die Sache mit dem Pech bei den Pferden ist natürlich nicht wahr, er hat damit sogar ganz gute Geschäfte gemacht, aber das Geld ging den Weg des anderen. Der Kommandeur fragt also an, ob ich die Schulden bezahlen könne oder wolle — sonst —“

Erika hatte die Hände ganz fest ineinander verschlungen. „Sonst?“ sagte sie.

Der Vater preßte die Faust wieder auf den Stoß Rechnungen. „Es ist viel. Ich kann es nur, wenn ich euch andere benachteilige. Das Barvermögen schwindet vollkommen. Wir müssen unseren Haushalt, unsere Bedürfnisse aufs äußerste beschränken.“

„Aber du kannst ihn also doch noch retten, Vater?“

„Vorläufig — ja! Aber er spielt. Für solch einen Menschen kann man keine Garantie übernehmen. Und da ist noch so eine Sache. Verzeih, wenn ich vor deinen Ohren davon rede, aber du bist ja kein Kind mehr. So eine Liaison mit einer Schauspielerin —“

Auf des Vaters Stirn stand wieder die steile, tiefe Falte. Erika fühlte, wie ihr Herzschlag aussetzte, und sie dachte nur: „Und Jane? Und Frau v. Ramp?“ Ihr war, als verlängere sich die Reihe ins Unendliche. Wie viele waren es schon gewesen? Wie viele würden noch kommen?

Ein bitterer Geschmack trat ihr auf die Zunge, heiß quoll der Ekel in ihr empor. Das war das Häßlichste von allem. Das war so niedrig, so unverständlich gemein, das drang am tiefsten. Und sie hatte gedacht, wenn er einmal ein Weib wählte, würde er über sich greifen in freier, stolzer Wahl, und nun griff er wahllos auf, was sich ihm am flachen Wege bot, was sich mühelos ohne Kampf ihm gab. Er griff unter sich, wie die Laune es ihm gebot, ein Mensch, der nur seinen Instinkten folgt, ohne innere Disziplin, ohne Wert.

Ihre Gedanken entglitten ihr. Was hatte sie doch früher von ihm gedacht? Das mußte schon lange her sein! Und auf einmal kam sie sich unsagbar lächerlich vor mit ihrem Idealismus, so albern und dumm.

Und als hätte er ihre Gedanken gelesen, sagte der Vater: „Wir müssen uns daran gewöhnen, ihn richtiger einzuschätzen. Auch hierin ist er, wie so viele sind — er steht im größten Durchschnitt.“

Dann nahm er die Papiere wieder auf.

„Ich habe mich entschlossen, für ihn einzutreten — einmal noch mit den größten Opfern. Was aus euch anderen werden soll, weiß ich noch nicht. Bis die Jungen heranwachsen, ist er ja Rittmeister und braucht nichts mehr, aber ihr Mädchen —“

„Wir sind hier gut aufgehoben, und wir können ja arbeiten!“

Er runzelte die Stirn. „Davon ist nicht die Rede! Was ich dazu tun kann, sollt ihr eine nette Jugend haben — trotz allem. Das übrige wird sich finden. Und nun geh und laß satteln, wir wollen eine Stunde zusammen reiten!“

Sie ritten nebeneinander durch den sommerlichen Wald, der sich über das Hochplateau erstreckte, und ihre Herzen wurden wieder freier und leichter. Farnhorst dachte: „Wenn so viele kraftvolle, mutige Menschen daran ihr Leben setzen, einen schwachen, haltlosen emporzuziehen, dann muß es doch auch gelingen!“ Er dachte nicht daran, daß einer eher zehn andere mit sich in die Tiefe reißt, als daß die ihn emporzuziehen vermögen.

Er sah mit Stolz auf die aufrechte, schlanke Gestalt der Tochter, die leicht und fest im Sattel saß, die den feinen Kopf so frei trug trotz der schweren Gedanken, die hinter der Stirn kreisten.

Eritas Augen glitten über das sommerliche Land, auf dem das Korn in goldenen Wogen flutete, und ihr Herz wurde weit und groß. Sie fühlte, daß man vergessen konnte angesichts der großen, stillen Natur,

daß man im größten Leid noch Augenblicke stummer Freude schöpfen konnte, wenn man der Natur in das gewaltige Angesicht sah.

Zehntes Kapitel.

Im Pferdestall lehnte Erika an ihrem Rappen. Unaufhörlich glitt ihre Hand streichelnd über den blanken, schimmernden Hals, unaufhörlich liefen ihr die Tränen über das Gesicht. Das Pferd hatte den Kopf nach ihr hingewandt und sah mit hellen, lebhaften Augen auf sie nieder. Von Zeit zu Zeit schnupperte es an ihrer Hand, als suche es ein Stück Zucker, dann prustete es laut und stieß mit dem weichen Maule gegen die Wange des Mädchens. Erika schlang heftig beide Arme um den kraftvollen Hals und drückte das Gesicht in die dunkle Mähne. Mein Gott, wie war sie schwach und erbärmlich! Wie schwer wurde ihr dies kleine Opfer!

Da nahm sie sich gewaltsam zusammen, und um ihren festen Mund lag ein Zug starren Willens. Sie klopfte dem Tier noch einmal auf den Rücken und ging ins Haus, ohne sich umzusehen. Der Rappe schaute ihr aus großen, klugen Augen nach.

Im Gartensaal traf sie auf den Vater. „Vater, ich wollte gerade zu dir, um dir vorzuschlagen, den Rappen zu verkaufen. Ich mache mir nicht mehr so viel aus dem Reiten.“

Farnhorsts Gesicht färbte sich plötzlich dunkelrot. „Was sagst du da, Erika? Ich sage dir, das geschieht nicht! Du behältst den Rappen, er ist dein Eigentum.“

„Vater, es muß doch sein, ich weiß es doch —“
Auf Farnhorsts Stirn schwoll eine Ader. „Der

Braune wird verkauft und das Dogcart, und damit basta! Ich wünsche nicht, daß über die Angelegenheit noch ein Wort verloren wird. Der Rappe bleibt im Stall!“

Er wollte an ihr vorübergehen, doch sie faßte seinen Arm mit beiden Händen.

„Vater, ich bitte dich, wenn der Braune fortkommt, dann auch der Rappe! Wenn du nicht mehr reitest —“ ihre Stimme schwankte und ward ganz heiser — „dann will ich auch nicht mehr reiten. Ohne dich —“

Es grub sich ein Zug tiefer Rührung um seinen Mund. „Mir bekommt das Reiten wirklich nicht, Rind. Mein Herz will in letzter Zeit nicht mehr so recht. Glaube mir das. Ich sage es nur dir und erspare der Mutter diese Sorge. Ich bin nach dem Reiten jedesmal schlapp und brauche lange, bis ich mich erholt habe. Du behältst also den Rappen, und ich behalte die Freude, mein Mädel jeden Tag im Sattel zu sehen!“

Er klopfte ihr die Wange. Im Vorübergehen wandte er sich noch einmal um und sagte über die Schulter zurück: „Es kann ja sein, daß der Rappe später auch noch fort muß.“

Es klang bitter und mutlos.

Erika ging zur Mutter. Die saß mit Jrmgard auf der Veranda hinter dem Hause, und vor den beiden türmten sich Stapel weißer Wäsche, die sie durchsahen und flikten. Erika setzte sich zu ihnen und nahm auch eine Arbeit auf, und sie saßen lange schweigend in emsiger, rastloser Arbeit. Die Nadeln flogen, und die Gedanken flogen. Erika dachte an des Vaters Andeutungen wegen seines Leidens. War das wahr, oder hatte er es nur gesagt, um das Verkaufen seines Reitpferdes glaubwürdig zu machen? Wenn er vielleicht doch ernstlich leidend war!

Eine heiße Angst kam über sie. Das durfte ja nicht sein, das wäre ja entsetzlich! Nein, nein — die tiefen Linien im Gesicht kamen von den drückenden Sorgen. Die grauen Haare hatte der Kummer gezeichnet, und der gebeugte Gang, den brachte die Scham mit sich; denn er schämte sich, das fühlte Erika dunkel, sein mutiger, gläubiger Stolz war dahin. Er war still und einsilbig geworden, und die steile Falte wich nicht mehr von der breiten Stirn. Aber krank — nein, krank konnte er nicht sein! Ihre Augen glitten zur Mutter hin. Sie durfte ja nicht fragen, sie durfte sie nicht beunruhigen.

Da erschrak sie heftig. Auch die Mutter sah blaß und nervös aus, um die Augen zitterte ein Strahlenkranz feiner Fältchen, und die Mundwinkel senkten sich schlaff und müde.

Die Mutter hob den Kopf: „Erika, findest du nicht auch, daß der Vater schlecht aussieht?“

„Ach Mutter, ich finde, ihr seht beide angegriffen aus!“

Die Mutter schüttelte lebhaft den Kopf. „O nein, mir geht es sehr gut! Ich fühle mich ganz frisch. Aber der Vater ängstigt mich, ich mache mir Sorgen um ihn. Er nimmt die Dinge mit Hans viel zu schwer.“ Sie sprach auf einmal heftiger. „Mein Gott, so schlimm ist es ja gar nicht! Er hat unrecht getan — gewiß, und es ist eine sehr, sehr große Sorge für uns, aber alle Leute haben doch einmal schwere Zeiten! Jeder junge Mensch macht doch einmal Dummheiten! Darum ist er doch noch nicht schlecht! Aber Vater hält ihn jetzt für einen durchaus wertlosen Menschen.“

In ihrer Stimme war eine Gereiztheit, die Erika noch nie an ihr gehört hatte, ihre Augen brannten in dem kleinen, nervösen Gesichtchen.

„Das finde ich einfach ungerecht, das finde ich kleinlich!“

Sie schwieg erschrocken. Noch nie hatte sie vor den Ohren der Töchter gegen den Vater gesprochen. Noch nie hatten die Kinder eine tiefere Meinungsverschiedenheit zwischen den Eltern gemerkt.

Erika faltete die Hände im Schoße und dachte mühsam: „Nun kommt auch noch dies, nun werden sich die Eltern fremd.“ Und angstvoll sah sie die Mutter an.

Aber Frau Farnhorst war zu erregt, sie mußte sich aussprechen, sie mußte sich innerlich befreien von dem Druck der ungesprochenen Anklagen. „Ich will ja nichts gegen den Vater sagen,“ fuhr sie fort, „aber in dieser Sache ist er entschieden zu hart. Der Sohn hat nicht gehalten, was er sich von ihm versprochen hat. Nun ist er für ihn erlebigt! Als Mensch und als Persönlichkeit einfach abgetan!“ Die Tränen schossen ihr in die Augen, ihre Lippen zitterten. „Er hilft ihm ja natürlich, er tut alles für ihn, aber sein Herz ist nicht dabei, er tut es kalt, wie eine Pflicht gegen sich selbst oder gegen einen Menschen, gegen den man etwas verschuldet hat. Und im letzten Grunde — im letzten Grunde verachtet er ihn!“

Jrmgard sah sie entsezt an. In Erikas Augen war etwas Starres, sie bewegte die Lippen, sie wollte sagen: „Ich kann den Vater verstehen,“ aber sie brachte keinen Ton aus der Kehle.

Die Mutter strich sich mit der Hand über das Haar. „Er verachtet ihn! Und dabei gibt es doch tausend Entschuldigungsgründe. Er ist in einem teuren Regiment, da ist die Versuchung groß, er ist gutmütig, kein Spielverderber, da kann er sich schlecht ausschließen. Er ist vielleicht schwach, ich will es ja nicht beschönigen, aber wie ist er auch verwöhnt worden! Er ist elegant,

gut aussehend — mein Gott, ich hab' es ja gesehen, erst Jane, dann Frau v. Ramp! Könnt ihr euch da nicht hineindenken, wie das einem jungen Menschen zu Kopf steigt, wenn ihm die Frauen so den Hof machen? Und dann, wie mögen ihn die Kameraden verführt und überredet haben, wie mag er sich gewehrt haben am Anfang — und endlich ist er schwach geworden! Gewiß — es ist ja verwerflich, aber es ist doch zu verstehen, es ist doch verzeihlich!“

Ihre Augen flogen über die Baumwipfel, als suchte sie neue Gründe, den Sohn zu entschülnen, als suchte sie alle die Menschen, denen sie die Schuld an seinem Leichtfynn aufbürden konnte. Denn die anderen, die mußten ja den größten Teil der Schuld tragen — er nicht, er nicht!

Erika antwortete nicht, sie sah in tiefem Staunen auf die Frau, die ihr Kind hochhielt um jeden Preis, die lieber die ganze Menschheit anklagen wollte, als daß nur ein Schatten auf das Kind fiel. Und sie sah, daß in dieser blinden, kritiklosen Mutterliebe ein großer, ergreifender Zug war, der sie verstummen ließ, der jede Entgegnung ersticte, und doch lag wieder etwas rührend Hilfloses darin, denn sie gab ja zu, daß der Sohn stets nur der willenslose Spielball der anderen gewesen, ohne jeden eigenen Willen, ohne Kraft zum Widerstand.

Irmgard strich zärtlich und tröstend über der Mutter zuckende Hand: „Mamachen, er wird schon wieder werden!“

Die Frau lächelte und nickte: „Ja, wir wollen Geduld mit ihm haben, er wird sich besinnen und bessern!“

Dann ging sie rasch ins Haus, denn die aufsteigenden Tränen brachen ihr aus den Augen.

Die beiden Mädchen waren allein, und eine beflummende Stille lagerte über der Veranda. Da tastete sich Jrmgarbs Hand zu Erika hin und griff zu und schmiegte sich bebend in die feste, ruhigere Hand der Älteren. Und auf einmal brach die Selbstbeherrschung des Mädchens zusammen, und sie drückte das heiße Gesicht gegen den Hals der Schwester.

„Erika, ich glaube es ja gar nicht! Er bessert sich nie — nie! Und ich glaube, ich hasse ihn, weil er dich so unglücklich macht.“ Ein starkes Schluchzen schüttelte durch ihren Körper. „Erika, ich weiß ja, wie es in dir aussieht — meine liebe, arme Erika!“

Erika lächelte schmerzlich. „Ich muß mich erst daran gewöhnen. Aber Jrmel, ich bitte dich, laß mich, ich muß mich darin durchkämpfen, ich muß es büßen, daß ich mir ein Idol gemacht habe. Das ist eine bittere Schuld, denn wir dürfen niemals vergessen, daß wir Menschen nur mit Menschen rechnen dürfen.“ Dann wurde ihre Stimme ganz leise. „Wer gab mir das Recht, ihm einen Altar zu bauen? Er war wohl immer schon so, wie er jetzt vor uns steht, ich habe ihn nur anders gesehen, und das ist allein meine eigene Schuld. Und nun muß ich sehen, daß ich mir aus dem Heldenbild noch ein ganz kleines Menschlein retten kann, keinen Mann, zu dem ich aufschaue, sondern einen schwachen, kleinen, den ich stützen will und liebhaben, wenn es geht.“

Jrmgard umklammerte sie fester. „Laß mich dir helfen, Erika!“

Erika lächelte leise in den sinkenden Abend hinein, und zum ersten Male fühlte sie warm, wie lieb sie die kleine Schwester hatte, und sie dachte: „Es ist jetzt auf einmal so viel Raum in meinem Herzen, so viel weiter, leerer Raum, den hat er bisher allein gefüllt, und nun ist viel Platz da für andere!“

Aus der Tiefe des Obstgartens löste sich die Gestalt des Vaters, der langsam näher kam. Er hatte den Kopf grübelnd gesenkt, und in seinen Bewegungen war etwas Greisenhaftes, Gleichgültiges. Als er die Töchter auf der Veranda sah, kam er näher. Er hob die Stirn und blickte hinauf. „Ich habe mir das eben überlegt, ich will Hans hierher bescheiden, damit völlige Klarheit in die Lage kommt. Ich will einmal gründlich mit ihm reden.“

Erika nickte, aber ihr wundes Herz erschrak und zitterte vor dem Wiedersehen.

Elftes Kapitel.

In einem Eilbrief meldete Hans seine Ankunft. Der Brief klang aufgereggt, die Schrift sah flüchtig und unruhig aus. An den Rand stand eine Bemerkung gekritzelt, die Farnhorst zuerst übersehen hatte, und als er sie gelesen, preßte er die Lippen spöttisch aufeinander. Hans schrieb: „Vielleicht bringe ich meinen Freund Heinrich Wengern mit. Er hat in der Gegend zu tun und möchte gern bei euch eingeführt werden.“

Farnhorst faltete den Brief peinlich zusammen. Das war ja ein sonderbarer Einfall von Hans, jetzt einen Fremden mitzubringen! Er mußte doch wissen, welche Auseinandersetzungen auf ihn warteten, er mußte wissen, daß eine ernste, schwere Zeit kam, in der weder Raum noch Stimmung für Gäste war! Das spöttische Lächeln huschte tiefer in den rotblonden Bart. Wie geschickt das ausgedacht war! Hans glaubte wohl, die Anwesenheit des Fremden würde Szenen vermeiden und Erklärungen mildern.

Farnhorst reckte sich zornig. Hatte der Bengel denn gar keine Schneid mehr, konnte er den Tatsachen und

dem Vater nicht endlich einmal ins Gesicht sehen? Diese Feigheit, dieses erbärmliche Kneifen! Wie konnte man den verlorenen Respekt je wieder kriegen, wenn der Junge sich so betrug! Aber er wollte ihn schon fassen und hochnehmen trotz dieses mitgebrachten Freundes.

Er trat an die Treppe und rief ins zweite Stockwerk hinauf: „Irmgard — Erika, sorgt für ein Gastzimmer! Hans bringt Besuch mit!“

„Jetzt?“ Es war Erikas Stimme, die erstaunt, erschrocken herabklang. „Jetzt — Besuch?“

„Ja, allerdings!“ Der Vater lachte hart.

Erika schwieg, und der Vater wußte nun, daß auch sie das Spiel durchschaut hatte.

„In einer Stunde ist er da,“ sagte Erika zu den Geschwistern, die hinter dem Hause Tennis spielten.

„Ich habe den ganzen Abend zu arbeiten,“ sagte Ernst schroff und sah finster in die Niefernwipfel.

Max blickte scheu auf den Bruder. Man sah, wie er mit sich kämpfte. Dann sagte er zaghaft: „Eigentlich bin ich auch müde.“

Irmgard zog ein schelmisch bitteres Gesicht. „Ich aber muß wohl erscheinen — nicht?“

Erika nickte. „Wie ist das so rasch anders geworden!“ dachte sie, und die kühle Frühlingsnacht stand vor ihrer Seele, als alle Geschwister in fieberhafter, seliger Ungeduld auf den großen Bruder gewartet hatten. Wie leicht ist es doch, Liebe zu verlieren, wie schwer, sie zu halten! —

Sie ging in ihr Turmzimmer, um sich umzuziehen. Nebenan hörte sie das laute, vergnügte Poltern Irmgards, die leise sang und zuweilen ein paar kurze Worte hervorstieß, halb lachend, halb ärgerlich, wenn ein

Knopf absprang, oder wenn die wilde, eigensinnige Haarfülle sich nicht händigen lassen wollte.

Erika stand vor dem Spiegel, der ihre schlante, vornehme Gestalt aufnahm. Das helle Kleid floß weich um die geschmeidigen Glieder und ließ sie größer erscheinen. Ihr Kopf hob sich frei und stolz über den Schultern, ihre Kopfhaltung war das Charakteristische ihrer Erscheinung, der Spiegel ihres Wesens. Sie duckte den Kopf um keine Linie, wenn Leid sie quälte — im Gegenteil, je schwerer ihre Last war, um so mutiger trug sie die Stirn.

Sie hob die Kerze mit der Hand und beleuchtete ihre Haarkrone und sah darauf mit prüfendem Interesse. Die Frisur saß. Da bemerkte sie, daß der zuckende Lichtschein metallische Funken in dem Haar entzündete, und sie freute sich über das flimmernde Spiel. Dann senkte sie langsam die Hand mit dem Licht und beleuchtete voll und scharf ihr Gesicht, und zum ersten Male schaute sie sich an mit dem vollen Bewußtsein ihrer erblühten Jugend, und eine scheue Frage stand in den ernsten Augen: „Bin ich schön?“

Ihre Stirn leuchtete hell und klar unter dem Haar, die Augen lagen tief unter den schmalen, geraden Brauen, sie hatten stets den ernsten, konzentrierten Blick, der durch die Hülle sehen wollte in die Tiefe, in die letzte Tiefe. Darum stand in den Augen oft ein heißes Forschen, eine ungestüme, leidenschaftliche Sehnsucht. Die Büge waren fest und energisch gezeichnet. Nur um den Mund zitterte die Weichheit und Leidenschaftlichkeit ihres Wesens, doch die lag noch gebannt im Dunkel und verriet sich nur durch das zuckende Spiel der feinen Mundwinkel.

Erika sah ihr Bild an, sie rechte ihre Gestalt und stand weiß und schlant in dem blinkenden Glas, den

Kopf hoch und stolz erhoben. Dann dachte sie ganz langsam und beklommen: „Ich glaube, ich — bin schön.“ Und heiß quoll eine jähe Freude in ihr empor und dann das Bewußtsein einer neuen ungeahnten Macht. „Schön!“ Sie murmelte es zaghaft, ungläubig vor sich hin.

Da knirschte ein Wagen auf dem Ries des Parkweges. Sie errötete und schämte sich. Wie konnte sie so kindisch sein in dieser Stunde! Sie blies die Kerze aus und ging hinab. Ihr Herz klopfte angstvoll, sie fürchtete sich vor dem Wiedersehen.

Die lebhafteste, etwas belegte Stimme des Bruders scholl ihr entgegen. Dazwischen das ruhige, starke Organ des Vaters und dann eine fremde Stimme, die die Mutter verbindlich begrüßte. Ach ja, das war wohl der Fremde, dieser Wengern, den hatte sie im Augenblick ganz vergessen.

Als sie unter die Türe trat, sah sie ihn dicht vor sich stehen. Einen Augenblick schloß sie vom Licht geblendet die Augen, dann sah sie auf den Gast, der sich tief vor ihr verbeugte. Sie begegnete seinen kleinen, lebhaften Augen, und in den Augen stand deutlich und hell, was sie eben zum ersten Male gedacht, und was sie noch nie in eines Mannes Blick gelesen: „Du bist schön!“

Einen Augenblick wollte es ihr berauschend zu Kopfe steigen — ah, das war ja die neue Macht! Dann sah sie ruhig in das runde, rosige Gesicht des Fremden, und auf einmal wußte sie: sie wollte den Männern gar nicht gefallen — so nicht! Sie lächelte, und in das lebenswürdige Begrüßungslächeln, das dem Gaste galt, schlich sich ein leiser Hochmut, der dem Bewunderer galt. Sie reichte Wengern die Hand, ruhig, sicher, mit der Gewandtheit, die nicht einen Moment versagt.

„Mein gnädiges Fräulein, ich hatte schon die Ehre,

Sie im Bilde zu kennen, aber die Wirklichkeit straft das Bild Lügen!“

Und wieder glitt der flimmernde Blick über sie hin.

In Erikas Brust erwachte eine kühle Abwehr. „Allerdings, wir haben einen schlechten Photographen in der Stadt,“ sagte sie leicht. Und wieder schlich der leise Hochmut um den beweglichen Mund. Da wußte Wengern, daß er sich im Ton vergriffen hatte.

Erika hörte die Stimme des Bruders im Nebenzimmer. Sie hob den Zwischenvorhang, da kam er ihr rasch entgegen.

„Guten Abend, Schwesterlein! Ich habe euch einen Gast mitgebracht, ich dachte, ihr würdet euch freuen, einen neuen Menschen in eurem Kreise aufzunehmen.“ Er schlug Wengern auf die breite Schulter. „Mein bester Freund, der schon viel mit mir erlebt hat.“ Er lachte laut. „Aber anständiger, famoser Kerl. — Erika behandle ihn gut!“

Erika blickte auf die beiden und überlegte, was sie wohl zusammengeführt hatte und zusammenhielt. Wengern mochte wohl fünfzehn Jahre älter sein wie Hans. Hans überragte den anderen, der neben ihm klein und plump wirkte. Wengern neigte stark zur Korpulenz, was seinem Körper etwas Schwerfälliges, Plebejisches gab. Das Gesicht war stark gerötet, wie bei Menschen, die schwere Weine lieben, und die kleinen, braunen Augen hatten einen lebhaften, wachsam und begehrlchen Ausdruck, der volle Mund unterstützte den Eindruck des Genußmenschen, aber das behagliche, gutmütige Lächeln gab ihm etwas Liebenswürdiges.

„Er sieht reich und satt aus,“ dachte Erika, „aber auch gutmütig.“ Da sah sie tiefer in die kleinen, klugen Augen. Sie erblickte in der Tiefe wieder das kleine,

züngelnde Flämmchen. „Gutmütig?“ dachte sie zögernd — „ich weiß doch nicht recht!“

Dann wandte sie sich zum Bruder. Was ging dieser fremde Mensch sie an, was kümmerte sie der? Der kam und ging. Aber Hans — Hans saß neben der Mutter. Er sprach viel und lebhaft, und sein Wesen schien freier, fröhlicher als früher. Er lachte viel, es war, als sei eine Last von ihm abgeglitten, als schwämme er wieder vergnügt im warmen, glatten Lebensstrom. Nur wenn sein Blick zum Vater glitt, lag eine leise Unruhe darin. Aber sofort war das leichtsinnige Lächeln wieder da, und Erika las darin: „Gottlob, daß es so weit ist! Der kleine Krach, der noch bevorsteht, geht auch vorüber.“

Der Vater saß in einem tiefen Klubstuhl und plauderte mit Wengern, er war vollkommen ruhig. Nur manchmal glitt sein Blick über das feine Gesicht seiner Frau, das in Stolz und Glück aufstrahlte, dann wurden seine Augen traurig.

Jrgard kam herein. Sie begrüßte den Fremden mit einer leisen Schüchternheit, und als der Bruder sie auf die Wange küßte, wick sie um eine Linie zurück.

Wengern beachtete sie kaum. Sein Auge hing an Erika, die ihm gegenüber in einem Sessel saß, und immer deutlicher stand in seinen Zügen: „Schön bist du — schön!“

Erika fühlte, wie diese heiße Bewunderung an sie herankroch, und sie hatte das Gefühl, als müsse sie ihr Kleid zusammennehmen, um eine etle Berührung zu vermeiden, und doch war der verstoßene Blick so demütig, so scheu und unterwürfig. Ein Unbehagen quoll in ihr empor. Was wollte der Mensch von ihr? Warum sprachen seine Augen zu ihr? Was glomm da so versteckt in der Tiefe?

Wengern war außerordentlich lebhaft, nur in seiner Haltung war etwas Träges. Er erzählte viel. Auf allen Gebieten zeigte er sich so weit orientiert, als es für den glatten, geschickten Causeur nötig war. Niemals wurde er tiefer und eingehender, er griff ein Thema auf, besah es sich, urteilte kurz und warf es beiseite, um ein neues aufzugreifen.

Erika verlor die Geduld. In aller Ruhe versuchte sie den Faden der Unterhaltung in die Hand zu nehmen. „Was ist eigentlich Ihr Beruf, Herr Wengern? Ich höre, Sie haben Güter?“

„Beruf? Pardon, gnädiges Fräulein, da befinden Sie sich aber im Irrtum. Mein Beruf ist das nicht.“

„Verwalten Sie sie nicht selbst?“ fragte sie obenhin.

„Gott bewahre mich!“ Er hob die Hände in lebhaftem Abscheu. „Was denken Sie von mir!“

„Ja, aber was tun Sie denn?“ Erika sah auf die träge Gestalt und das rosige Genießer Gesicht.

„Ich bin Sportman — Rennpferde, Automobile und so weiter —“

„Ah,“ sagte Erika gleichgültig.

Hans lachte aus der Sofaecke herüber. „Das heißt, er läßt andere für sich arbeiten und gibt das Geld aus. Er amüsiert sich meistens.“

Wengern richtete sich auf. „Entschuldige, mein Lieber, der Sport ist auch Arbeit, das wirst du doch wohl nicht leugnen wollen? Wenn ich auch nicht selbst reite, meine Automobile führe ich doch selbst über die Rennbahn.“

Hans lachte immer noch. „Natürlich — natürlich, rege dich nur nicht auf!“

„Mein gnädiges Fräulein, Sie werden einen ganz verkehrten Begriff von mir bekommen. Ich bin in

der Tat von morgens bis abends beschäftigt. Sie glauben gar nicht, wie mich der Sport ausfüllt.“

Und er begann ihr zu erzählen, er schilderte sein Leben mit einem leichten, gutmütigen Humor, aber Erika hörte doch immer nur den einen Grundakkord: Genießen — genießen!

Sie lächelte gleichgültig, der Mann interessierte sie gar nicht. Dies verkehrte und doch inhaltlose Leben ekelte sie an. Das war also der beste Freund des Bruders, in diesem Milieu, zwischen solchen Lebensanschauungen lebte er! Sport und Flirt — und nebenbei der notwendige Dienst.

Sie fröstelte. Vor ihr die kleinen heißen Augen redeten immer deutlicher die Sprache, die sie erschreckend verstand. Wengern saß dicht neben ihr, und während er sprach, glitten seine Augen streichelnd über ihre Gestalt. Sein heißer Atem schlug über sie hin.

Jetzt sagte er leise, dicht an ihrem Ohr: „Wie wunderbar müßten Sie echte Spitzen kleiden!“

Sie sah kalt in das heiße Gesicht. „Ich werde wohl kaum jemals echte Spitzen tragen,“ sagte sie ruhig.

„Doch,“ sagte er, „sobald Sie wollen!“

Da lachte sie leise auf. „Ich will aber nicht, Herr Wengern!“ Und dann ward ihr wieder leicht und frei ums Herz.

Zwölftes Kapitel.

Farnhorst stand an der Tür des Sohnes und weckte ihn durch energisches Klopfen. „Hans, ich möchte dich bitten, aufzustehen. Wir haben allerhand zu besprechen und können es erledigt haben, bis dein Gast zum Frühstück erscheint.“

Hans gähnte hörbar, aber er fuhr doch eilig aus dem

Bette. Die schwere Ruhe des Vaters machte ihn ganz nervös.

Farnhorst ging in sein Zimmer, setzte sich an seinen Schreibtisch und wartete auf Hans. Er legte sich ernste Worte zurecht, die zu dem Sohne bringen sollten und ihn weden. Und er dachte: Wenn die nächste Stunde herum ist, soll aus dem leichtsinnigen Bengel ein Mann geworden sein, ein brauchbarer, tüchtiger Mann. Er zwang seinen frohen Optimismus wieder zurück, um die leise warnende Stimme des Mißtrauens zu besiegen. Herrgott, es war doch sein Sohn! Der eigene Vater mußte den Jungen doch an der rechten Stelle fassen können! Seine Worte sollten wie Hämmer sein, die Funken aus dem Stein schlagen sollten.

Es dauerte lange, bis Hans kam. Endlich hörte der Vater seinen Schritt im Nebenzimmer. Hans ging ungeschlüssig auf und ab, rückte einen Stuhl, riß ein Fenster auf, pfiß eine Operettenmelodie, brach wieder ab, rief Jrmel ein paar Worte zu, die im Garten Blumen schnitt, und lachte dazu.

Da stieg dem Vater die Schamröte ins Gesicht. Er stand heftig auf, öffnete die Türe mit einer schroffen, harten Bewegung und sah finster auf den Sohn. „Darf ich endlich bitten, Hans?“

Hans wurde blaß und kniff die Lippen zusammen. Er senkte unwillkürlich den Blick. „Aber selbstverständlich, Papa. Ich dachte nicht, daß die Sache solche Eile hätte.“

In dem Manne gärte ein dumpfer Groll. Er stieß dem Sohn einen Stuhl hin. „Setz dich!“ Er selbst lehnte am Schreibtisch. „Mein lieber Hans, ich sehe, daß du absolut nicht im Bilde bist. Mit großem Erstaunen nehme ich wahr, daß du die Angelegenheit sehr gleichgültig behandelst. Um eine Lappalie handelt

es sich absolut nicht. Du scheinst dir wirklich nicht bewußt zu sein, daß du heute gerade so gut in Amerika oder sonstwo Stiefel wischen könntest.“

„Aber Papa, ich bitte dich!“

Farnhorsts Gesicht färbte sich dunkler. War es denn möglich, daß Hans so gedankenlos und leichtsinnig sein konnte, daß er die Lage nicht überfaß?

„Ich habe dir deine sämtlichen Schulden bezahlt. Du nimmst das anscheinend als etwas ganz Selbstverständliches hin. Zuerst die zwanzigtausend, die du Erika mitgeteilt hast, dann eine Fülle von Rechnungen, die mir förmlich ins Haus hagelten. Ich muß dir sagen, daß das nur mit Aufbietung von nahezu unserem ganzen Barvermögen geschehen konnte. Du weißt, wir sind nicht reich; meine Pension, die Einnahmen aus dem Gute, die Zinsen deckten sich gerade mit unseren Bedürfnissen.“

Hans rückte nervös auf dem Stuhle hin und her. „Nicht möglich,“ murmelte er. „War es denn so viel?“

„Du weißt anscheinend selbst nicht, wie hoch sich die Summe deiner Schulden belief!“ Seine Stimme klang drohend. „Bitte!“ Er schlug mit der geballten Hand auf den Haufen Rechnungen.

Hans erhob sich und ging mit unsicheren Schritten zum Schreibtisch und griff nach den Papieren. Aber er wußte gar nicht, was er las, in ihm war nur ein Gedanke allmächtig: Wäre diese Geschichte nur erst überstanden!

Farnhorst beobachtete scharf den Sohn, und ein Erschrecken ging durch seine Seele. Was war das für ein schlaffes, müdes Gesicht, nicht eine Linie war klar, nicht ein Zug war energisch, alles weich, schwammig, verschwommen, unscharf! Keine Geistesarbeit, keine harte Willensanstrengung hatten in dies Gesicht ihre

Linien geprägt, nur der Genuß, der schlaffe, weichliche Genuß hatte dies Gesicht geformt, ohne Härte, ohne Charakter, ohne Größe. Der Vater atmete schwer, er rang mit sich, mit dem aufsteigenden Abscheu.

Doch die mächtige Liebe zu seinem Ältesten siegte noch einmal. Er trat dicht an den Sohn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Hans, wir sind so weit, daß ich ein zweites Mal nicht wieder für dich eintreten kann, merke dir das. Wir müssen uns auf das äußerste einschränken, meine Pension und die geringen Einnahmen des Gutes müssen uns für alle genügen. Deine Zulage sinkt auf die Hälfte herab, und auch dies wird mir schwer. Sowie du Rittmeister bist, hört sie auf. Wir sind alle durch dich in die peinvollste Lage gekommen. Es stehen uns sehr ernste Zeiten bevor, und da ist im ganzen Hause auch nicht einer, der nicht unter den Folgen deines Leichtsinns wird leiden müssen, der eine früher, der andere später. Du hast in unser aller Leben grausam eingegriffen, viel tiefer, als du ahnst —“

Er stockte, und er dachte an das blasse Gesicht seiner Frau, das so verschlossen und ablehnend gegen seinen bittenden Blick geworden war.

Hans sah auf seine Stiefelspitzen, seine Lippen zitterten. Er atmete unruhig. „Gott, Papa, das habe ich wirklich nicht gedacht — wirklich nicht, du kannst es mir glauben! Das hab' ich nicht gewollt! Es ist so unmerklich gekommen. Ich sehe ja ein, ich war unverantwortlich leichtsinnig —“

Der Vater nahm ihn bei beiden Schultern, und seine Augen strahlten seine tiefe, starke Liebe aus. „Hans, wenn diese Stunde dazu hilft, aus dir einen Menschen, einen ernstesten, zuverlässigen Mann zu machen, dann wollen wir jedes Opfer freudig tragen, dann ist unsere

Entbehrung nicht zu teuer erkauft. Hans, ermanne dich, dies ist die große Stunde deines Lebens!“

Hans sah den Vater unsicher an. Was wollte der nur noch von ihm? Die Sache war doch jetzt erledigt! Er konnte doch nicht mehr tun, als einsehen und zugeben, daß er leichtsinnig gewesen war! Er versuchte ein leichtes Lächeln. „Vater, ich danke dir, daß du es so nimmst! Du bist ja schließlich auch einmal jung gewesen und sicher auch nicht immer ein Musterknabe!“

Farnhorst ließ die Hand sinken. „Allerdings war ich kein Musterknabe, ich habe auch eine flotte, fidele Jugend gehabt, aber ich glaube doch, daß ich den Begriff ‚Genuß‘ anders aufgefaßt habe wie du und deinesgleichen.“

Hans verzog spöttisch die Lippen, ein überlegener Ausdruck kam in sein weiches Gesicht. So sprechen die Väter alle. Es ist billig, Moral zu predigen, wenn man alt ist. Dann sagte er hastig: „Du entläßt mich jetzt wohl — ich möchte mich um Wengern kümmern.“

„Dazu sind die Mädels da. Ich denke, unsere Sache ist wichtiger. — Was gedenkst du nun zu tun? Ich nehme an, daß du dir einen ganz neuen Lebensplan machst, du hörst ja, daß deine Zulage sich bedeutend verringert.“

Er setzte sich und sah den Sohn erwartungsvoll an. Jetzt mußte in dem ja alles, was ernst und tüchtig war, ans Licht quellen, jetzt mußte er für den Wandel reif sein, zur Arbeit greifen, die ihm vorwärts half, mit dem leichtsinnigen Leben brechen.

In des Sohnes Augen stand ein ratloser Ausdruck, dann verzog er bitter den Mund. „Ja, Papa, das ist allerdings sehr schlimm, mit solch kleiner Zulage auszukommen, wenn man es anders gewöhnt ist —“

Farnhorst wartete darauf, daß Hans seine Hand ergreifen, und er an dem Händedruck spüren würde, daß er sich auf seine Kraft besinne.

„Na also, so leid es mir um meine Freiheit tut, ich werde eben nun ein reiches Mädel heiraten müssen. In Gottes Namen denn. Ich hätte ganz gern noch ein paar Jahre gewartet, aber jetzt ist es schließlich der letzte Ausweg. Die Sache ist sehr einfach. Das kann Wengern vielleicht machen. In seinen Kreisen gibt es einen Haufen Geld — ich will mal mit ihm sprechen.“

Sein Gesicht war lebhaft geworden, der Gedanke nahm ihn gefangen. „Ich gehe jetzt sofort zu ihm.“ Er trat dicht an den Vater heran und sagte lachend: „Bist du nun zufrieden mit mir? Mehr kannst du doch wirklich nicht verlangen!“

„Nein, mehr kann ich wirklich nicht verlangen!“

Als die Türe hinter dem Sohne zuklappte, stand Farnhorst müde auf und schloß hinter ihm ab. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und starrte finster vor sich hin. Plötzlich legte er die Arme auf den Tisch, den Kopf darauf, und ein hartes, wildes Schluchzen schüttelte die mächtigen Schultern. Ein Schauer ging über den starken Körper, und mühsam, schmerzvoll lösten sich die Männertränen.

Die gute Partie — das war der Ausweg! So rettete sich sein Sohn! Das war die Resonanz, die seine ernstesten Worte gefunden! Er stöhnte, und die Scham rötete seine Stirne.

In dieser Stunde begrub er den Sohn. Mit fester Hand hieb er den morschen Ast von dem gefunden Baum.

Erika schlenderte mit Wengern und Irmgard durch

den Park. Sie hatte ihre Hand in die der Schwester gelegt und hielt die Widerstrebende so an ihrer Seite fest.

Hans kam mit langen Schritten den Riesweg herab auf sie zu. Er schüttelte sich lachend und verzog das Gesicht.

„Na?“ fragte Wengern spöttisch schmunzelnd.

„Brrrr — war ein harter Strauß mit dem alten Herrn! Jetzt ist aber alles gut.“

„Na, dann ist's ja schön.“ Wengern klopfte ihm gutmütig auf die Schultern. „Ich lade dich zu einem Sektfrühstück ein, damit du dich von dem Schreck erholst.“

Er sah auf Erika, um auch in ihren Augen das frohe Lachen zu sehen, aber sie hatte die Brauen zusammengezogen und sah über ihn hinweg.

„Nun, gnädiges Fräulein, Sie machen ja ein ganz tragisches Gesicht! Ich hab' doch nichts Dummes gesagt?“

„Ich habe keinen Grund zum Lachen und verstehe auch meinen Bruder nicht, wie der lachen kann!“

„Nun fängst du auch noch an! Ich bin doch kein Verbrecher! Jetzt Schwamm drüber — ich bin genug gequält worden mit der Sache!“

Wengern legte den Arm um seine Schultern und sagte gutmütig zu Erika: „Haben Sie doch Mitleid mit dem armen Kerl!“

Sie lächelte flüchtig. „Ja — ja! — Ich will eben sehen, ob ich etwas zu tun habe. Sie haben ja jetzt Gesellschaft, Herr Wengern.“

Sie schritt eilig ins Haus, und mit glühenden Augen sah Wengern der stolzen Gestalt nach.

Jrmgard lief zu den Hühnern, froh, der lästigen Gesellschaft entronnen zu sein.

Wengern legte die Hand auf des Freundes Arm, und Hans fühlte, daß diese Hand leise zitterte. „Farnhorst — deine Schwester — Donnerwetter! Mir fehlen die Worte! Du, die hat Rasse, Eleganz in jeder Bewegung! Hans, ich glaube, ich bin unglaublich verliebt auf meine alten Tage!“

Hans wurde aufmerksam. „In Erika? Ernstlich verliebt? Das kann ich mir ja gar nicht denken!“

„Bei Gott, Hans — wenn sie mich nimmt, die wäre eine Frau für mich!“ Eine unterdrückte Leidenschaft machte seine Stimme schwanken. Seine Augen flimmerten.

Ein leises Unbehagen kroch über Hans. „Ich weiß nicht recht,“ sagte er zögernd, und er sah plötzlich seine junge, schlankte Schwester neben der kurzen, plumphen Gestalt des Freundes. Das war ein häßliches Bild, und ihr reines, helles Gesicht mit den ernststen Augen neben dem aufgeschwemmten, geröteten Genießer-gesicht — nein, nein, das war ja ganz unmöglich. Er faßte Wengern unter dem Arm. „Ach was — Dummheiten! Ihr paßt gar nicht zusammen. Das Mädchel ist ja viel zu jung für dich, und überhaupt, die nimmt dich sicher nicht!“

Wengern blieb stehen. Sein Gesicht war dunkelrot. „Farnhorst, ich verbitte mir alle Wiße! Es ist mein voller Ernst. Ich frage sie heute noch, und ich will sie haben, hörst du, ich will sie haben; und ich kriege sie auch! Hast du mich verstanden?“

Hans schüttelte den Kopf. „Aee, alter Junge, du kriegst einen Korb!“

Da verzerrte sich das Gesicht Wengerns ganz jäh, er sah brutal und verändert aus, die Augen sprühten in den Höhlen, der starke Untertiefer schob sich vor, er

ballte beide Fäuste und leuchte halb erstickt: „Ich kriege sie! Das sage ich dir! Koste es, was es wolle!“

„Na, versuch es meinetwegen. Vielleicht reizen sie deine Gelder.“

Um den Mund Wengerns schwebte ein tückisches Lächeln, ein drohender Blick zuckte in den Augentiefen. „Ich kriege sie! Wann und wie — das wird sich zeigen!“

Erika war rasch ins Haus gegangen. Es zog sie zum Vater. Leise klopfte sie an die Türe, aber drinnen blieb es still. Sie pochte lauter, dringender, da antwortete endlich seine matte Stimme.

„Vater, laß mich ein!“

„Kind, ich bin nicht ganz wohl, laß mich allein!“
Sie bat nur um so dringender.

Da knirschte das Schloß. Sie umschlang ihn mit beiden Armen, drückte sich dicht an ihn und küßte sein blaßes, verfallenes Gesicht. „Vater — Vater!“

Farnhorst atmete schwer und drückte sein Gesicht in die weiche Haartrone der Tochter. Dann sagte er matt: „Kind, ich habe die Probe aufs Exempel gemacht. Unedles Material — weich, wertlos. Man kann ihm nicht beikommen, man kann ihn nirgends fassen. Ja, ja, die harten Menschen, die zersplittern an solch einem Stoß, die weichen geben nach und richten sich wieder auf, als sei nichts geschehen. Für die gibt es keinen Sturm, weil sie so tief im Sumpf stecken! — Geh jetzt, Kind, ich will mich einen Augenblick legen, mein Herz will wirklich nicht mehr so recht in letzter Zeit.“

Er legte sich schwerfällig nieder, und Erika hüllte ihn in die Decke und lauerte sich einen Augenblick neben ihn hin. „Du darfst nicht krank werden, du darfst nicht, Vater!“

Sie streichelte sein Haar und drückte seine Hand.
Er lächelte ihr mühsam zu.

Dreizehntes Kapitel.

Erika trat in das Wohnzimmer der Geschwister. Max saß am Tische, hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und las eifrig in einem Indianerbuche. Er sah kaum auf, als die Schwester eintrat. Sein Gesicht war ganz heiß vor Spannung und Erwartung. Ernst schrieb in ein kleines Heft Vokabeln ein, und Irmgard saß auf der Tischdecke und nähte einen Knopf an die Tasse des Bruders. Es war ein gemütliches, trauliches Bild.

Erika blieb an der Türe stehen, und auf einmal lachte sie hell auf, so frisch und so jung, wie sie seit langer Zeit nicht mehr gelacht hatte. Sie legte die Hand auf den Mund und schloß eilig die Türe, dann sank sie lachend auf einen Stuhl.

„Manu!“ sagte Ernst.

Max ließ die Hände sinken, und Irmgard lachte mit, glücklich, daß sie die Schwester wieder lachen sah.

Erika faßte sich. „Kinder — ihr müßt mir einen Schwur leisten! Ihr müßt mir schwören, mich nicht einen Augenblick mit diesem Wengern allein zu lassen!“ Sie lachte wieder. „Ihr müßt bei mir Posten stehen, denn, Kinder, ich glaube — ich glaube, er will mich etwas fragen!“

Ein sprachloses Erstaunen malte sich auf allen Zügen. Max murmelte verständnislos: „Dich etwas fragen?“

Auf einmal jauchzte Irmgard auf, und da hatte auch Ernst den Sinn erfasst. „Nee — Erika!“ Und auf einmal lachten alle vier so unbändig, so übermütig, bis sie atemlos waren. Dann fingen sie wieder von

neuem an, und das Lachen stieg und sank und stieg wieder, und es war, als glitte ein lastender Alp von allen, als lösten sich Seelenfesseln, als sprängen neue Quellen sprudelnd auf.

Jrmgard wischte sich die Augen. „Ach Gott — Erika —“ Und wieder begann sie zu lachen.

„Der alte fette Kerl!“ Ernst keuchte halb erstickt.

„Unser Schwager!“ jubelte Max.

Da lachten sie wieder und konnten nicht aus diesem frohen, heißen Rausch herauskommen.

Endlich sagte Erika beschwörend: „Also verlaßt mich nicht! Es gibt einen wundervollen Spaß.“

„Großartig wird das!“ versicherte Ernst. „Was der Kerl sich nur einbildet! Unsere Erika! Überhaupt — ich dachte, so was — das wäre ganz anders.“

„Ja, das dachte ich auch,“ sagte Erika, und wieder lachten sie, daß ihnen die hellen Tränen in den Augen standen.

„Jetzt seid aber vernünftig, Kinder. Jrmgard, wir sollen einen Spaziergang machen, da mußt du gleich mit.“

Jrmgard fuhr sich glättend über die Haare.

„Ich gehe auch mit,“ sagte Ernst, und Max schlug sein Buch zu.

„Nein — nein!“ Erika wehrte lachend ab. „Eines genügt!“

Sie gingen die Treppe hinunter. Auf ihren Gesichtern lag noch der sonnige Schein ihres Frohsinns.

Die beiden Herren warteten im Gartensaal, und als Erika in die glühenden Augen des Mannes sah, da wußte sie auf einmal, daß es in der That kein Spaß war. Sein Auge glitt mit einem trohigen Besizerblick über sie hin.

Da richtete sie sich hoch auf und begegnete ruhig und kühl diesen heißen Augen. Und sie dachte: „Warum

muß mir die Liebe immer in so häßlicher, verzerrter Form gegenüberreten!“ Dann dachte sie an die duftende Frühlingsnacht, die ihr, wie sie glaubte, des Lebens schönste Tiefe gezeigt hatte. Und dann war es doch Lüge gewesen — bei Hans ein frivoles Spiel, bei Jane eine unfreie Leidenschaft. Und dann war Frau v. Ramp gekommen, da war die Liebe ein frivoles Tändeln, eine schwere Schuld wider einen ernststen Mann.

Erika ging nachdenklich neben den anderen, und sie begriff, daß die Liebe eines Menschen stets der Spiegel und die Form für seines Wesens Grund ist. Jeder liebt, wie er ist. Rein oder schwül, groß oder feige, stolz oder matt.

Sie sah Wengers heiße Augen und seinen brutalen Mund, und sie erschrak in tiefster Seele.

Jrmgard blieb dicht bei der Schwester, um ihre Lippen zuckte verhaltenes Lachen.

Wengern verlangsamte zuweilen seinen Schritt, zuweilen blieb er stehen, wandte sich zur Seite, wie um Erika aus dem allgemeinen Gespräch zu ziehen. Aber Jrmgard hing sich an der Schwester Arm, gab ihm immer Antwort, und ihr helles Auge senkte sich nicht vor seinem zornigen Blick.

Er konnte seine üble Laune kaum bemeistern. Zulezt schwieg er und sah mürrisch vor sich hin. Hans ging leise pfeifend hinterdrein, er mochte zu dieser Sache nicht helfen, mochte der Freund tun, was er wollte.

Es war eine gedrückte, schwüle Stimmung. Nur die beiden Mädchen schritten frei und leicht aus, der Kleinen strahlte der Übermut förmlich aus den Augen.

Wengern blieb endlich stehen. „Eine recht lang-

weilige Landschaft! Pardon, gnädiges Fräulein, aber mich macht diese endlose Fläche direkt melancholisch!“

Erika lächelte liebenswürdig. „Rehren wir um, Herr Wengern, es ist ohnehin Teezeit. Um dies Land zu lieben, muß man einen ganz besonderen Blick dafür haben.“

Er zuckte die Achseln. „Der fehlt mir entschieden. Ich begreife überhaupt nicht, daß Sie sich nicht heraussehnen aus dieser ländlichen Stille. Sie sind für die große Welt geschaffen! Sie könnten der Mittelpunkt eines großen, glänzenden und eleganten Kreises sein. Hier können Sie sich ja gar nicht entfalten!“

Erika sah ihn groß an. „Herr Wengern, was wissen Sie eigentlich von mir? Sie kennen mich noch gar nicht, wie können Sie beurteilen, ob ich hier verkümmere!“

Er sah sie verzehrend an. „Ich kenne Sie nicht — mag sein. Aber ich sehe: Sie sind schön, Sie sind gewandt, Sie sind klug, elegant, Sie gehören in ein anderes Milieu, in Glanz und Reichtum!“

Erika verstummte, die Worte waren brutal aus ihm hervorgebrochen. Auch Irmgard war blaß geworden, an Spaß dachten sie beide nicht mehr.

Sie gingen nach der Veranda. Wengern empfahl sich, um sich umzukleiden. Irmgard war weinerlich und zornig. „Warum reißt er nicht ab? Er muß doch allmählich merken, daß du ihn nicht willst!“

Erika atmete tief auf. „Ich glaube, es ist besser, ich weiche einer Aussprache nicht länger aus. Dies Versteckenspiel ist geradezu unwürdig. Laß mich allein. Ich fürchte mich wirklich nicht vor ihm. Ich mag jetzt nicht mehr fliehen, ich will ihm Antwort geben.“

Irmgard sah sie ängstlich an.

Erika lachte sie übermütig an. „Wenn er's absolut will, soll er seinen Korb haben!“

Da ging Irmgard. Erika setzte sich in einen Korbsessel und wartete.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Hinter ihr klang ein vorsichtiger Schritt, ein heißer Atem strich über ihr Haar.

„Mein gnädiges Fräulein, ich suche Sie schon seit Tagen allein zu sprechen.“

„Und ich weiche Ihnen seit Tagen aus!“

Seine Augen sprühten auf. „Ich weiß es. Aber —“ Er beherrschte sich kaum mehr. „Erika, ich liebe Sie — ach was, ich fühle eine wahnsinnige Leidenschaft für Sie! Noch nie habe ich ähnliches erlebt. Sie müssen meine Frau werden, Sie müssen — hören Sie — ich lasse mich nicht abweisen! — Erika, du süßes, stolzes Geschöpf, mach nicht dies hochmütige Gesicht, du sollst warm werden in meinem Arm, heiß unter meinen Küssen! Ich will dich die Liebe lehren und die Leidenschaft — du — du —“ Er stammelte, und sein Atem schlug in Eritas Gesicht. Seine heiße Hand legte sich tastend um ihre Schulter, und ganz dicht vor sich sah sie die funkelnden Augen, den begehrliehen Mund.

In heller Empörung riß sie sich los. „Lassen Sie mich! Wie kommen Sie dazu, mich anzurühren? Ich wollte Ihnen Rede stehen, aber diese Form paßt mir nicht. Lassen Sie mich los!“

Er umklammerte nur um so fester das schmale Handgelenk. Er lachte aufgeregt. „Ich bin toll, sage ich dir, ich will dich, und ich werde dich haben um jeden Preis. Sträube dich, bäume dich nur, so viel du willst —“

„Lassen Sie mich endlich los!“ sagte sie zornbebend. Sie war kalt vor Abscheu und Ekel.

„Erika, du sollst leben wie eine Fürstin, Juwelen sollst du haben, Toiletten — alles, was du willst! Ich will dein Sklave sein, nur mein, mein mußt du werden! Mein dein schimmerndes Haar, mein dein süßer, troziger Mund, mein deine stolze Gestalt —“

Erika riß sich gewaltsam los. „Nie, nie!“

„Erika!“ sagte er drohend. „Ich scheue kein Mittel!“ Plötzlich umfaßte er sie mit beiden Armen, sein heißer, gieriger Mund streifte ihre Wange. Das traf sie wie ein Peitschenhieb. Ihre Hand fiel auf sein Gesicht mit einem lauten, klatschenden Schlag.

Er wankte.

„Geben Sie mir den Weg frei!“

Er trat zurück. Als sie an ihm vorüberschritt, schoß ein heißer Haßblick zu ihr auf. „Den Hieb bezahlst du mir!“ zischte er. „Den Hieb bezahlst du mir!“

In ihrem Zimmer sank Erika auf einen Stuhl. Ihre Kniee zitterten, vor ihre Augen glitten Schleier, ihr Herz klopfte wild. Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen, immer fühlte sie den heißen Blick, hörte die leidenschaftliche Stimme und sah die funkelnden Augen. Sie schüttelte sich. Wie konnte ein Mann wagen, so um ein Mädchen zu werben! Sie kam sich beleidigt und beschmußt vor. Der Ekel würgte sie. Er hatte sie berührt, seine Lippen hatten ihre Wange gestreift. Sie ging zum Waschtisch und tauchte das heiße Gesicht in das kalte Wasser. Wenn sie nur die Erinnerung an die häßliche Stunde auslöschen könnte! Sie schämte sich, daß ihr Ohr solche Worte gehört hatte. Das war doch keine Liebe! Das war niedrige, tierische Begierde! Die Liebe mußte doch so ganz, ganz anders sein!

Sie trocknete sich das Gesicht, und Tränen traten in ihre Augen. „Warum muß ich etwas so Häßliches

erleben? Der erste Mann, der um mich wirbt — warum muß ich an ihm nur das Niedrige sehen?“

Die Enttäuschung umklammerte sie und verwundete sie.

„War ich selbst schuld? Ich wollte ihm doch nicht gefallen, ich wollte nicht vom ersten Augenblick an!“

Am anderen Morgen reisten die beiden ab. Erika stand neben dem Vater auf der Freitreppe. Sie hatte die Hand unter seinen Arm geschoben, als suche sie Schutz bei ihm.

Wengern verbeugte sich tief vor ihr. „Wenn Sie gestatten, mein gnädiges Fräulein, werde ich wiederkommen!“

Erika antwortete nicht.

Dann stieg er in den Wagen.

Hans verabschiedete sich jetzt. Der Vater reichte ihm die Hand, Erika küßte ihn flüchtig. Nur die Mutter zog seinen Kopf zärtlich zu sich herab: „Adieu, mein lieber Junge, und ich danke dir, daß du gekommen bist!“ In ihren Augen schimmerten Tränen.

Auf der untersten Stufe wandte Hans sich noch einmal rasch um. „Übrigens, sag mal, Erika, wie geht es eigentlich Jane? Ich wollte dich schon gestern fragen.“

„Ich weiß es nicht, sie schreibt mir nicht.“

„Nicht?“ Er sah sie überrascht an. Als er aber ihr verschlossenes Gesicht sah, stieg er rasch ein.

Als der Wagen um die Ecke bog, sagte Erika tief aufseufzend: „Gott sei Dank!“

„Gott sei Dank!“ sagte auch Jrmgard und schüttelte sich.

Die Mutter sah lächelnd auf die Töchter. „Nun,

Erika, ist es zu einer Aussprache gekommen? Du hast ihn abgewiesen?!"

„Natürlich!“ sagte Erika.

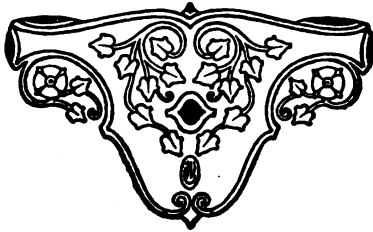
„Natürlich!“ sagte Irmgard stolz.

Die beiden Eltern lächelten.

„Das ist kein Mann für dich, mein Kind.“ Der Vater schüttelte den Kopf. „Gottlob nicht! Du sollst stets die freie Wahl haben, Erika, nichts soll dich beeinflussen!“

Die Mutter nickte, und seit langer Zeit zum ersten Male war wieder das warme Verstehen zwischen den Eltern.

(Fortsetzung folgt.)





Um eine Mark.

Eine Großstadtgeschichte von Ada v. Gersdorff.

Mit Bildern von
J. Mukarovsky.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Abend vor Pfingsten! Ein wunderbarer Frühlingsabend, von den allerersten einer, der köstlich sein mußte draußen, wo die grünen Felder wogten, wo die jungen Wälder ihre lichtgrünen Kronen, und das kraftvolle Grün der ersten Eichensprossen leuchtend zum klarblauen Himmel erhoben, wo die Feierglocken das einzige Tönen sind, das über die abendstillen Lande geht, und wo die braungebrannten Landarbeiter, die frischen, gesunden jungen Mädchen mit Hacke und Spaten heimziehen, um sich zum morgenden Pfingstsonntag vorzubereiten, und die Glocken ihnen frohe Feiertage verkünden.

Abend vor Pfingsten! Wie anders in der Großstadt mit ihrem ohrenzerreißenden Lärm und stickigen Dünsten, ihrer brausenden, unaufhörlich sich dahinwälzenden Verkehrswoge, doppelt gewaltig an diesem Vorabend des lieblichsten Festes im Jahre, das die Menschen der Großstadt mit seinen zwei schönen Feiertagen so fröhlich begrüßen, so ungeduldig all das Glück erwartend, das ja für die vielen jungen glückshungrigen Menschenherzen solche zwei Fest- und Feiertage in der schönsten Jahreszeit in sich tragen — tragen müssen! — Es kann ja gar nicht anders sein!

Wie wenige der strahlenden jungen Menschen, die

zu dieser Abendstunde die Werkstätten, Bureaus, Arbeitsräume, die Fabriken und Schulen verlassen auf die lange, lange Zeit von zwei Tagen und zwei Nächten, denken wohl daran, daß Unglück und Tod, Sünde und Verbrechen keine Feiertage kennen, daß die immer und unausgesetzt an der Arbeit sind und oft gerade dann am eifrigsten, oft gerade die schrecklichste Ernte ihrer Arbeit halten, wenn die Herzen und Augen, vom Sonnenlicht lang entbehrter, ersehnter Freude geblendet, weniger als sonst auf der Wacht sind und den sonst so wohlbekannten Schlafgenossen der arbeitenden und mittellosen Jugend der Großstadt, den Ernst des Lebens, in die dunkle Kammer sperren, die sie auf eine glückselige Weile verlassen durften.

Abend vor Pfingsten! Auch durch dies wilde, erbarmungslose Rasen und Toben der großen Millionenstadt hört man ab und zu den tönenden Glockenklang, den Feiertagstuf für den kommenden Morgen. Aber nur vereinzelt, nur ab und zu klingt es über dem Wälzen und Donnern der großen Verkehrsstraßen, über den Scharen von heimkehrenden Arbeitsmenschen, bei denen man selten, viel seltener als auf dem Lande, eine ernste, würdige, grauhaarige Gestalt schreiten sieht. Denn wer die fünfzig hinter sich hat, der findet selten Arbeit in den Fabriken, den Maschinenwerkstätten, den großen Handelshäusern der Stadt. Zu alt — zu alt! heißt das furchtbare Wort, das ihm verbietet, die Hände ehrlich zu regen, den erfahrenen, geübten Verstand in Geld und Nahrung für sich und die Seinen umzusetzen. Und es ist nur wunderbar, daß Unglück und Tod, Sünde und Verbrechen nicht noch viel, viel grausigere Ernte halten auf diesem überreif befundenen Menschenfelde.

Was braucht es Köpfe, Gedanken, Erfahrungen in

den großen Maschinensälen, den Riesenfabriken! Junge Körperkräfte, leicht erlangte Handfertigkeit wird gefordert. Quantität, nicht mehr Qualität heißt's jetzt. Die Masse bringt es — da liegt der Wert!

Und da stehen sie nun zuweilen in Massen still, diese jungen Burschen, diese oft reizenden jungen Mädchen, fast noch Kinder den Jahren nach, die sehnfüchtig hungrigen, begierig nach Schmuck und Sand und Seide und Samt funkelnden Augen auf die Auslagen der großen Warenhäuser gerichtet, viel begehrtlicher als auf die der Material- oder Nahrungsmittelläden. Wie oft stockt fast der Verkehr vor den Kleider- und Schmuckauslagen der billigen Basare mit ihrem glitzernden Sand!

Da ist doch eine Möglichkeit! Das ist doch schließlich noch zu beschaffen und zu haben für die, welche so brennend wünschen, einen solchen herrlich funkelnden Schmuck am Halse, am Finger zu haben wie die großen, reichen Modedöniginnen.

„Ach, da kann man ebensogut den blauen Himmel anstarren und hinaufwollen,“ lachte ein junges, niedliches Mädchen, die kleine, zierliche Hand im Arm eines jungen Mannes, der in Haltung und Kleidung fast einen Stich ins Elegante hatte und die verliebten Augen auf das süße, hübsche Kind an seiner Seite heftete, während die ihrigen aufleuchtend sich zu den „Juwelen“ des billigen Basars wendeten.

Gretchen Jung ist's, das kleine, flotte „Typfräulein“ vom Rechtsanwalt Schallberg. Gretchen ist noch ganz ungeübt, sie lernt erst und ist ja auch erst siebzehn Jahre alt und war strahlend stolz, daß sie überhaupt so im Handumdrehen diese Stelle bekam, gleich dabehalten wurde, nachdem sie sich sehr schüchtern auf das Inserat des Herrn Schallberg gemeldet hatte. Selbstverdientes

Geld bekam sie, mit dem sie machen konnte, was sie wollte! Die Tante, die die arme kleine Waise erzogen



hatte, war sehr gutherzig und machte keinen Anspruch auf die paar Groschen des armen Dings. Nur einen ganz kleinen Zuschuß zum Essen und Trinken, den mußte

sie leisten, denn sie hatte doch einen ganz netten Appetit. Aber sonst sagte die Tante: „Geh nur und kauf dir, was du kriegen kannst, und puß dich an und mach dich fein. Jugend will austoben, und Jugend hat keine Tugend, man ist ja nur einmal jung!“ — und wie die schönen Sprichwörter „gutherziger Tanten“ so heißen.

Was Wunder, wenn die jungen Mädchen sie gern hören und in die billigen Ramschbasare hineinschlüpfen und mit köstlichen Schätzen beladen und mit ganz, ganz dünn gewordenem Beutelchen wieder heraustrücken. Wunderschön ist es ja dann, wenn man so niedlich, so flott, so vergnügt ist, daß man bald einen Cavalier findet, auch eines der in dem Riesenbabel arbeitenden Großstadtkinder, auch einer, der seiner dumpfen Arbeitsstube auf ein paar freie Stunden entronnen ist und der das süße Gretchen dann an der nächsten Litfasssäule vor dem Geschäft erwartet. Dessen Beutelchen wird dann auch manchmal ganz dünn, wenn etwas gar zu schön ist, wie solch eine reizende duftige Mullbluse zu dem weißen Satinrock, den man schon hat. Dann legt der zu, und dann hat man eine Feiertagstoilette, die einzig schön und fein steht zu dem feinen Gesicht und dem blonden Haar und dem eleganten Strohhut mit den Rosengirlanden. Ja, solche Gretchen haben oft einen angeborenen feinen Geschmack, können ganz wie die wirklich feinen Damen aussehen, wie die Töchter von Doktors und Geheimrats und Rechtsanwalts, bei denen sie nähen oder stenographieren. Nur Armbänder und Ketten und Ringe, die hat man nicht so leicht, die fehlen sehr an der Feiertagstoilette!

Wie wunderschön würde der kleine Ring mit der großen Perle und den wie pures Feuer funkelnden großen Brillanten aussehen an dem weißen schmalen Händchen des kleinen Toppfräuleins, denn solch junge

Arbeiterinnenhände haben ursprünglich genau ebenso feine, zierliche Formen von der Natur erhalten wie ihre reichen, vornehmen Brotgeberinnen.

„Du, Karl, der würde fein aussehen zu meinen weißen Filethandschuhen, denn da sieht man ihn durchfunkeln. Sieh bloß, wie er leuchtet und blitzt!“

„Ja — aber eine ganze Mark! Ich hab' bloß noch das Allernötigste, wenn wir morgen 'raus wollen. Dann könnten wir ja die Partie morgen gar nicht machen. Die Bluse war schon teuer und —“

„Aber ohne die hätte ich gar nicht mitgehen können,“ sagte sie, ein bißchen trotzig ihr rotes Schmollmündchen zu ihm erhebend. „Hast du denn gar kein Geld mehr zu Hause?“

„Ach zu Hause! Na, du kennst den Vater nicht! Komm lieber hier weg.“

Aber sie war nicht fortzubringen von dem funkelnden Schackästlein des Markbasars.

Und sie sprachen immer wieder davon, und daß sie den Ring, den himmlischen Ring mit den beiden großen Brillanten, so furchtbar gern haben möchte.

„Du würdest mit mir aussehen wie ein Offizier mit seiner Kommerzienratstochter! Du hast doch ohnehin so was Feines — du weißt doch!“

Und sie schmeichelte und schmollte und sagte zuletzt, als sie das Händchen von seinem Arm nahm: „Dann bleib' ich eben zu Haus, und du kannst mit einer anderen gehen, wenn du willst.“

„So nimm doch Vernunft an! So ein glitzeriges falsches Ding! Bis morgen sind die Brillanten schon 'rausgefallen.“

„Aber ich möcht' ihn doch so gern! Ich tu' dir auch mal einen Gefallen, wenn du mich um irgend etwas bittest.“

„So?“ sagte er mit einem flimmernden Blick.
„Wenn ich dich mal um etwas bitte?“

„Ja — ja,“ sagte sie, ganz vertieft in die funkelnde Pracht des Schaufensters, „ich verspreche dir's, wenn du mir den Ring kaufst.“

Er zog sie in den Laden und kaufte den Ring — um eine Mark!

Nun hatte er aber nicht mehr genug für die Landpartie.

„Komm jetzt!“ sagte er mit leicht zusammengezogenen Brauen, wie in grübelndem Nachdenken neben ihr hergehend. „Ich muß noch auf einen Sprung ins Geschäft, ich hab' einen Schlüssel oben liegen lassen.“

Karl Frohner war jüngster Schreiber bei einem Justizrat. Er bekam nicht viel mehr Gehalt als Gretchen, aber er genoß das vollste Vertrauen seines Bureauchefs. Er war der einzige, mit großen Opfern erzogene Sohn von dessen Jugendfreund. Sein alter Vater war ein Schuhmachermeister, der nur knapp zu leben hatte, wie heutzutage fast alle Handwerksmeister, die sich nicht entschließen können, Schundware für Fabriken in Masse zu liefern und sich nicht entschließen können, eine Pappsohle für eine Ledersohle einzusetzen, auch wenn das Publikum ganz zufrieden damit ist.

Karl Frohner war ein braver Junge, das wußten seine Vorgesetzten, und so verwaltete er die Portokasse.

Er ging hinauf. Die Schlüssel hatte er ja in der Tasche.

Er ging an seinen Schreibtisch. In einem Schubfach war die Portokasse, die er am Vormittag frisch mit Marken gefüllt hatte. Sie hatten kaum Platz in der Raffette, sie klemmten sich ordentlich. Nächste Woche bekam er sein Gehalt. Bis dahin konnten sie unmöglich

verbraucht sein. Die Zwanzigpfennigmarken lagen ganz unten. Die wurden am wenigsten gebraucht.



Da konnte er nehmen, das war gar nicht zu merken in dem Haufen.

Im Bureau waren die Läden vorgelegt, es herrschte ein mattes Dämmerlicht, und er war ungeschickt in

der Eile, verstreute einige Marken und mußte sie wieder zusammensuchen. Das machte ihn schon ungeduldig, denn ihm war doch seltsam zumute bei seinem einsamen Tun, und als er bei dem Spiegel vorbeikam, der im Vorzimmer hing, wandte er den Kopf weg.

Auf der Treppe war es ganz hell, und die Abendsonne leuchtete blutrot strahlend durch die bunten Scheiben der Flurfenster. Und unten an der Tür wartete sein Gretchen. Wundervolle Tage lagen vor ihnen, draußen in Wald und Feld wollten sie glücklich sein. Und sie würde sehr, sehr lieb mit ihrem Karl sein, der ihr so viel Freude machte und alle ihre Wünsche erfüllte. Sie hatte ja auch gesagt, daß sie ihm auch wieder einen Gefallen tun würde! Und sie war seine Braut! Er heiratete sie ganz bestimmt, sobald er nur irgend aufrückte bei seiner Arbeit. Und das würde schnell genug gehen, denn er verstand alles zur großen Zufriedenheit auszuführen, was von ihm verlangt wurde. Und der Bureauchef, der alte Herr Fritsch, der hielt viel von ihm — ja, der hielt viel von ihm.

Gretchen stand in der Haustür und ließ ihren Ring, unbekümmert um die Vorbeigehenden, in der Sonne spielen und bliken.

Sie sah so reizend aus in ihrer kindlichen Freude! Und beinahe hätte er ihr's versagt — um die eine Mark! Er fand den Ring jetzt selbst schön. Wirklich, er sah aus wie echt. Karl konnte keinen Unterschied finden zwischen ihm und den echten Brillanten in den Juwelierläden. Die hatten nicht einmal solch buntes Feuer.

Und die paar Tage würden rasch vorbeigehen. Dann lagen die blauen Papierstückchen wieder in der

Raffe. Nie im Leben würde er aber so etwas wieder tun.

Der Pfingstsonntag war wunderschön gewesen. Er hatte alles gehalten, was der vorhergehende Abend versprochen hatte. Das Wetter war köstlich, Wald und Feld waren schnell in herrlicher Morgenfrühe erreicht und hatten im schönsten Schmuck von Grün und Blumen geprangt.

Karl und Gretchen hatten einen so himmlisch glücklichen Tag noch nie gehabt. Zuerst Frühkonzert und Raffe und Napftuchen. Der Kellner hatte sie so ernst und ehrfurchtsvoll bedient, als wäre Karl wirklich ein Leutnant in Zivil und Gretchen eine Kommerzienratstochter. Jemand am Nebentisch hatte mit dem Kellner über sie gesprochen und sie „Herrschaften“ genannt. So einfach und duftig, so schneeweiß gewaschen wie das weiße Kleid aber auch gewesen war, und der große, feine Strohhut mit der zartrosa Girlande über dem feinen, sanften Gesicht, das so etwas Kindliches, Schüchternes hatte, so voll staunender Überraschtheit. Dazu die weißen Halbhandschuhe über den feinen, niedlichen Fingern. Und erst der Ring! Wie der funkelte! Der Kellner sah immerfort danach hin, und der Herr am Nebentisch auch. Ordentliche Strahlenbündel warfen die Brillanten in der Morgensonne. Karl hatte Glacéhandschuhe an, denn seine Hände konnten doch seinen Stand und seine Jugendjahre in Vaters Schusterwerkstatt, wo er sehr fleißig in den Freistunden der Schule geholfen hatte, nicht ganz verleugnen. Die Handschuhe waren ihm gräßlich unbequem, aber er trug sie doch mit Stolz und Vergnügen. Ein paar Soldaten, die vorübergingen, sahen so scharf nach ihm hin, als dächten sie, er könne wohl

einer ihrer Vorgesetzten in Zivil sein, zu dem sie sich lieber nicht so ganz nahe hinsetzen wollten.

Ein himmlisches Gefühl, für reich und vornehm gehalten zu werden, erfüllte die beiden blutjungen Menschen, die noch dazu so glücklich waren in ihrem ersten Liebestraum und Liebestausch. Ach ja! Karl bestellte später Johannisbeerwein, und der ließ das junge Blut aufglühen und wogen in nie geahnter Lebenslust und himmlisch jauchzendem Mut.

Dann waren sie mit dem Dampfer gefahren. Gretchen zum ersten Male in ihrem Leben. Sie war ganz betäubt, ganz selig von all dem Schönen, Neuen. Konnte das Leben denn wirklich so schön sein? Sie sagte es ihrem Karl, und er zog sie an sich und küßte sie halbtot in einer geschützten Ecke hinter dem Schornstein und sagte: „O noch viel schöner — noch viel schöner!“

Dann ging es in den Wald hinein, tief — tief, wo schon gar keine Spaziergänger mehr hinkamen, und der goldene Abend des ersten Pfingstfeiertages sank, und die mahnenden ehernen Stimmen der Glocken tönnten nieder über das weite, grüne Feld und durch den leise raumenden und rauschenden Wald.

So saßen sie im Moose beieinander und sprachen von der Zukunft und vom Heiraten und vom Schönsten auf Erden — von der Liebe.

Dann traten sie aus dem Walde, der schweigend, ernst und dunkel hinter ihnen blieb. Da lag ein grünes Feld mit lauter Blumen, und die Abendsonne war gerade im Untergehen. Wie ein rotglühendes Angesicht blickte sie gerade noch über den Horizont.

Die Glocken klangen von allen Seiten, und von fern kamen Menschenstimmen. Da lag eine Gastwirtschaft. Sonst war alles still und einsam.

Gretchen hatte ihre Hand mit dem funkelnden Ring in Karls Hand, und ihr Köpfchen lag an seiner Schulter.

„Du, ich möchte jetzt nicht mehr unter Menschen. Hol uns was zu essen her,“ sagte sie.

Er nickte und sprang davon. Er war sehr glücklich und machte allerhand selige Pläne über die Möglichkeit, mit Hilfe der Eltern und Vaters altem Freunde das Ziel bald erreichen zu können. Freilich er war noch reichlich jung zum Heiraten. Aber am Ende hatten es doch schon öfter Menschen getan und nicht öfter bereut als andere, die mit dreißig heirateten.

Es war noch ein ziemlicher Weg bis nach der Wirtenschaft, und Karl in seinem Träumen verfehlte noch den richtigen und machte einen Umweg.

Gretchen saß am Waldrand, an einem wilden Rosenstrauch, der ganz voller Blüten war, und träumte auch, aber nicht so selig wie ihr Karl. Sie sah plötzlich ganz ernst, seltsam still in den sinkenden Sonnenball, bis ein grelles Funkeln ihr Auge traf.

Ach — ihr Ring, ihr schöner Brillantring! Und sie mußte wieder lächeln. Ja, es war doch sehr, sehr gut und lieb von Karl, daß er ihr ihren Herzenswunsch erfüllt hatte. Der ganze Tag wäre ihr durch die unerfüllte Sehnsucht verdorben worden. Das wußte sie schon: wenn sie sich etwas wünschte, dann konnte und konnte sie es nicht aus dem Sinn bringen, und es lag in ihr und quälte sie wie eine verbogene Nadelspitze, die man nicht wegbringen konnte.

Und eine Mark war der himmlische Ring doch wirklich wert gewesen! Ja, und sie hatte ja auch ihr Bestes getan, ihrem Karl zu zeigen, wie dankbar und glücklich sie war. So gut — so gut war sie zu ihm gewesen, und schwer war das ja auch nicht, denn er verdiente ja ihre

Liebe und Dankbarkeit. Ach, wenn sie nur erst verheiratet wären!

Während sie so träumte, sah sie gar nicht auf von ihrem funkelnden Ring, den sie immer nach dem Sonnenschimmer drehte, um ihn wieder und wieder aufleuchten zu lassen.

Sie sah nicht, daß aus dem Gebüsch hinter ihr noch zwei andere Augen mit wildem, gierigem Ausdruck auf dem grellen Gefunkel hafteten*).

Zwei hungrige, verzweifelte Augen in einem fahlbleichen Gesicht, verzogen und verzerrt von quälendem Hunger des ganzen Tages, an dem nicht Trank, nicht Speise über die bleichen Lippen gekommen war. Und die da in ihren feinen Kleidern spielte mit kostbaren Edelsteinen, und sie war ein schwaches, junges Ding, ein Kind fast — und ganz allein. Den jungen Herrn hatte er fortgehen sehen. Nirgends auf der Ebene ein Mensch zu sehen, und im Walde, aus dem er kam, war's auch totenstill. Eine Minute oder zwei — und es konnte geschehen sein. Der kostbare Ring in seiner Hand! Und dann wußte er schon jemand, der ihm genug dafür gab, daß er weiterkommen konnte.

Die Glockenstimmen sind verstummt, die Sonne ist gesunken — tiefe Abendstille liegt über der Flur. Schweigend steht der Wald, die Nacht steigt langsam aus der Tiefe herauf.

Still, ganz still, von dichtem Gebüsch ganz verhüllt, liegt ein junges Menschenkind, den zarten, weißen Hals zerdrückt von den Krallen des Verbrechens, der Gier und der Habsucht, wie die Krallen des Geiers die weiße verflogene Taube packen.

*) Siehe das Titelbild.

In ihrem weißen Kleide, mit keinem anderen Schmuck als dem ihrer goldenen Haare, als mit ihres jungen Herzens großer Liebe und Dankbarkeit ist Gretchen Jung vor Gottes Thron getreten.

Der falsche glitzernde Ring funktelt nicht mehr an der feinen Hand.

Als Karl mit zwei Flaschen Bier und zwei Schinkenbrötchen angelaufen kam, war die Stelle leer, wo Gretchen auf ihn warten sollte. Ganz verblüfft sah er sich um und rief laut in den Wald hinein. Aber alles blieb totenstill, auch die Abendglocken waren verstummt, und aus der Tiefe des Waldes antwortete ihm nur das melancholische Schluchzen des Käuzchens mit seinem „Komm mit — komm mit“, von dem der Volksmund sagt, daß es Tod bedeute.

Aber in den nachtdunklen Wald war sie doch sicher nicht gegangen, statt die paar Minuten auf ihn zu warten. Und sie mußten sich jetzt ja auch sehr beeilen mit ihrem Essen. Ihr Zug ging bald und war sicher so überfüllt, daß sie sich beizeiten Plätze sichern mußten.

Da fiel ihm noch glücklicherweise ein, daß sie wahrscheinlich hinter ihm hergegangen war nach der Wirtenschaft, aber auf dem richtigen Wege, und dort nun nach ihm ausah.

Schnell lief er wieder zurück und meinte eben Gretchens weißes Kleid, ihr blondes Haar zu erblicken unter der Menschenmenge, die den Garten füllte, als er auf sehr peinliche Weise von seinen Gedanken abgezogen wurde. Er blieb stehen wie erstarrt, und ein furchtbarer Schreck durchzuckte ihn plötzlich, für den er wahrhaftig im ersten Moment keinen Grund wußte, denn es war ja nur der alte Herr Fritsch, sein Bureauchef, der so viel von ihm hielt. Er saß mit

seiner Familie an einem Tische, an dem Karl gerade vorbeieilen wollte.

„Was ist denn los? Sie sind ja wie vom Donner



gerührt, weil Sie mich ebenfalls auf einem Pfingstausflug begriffen sehen," sagte er scherzend. Aber seine klaren, scharfen Augen hatten doch einen recht

prüfenden Blick, als er seinen jungen Angestellten jetzt betrachtete.

In diesem Augenblick hörte man das Heranbrausen des Zuges, und in wilder Eile setzte sich alles in Bewegung, um ihn zu stürmen. Auch Karl wurde mitgerissen. Er fuhr in der festen Überzeugung mit, daß Gretchen auch den Zug benütze, denn es war der letzte.

In der Stadt stellte er sich bei dem Billettabnehmer auf und wartete auf sein Gretchen. Aber als sie auch jetzt nicht kam, wurde ihm himmelangst. Was sollte er nur tun? Ohne Besinnung sprang er auf die Straßenbahn und fuhr in entsetzlicher Sorge nach der Wohnung von Gretchens Tante, als könne es möglich sein, daß sie schon vor ihm gefahren wäre.

Aber auch dort fand er sie nicht.

Am anderen Tage schon stand es in allen Zeitungen. Ein junges, blühendes Mädchen, eine kleine Maschinenschreiberin, war ermordet worden wegen eines elenden, wertlosen Ringes. Den Mörder hatte man schon, einen aus dem Gefängnis entsprungenen Menschen.

Der alte Herr Fritsch hatte Karls bestürztes, verstorbes Gesicht bei seinem Anblick am Pfingstsonntag nicht vergessen, und er kannte Welt und Menschen, Alter und Jugend gut genug, er rechnete mit Möglichem und Unmöglichem und wies nichts von der Hand, waren es auch noch so unbedeutende Kleinigkeiten, wenn's ihm galt, einen Charakter zu prüfen, dem er vertrauen zu können glaubte, wie er dem einzigen Sohne seines alten Jugendfreundes vertraute. Und je näher ihm ein Mensch stand, je mehr er persönliches Wohlgefallen an jemandem hatte, je unbestechlicher war er gegen sein eigenes, weiches Gefühl.

Auch in Außerlichkeiten war sein Auge ungewöhnlich scharf. Er bemerkte alles, nicht das geringste entging ihm in seiner Umgebung. Kein Stäubchen, kein Wassertropfen, keine halbe Linie, um die ein Bleistift, ein Aktenheft von dem gewohnten, ihm bestimmten Plaze verschoben waren.

So bemerkte er auch sofort, als er nach Pfingsten das Bureau als erster wie stets betrat, daß die Portokasse auf dem Pulte Karl Frohners ein weißes Leuchten zeigte an der einen Seite, daß ein Streifen gummierten Papiers sich herausgeschoben hatte und eingeklemmt worden war.

Er wußte genau, daß bei seinem Fortgang vor Pfingsten — er war der letzte gewesen, der gegangen war — das weiße Leuchten nicht vorhanden gewesen war.

Karl, ohnehin zerschmettert und vernichtet von dem erschütternden, graufigen Erlebnis, brach zusammen bei der ersten Frage seines Chefs und gestand sofort freimütig, wie es gekommen war, daß er der ihm anvertrauten kleinen Kasse eine Anzahl Marken entnommen hatte.

Der alte Herr schwieg angesichts der trostlosen Verfassung des jungen Schreibers. Aber vergessen konnte es nicht werden. Alles auf Erden ist zu ersetzen, nur zerstörtes Vertrauen ist nicht wieder zu heilen.

Karl fühlte sich nicht mehr heimisch in den ihm bisher so lieben Räumen, nicht mehr behaglich und sicher im Verkehr mit seinem Chef. Gütig war der immer noch zu ihm, aber nicht mehr vertraulich. Es stand eine stille Wand zwischen ihnen.

Bald verließ Karl das Anwaltsbureau und nahm eine andere Stellung an.

Er führte sich gut, ihm wurde wieder vertraut, und

nie mehr ließ er sich die geringste Untreue zuschulden kommen.

Aber oft gedachte er jenes furchtbaren Pfingsttages seiner Jugend, als er längst schon selbst Bureauchef war und ein braves Weib, liebe Kinder sein eigen nannte. Oft dachte er an seine gemordete holde kleine Braut mit heißem Sehnen und tiefem Mitleid.

Aber ob nicht doch ihr kleines, leichtes Herz zu sehr an allerhand Puz und Flittertand gehangen hatte? Ob es das letzte Mal gewesen wäre, daß sie ihn überredet hätte, vom rechten Wege abzuweichen?





Im Lande der gelben Erde.

Von E. E. Weber.

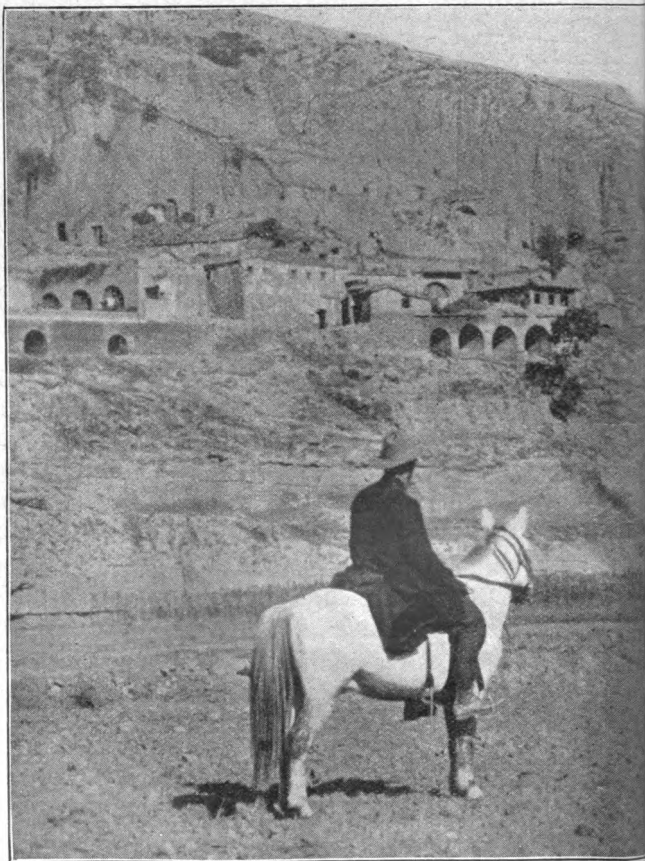
Mit 6 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

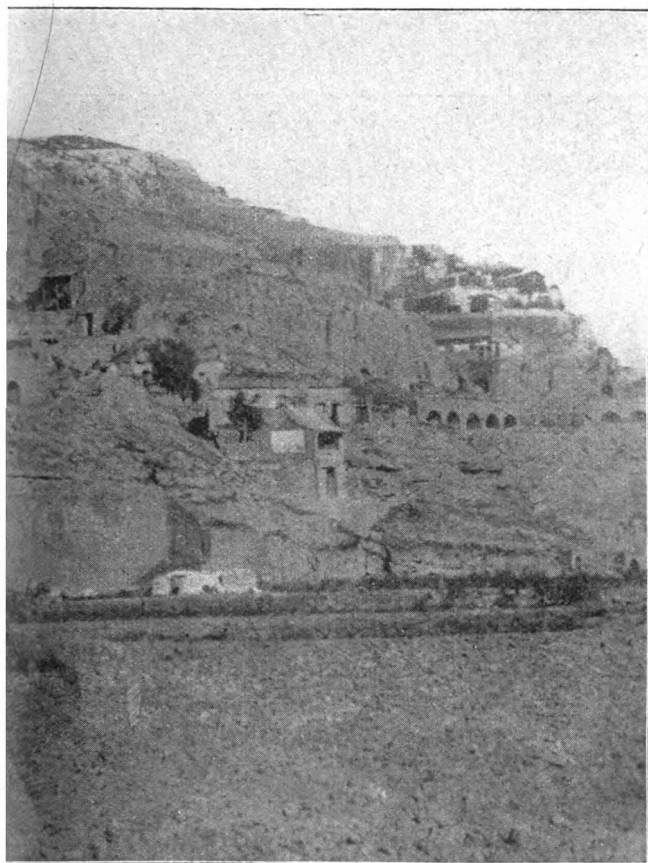
Im Tal des Rheins und der Donau, an den Uferhängen der Elbe bei Meißen, im Gebiet der Oder und Weichsel, in der polnischen und ungarischen Ebene trifft man auf einen gelblichgrauen bis hellbraunen, sandigen und mit Kalk vermischten Lehm, der in der Wissenschaft den Namen „Löß“ führt. Die Lößablagerung erreicht am Rhein eine Mächtigkeit von 15 Meter, in Polen bei Sandomir von 30 Meter und steigt am Steilufer der Weichsel bis zu 400 Meter Meereshöhe empor.

Seine großartigste Verbreitung besitzt aber der Löß im Norden Chinas, in den Provinzen, die an die mongolischen Steppen angrenzen. Hier gibt es Lößablagerungen, die eine Mächtigkeit von 600 Meter aufweisen. Die Chinesen bezeichnen den Löß als „gelbe Erde“, und ihr häufiges Vorkommen war es, das dem Gelben Fluß und dem Gelben Meer ihren Namen gab. Mit Recht hat man daher auch den Norden Chinas, und besonders die Provinzen Schili, Schansi, Schensi und Kanu, das Land der gelben Erde genannt.

Diese gelbe Erde oder der Löß ist ein Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen dem Norden und dem Süden des weiten chinesischen Reiches und verleiht nach vielen Richtungen hin seinem Verbreitungsgebiet das kennzeichnende Gepräge. So ist der Norden Chinas ein

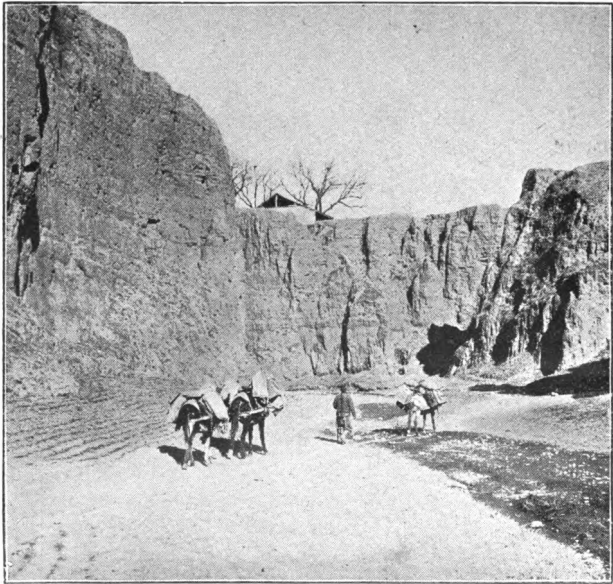


Höhlenwohner



n Nordchina.

Terrassenland mit steilen Abstürzen an den Rändern und einem Gewirr von Schluchten, zwischen denen sich ausgedehnte Mulden hinziehen. Der Süden dagegen, der lößfrei ist, trägt Gebirgscharakter mit schroffen

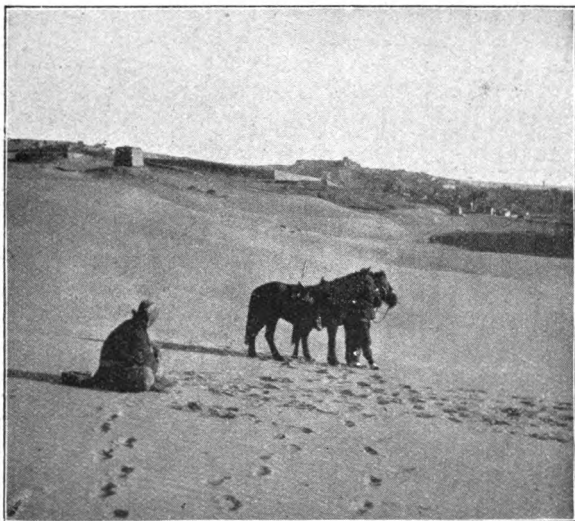


Steilwände des Lösses.

Bergbildungen. Das nördliche China ist baumarm, das südliche beträchtlich reicher an Bäumen. Im Norden sind die Landesprodukte vornehmlich Weizen, Hülsenfrüchte und Baumwolle, im Süden dagegen, der ein subtropisches Klima besitzt, begegnet man dem Reisbau, der Seekultur, Zuckerrohrfeldern und der Seidenzucht. Der Norden hat Straßen, die mit Wagen befahren werden können, und bloß einzelne für die

Schiffahrt geeignete Flüsse, im Süden aber führen nur schmale Pfade über die Gebirge, dafür wird er aber von zahlreichen Wasserstraßen durchschnitten.

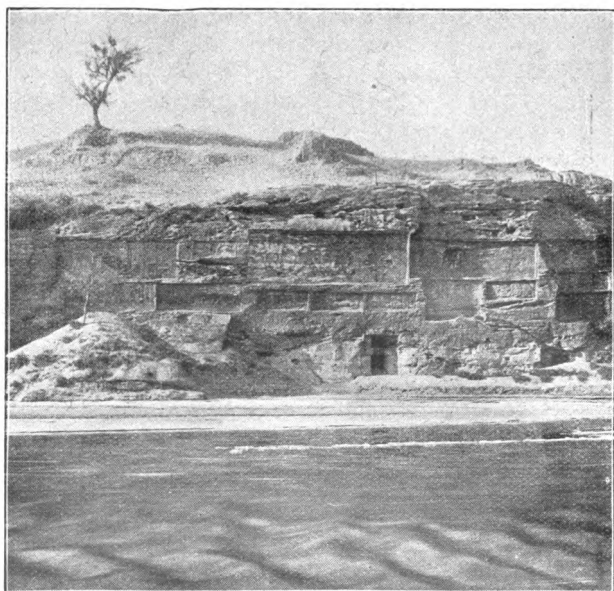
Im Gegensatz zu dem durch Wasser abgelagerten Lehm ist der Löß ungeschichtet. Er hat große Neigung zu senkrechter Zerklüftung und Bildung steiler Wände.



Lößlandschaft auf der Hochfläche.

Als Gemengteile erkennt man äußerst winzige Quarzkörnchen, feine Glimmerblättchen, Feldspat, Kaolin und Eisenoxyd. Häufig umschließt er Mergelknollen von unregelmäßiger Gestalt, die sogenannten Lößkindel oder, wie sie der Chinese bezeichnet, die Steiningerwer. Eigentümlich sind ihm feine, an Wurzelverzweigungen der Gräser erinnernde Röhrchen, die von einer dünnen Haut aus kohlensaurem Kalk über-

zogen sind. Infolge dieser Röhren saugt der Löß selbst starke Regengüsse sofort auf. Quellen entspringen im Löß nicht, sondern treten nur an seiner unteren Grenze gegen undurchlässiges Gestein hervor.



Grabkammer in der Lößwand.

Das Verbreitungsgebiet des Lösses in China ist vor längerer Zeit von dem deutschen Geographen F. v. Richthofen und neuerdings von dem amerikanischen Leutnant Robert Clark durchforscht worden. Die von uns wiedergegebenen Bilder sind nach Photographien angefertigt, die dieser Offizier auf seiner Expedition aufnahm.

Was im Lande der gelben Erde in erster Linie

auffällt, sind die schon erwähnten Schluchten und Steilwände, auf die man trifft, sobald man eine der breiten Mulden verläßt. Wandert man in eine dieser Schluchten hinauf, so vereinigen sich mit ihr alsbald andere Schluchten von rechts und links, kleinere und größere, und in jeder derselben kommt man, wenn man sie weiter verfolgt, zu neuen Rissen, die sich abermals verzweigen. Die massenhaften Mergel-einlagerungen aber, die der Löß besitzt, bewirken, daß die oberen Flächen, die von den Schluchten begrenzt werden, eben verlaufen, so daß sich nun die verschiedenen Lößbänke terrassenartig übereinander aufbauen, und eine jede schmälere oder breitere Terrasse an ihrem Rand mit einer fast senkrechten Wand zu der tiefer liegenden Stufe abfällt.

Diese ebenen Flächen der einzelnen Terrassenstufen liefern wegen ihres Mergelgehaltes einen vorzüglichen Ackerboden, dem der chinesische Landmann reichen Ertrag abzugewinnen weiß. Je nachdem man also die Lößlandschaft von oben oder unten betrachtet, entrollt sich ein grundverschiedenes Bild. Überblickt man einen Terrassenabsatz von oben, so sieht man in der guten Jahreszeit nichts als grüne Felder, während der Beschauer, der in der Schlucht steht, nur die gänzlich pflanzenlosen Lößwände starr und gelb eine über der anderen steil ansteigen sieht. Vermöge dieser Besonderheiten bringt die Lößlandschaft eine wunderbare Abwechslung mit sich. Besonders eigenartig gestalten sich die Bilder dort, wo viele Schluchten zusammentreffen und Lößwände von mehreren hundert Fuß Höhe die Hochflächen umgrenzen.

Die Steilabfälle der Lößterrassen haben eine Wohnweise nach sich gezogen, wie sie in diesem Umfang auf der Erde sonst nirgends wieder vorkommt: die

Anlegung von Höhlenwohnungen. Millionen von Menschen wohnen in den Nordprovinzen Chinas in Höhlen. Diese werden am Fuß der Wände ausgegraben. Die Erfahrung hat gelehrt, die Wände zu erkennen, welche dauerhafter sind. Die Höhlung wird

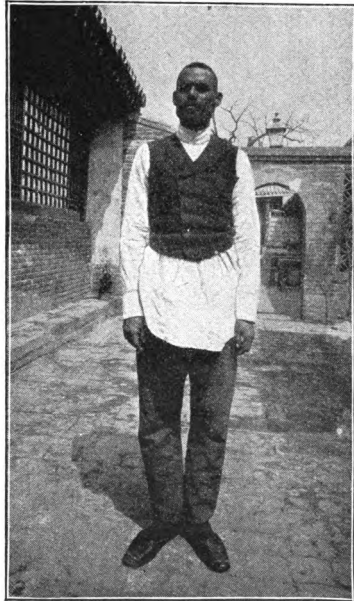


Umwallung aus Löß mit dem Lager des Leutnants Clark.

vom Boden aus wagrecht in den Löß hineingetrieben, und zwar derartig, daß der Eingang die Größe der Tür hat, von der aus nun der innere Raum entsprechend verbreitert wird. Die meisten Wohnungen bestehen aus mehreren Räumen, von denen bogige Fenster nach außen führen. Aus dem zerreiblichen Mergel wird ein Zement bereitet, mit dem die inneren Wände sowie die Seiten von Türen und Fenstern ausgestrichen werden.

Neben einfachen bäuerlichen Lößhöhlen gibt es

auch wahre Lößpaläste, die mit Ziegeln ausgewölbt und architektonisch verziert werden. An den Grenzen der Mongolei häufen sich diese Ansiedlungen außerordentlich. Es kann hier passieren, daß man in einem fruchtbaren, reich angebauten Gelände nicht ein einziges Haus sieht. Vergebens fragt man sich, wo die Bewohner, die die Feldarbeit verrichtet haben, leben, bis man an die Lößwand herantritt, die die Ebene seitlich begrenzt. Hier wimmelt es wie in einem aufgestörten Bienen-schwarm, und überall strömen Menschen aus dem gelben Erdbinneren heraus. Jahrhundertlang leben manche Geschlechter in denselben Lößwohnungen, die sich durch ihre Billigkeit, ihre Wärme im Winter und ihre Kühle im Sommer, durch



Hasrah Ali, der ermordete Diener
des Leutnants Clark.

Trockenheit und Dauerhaftigkeit auszeichnen. Zuweilen legt man in den Lößwänden auch Grabkammern an. Anderweitig errichtet man aus dem Löß Umwallungen, hinter die man sich in Kriegszeiten mit Weib, Kind und Vieh flüchtet.

Die Bevölkerung ist fleißig und harmlos. Nur

wenn ihr Aberglaube rege gemacht wird, vergißt sie ihre Gutmütigkeit und scheut dann selbst vor blutigen Angriffen nicht zurück. Als Leutnant Clark Nordchina besuchte, herrschte eine ungewöhnliche Dürre, die den Feldern sehr schadete. Die Einwohnerschaft des Ortes Lantschau glaubte nun aus irgend einem Grunde, daß der Urheber dieser Dürre der indische Diener Clarks, Hasrah Ali, sei. Man drang daher eines Nachts auf den unglücklichen Mann ein und ermordete ihn, ehe ihm Hilfe gebracht werden konnte.

Die Lößablagerungen verdanken ihren Ursprung den in den mongolischen Steppen tobenden Sturmwinden. Viele Jahrtausende hindurch haben die Stürme den lockeren Boden aufgewirbelt, den Staub mit sich fortgetragen und ihn dann an den jetzigen Lagerstätten fallen lassen und aufeinander gehäuft. Derselbe Vorgang spielte sich am Ende der Diluvialperiode zwischen den Eiszeiten und nach ihrem Abschluß in Deutschland ab. Auch hier breiteten sich gewaltige Steppen aus, wie die im Löß aufgefundenen Tierreste von Steppentieren, beispielsweise der Steppenspringmaus und der Steppenzieselmaus, zeigen, und trugen die Stürme den losen Boden mit sich fort, um ihn später in den Nachbargebieten abzulagern.





Des Meeres Mitgift.

Novelle von Otto Hoeder.

(Nachdruck verboten.)

Des alten Schiffsreeders Joshua Brown einzige Tochter Kitty war sicherlich ein hübsches Mädchen, so schön sogar, daß selbst ihre besten Freundinnen hinter ihrem Rücken an ihr nur ihre kräftig entwickelte Gestalt auszufehen fanden. Diese immerhin noch schlanken und elastischen Glieder, deren jugendliche Straffheit etwas ungebändigt Amazonenhafte an sich hatte, ließen sich allerdings nicht mit der modernen hüftenlosen Magerkeit in Einklang bringen. Sie ströhten vor Gesundheit, wie auch das rosige Gesicht mit den tiefblauen Augen darin eitel Lebenslust, Übermut und Energie kündeten.

Ein Wildfang war sie von jeher gewesen, auch jetzt noch, da sie längst erwachsen und nicht nur zu ihres frühverwitweten Vaters unermüdlichem Hausmütterchen, sondern auch seine rechte Hand im Kontor geworden war, konnte man sie in ihren Musestunden tagtäglich allem möglichen Sport nachgehen sehen, sie meisterte ein Segelboot so trefflich wie die erfahrene Teerjake, war unermüdlich beim Tennis und hatte doch solch zarte, weiche Hände und war so herzugewinnend frisch und lieb, daß Hans Sperber, ihres Vaters einziger Kapitän, im Bewußtsein seiner hünenhaften Männlichkeit sie kaum behutsam in den Arm zu nehmen

wagte, obgleich er darauf ein gutes Recht besaß, seitdem Ritty sich mit ihm heimlich verlobt hatte.

Ihr Vater durfte das freilich nicht sehen, der würde dem blonden Teutonen schön heimgeleuchtet haben. Joshua Brown konnte keinen armen Schwiegersohn brauchen, beileibe nicht, denn Mangel und Sorge waren an seinem eigenen Tische tägliche Gäste, und seine einzige Tochter, auf deren Schönheit er so stolz war, sollte eine glänzende Partie machen. Etwa Bob Macclellan, der Sohn des reichsten Reeders entlang der ganzen Pazifikküste, konnte da in Betracht kommen. War Bob auch einen halben Kopf kleiner als Ritty, so war er dafür stämmig und gedrungen gebaut, und worauf es vor allen Dingen ankam, er war seines Vaters einziger Sohn und Erbe und hinter dem sonnig schönen Mädels wie toll her.

Ritty brauchte nur zu wollen, dann war sie auch schon Bob Macclellans Weib und saß mitten im Reichtum wie der Vogel im Hanffamen. Aber Ritty wollte nicht, die hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, den blonden deutschen Hünen zu heiraten. Dabei hatte sie unverfälschtes irisches Blut in den Adern, und schon darum war es unerfindlich, wie sie sich in diesen „Dutchie“ hatte verlieben können.

Ein tüchtiger Schiffer war er freilich, und obwohl kaum dreißig Jahre alt, hatte ihn sein Wagemut und Abenteuerdrang mehr Gefahren siegreich bestehen lassen, als der geübteste Seelateiner sie zu einem Garn zusammenzuspinnen gewagt hätte. Von seiner Furchtlosigkeit zeugte am besten die Tatsache, daß er nun bereits seit acht Jahren den schon recht wackeligen Dampfchoner „Meeresbraut“ nicht nur immer wieder durch Sturm und Wetter wohlbehalten in den Hafen von San Franzisko heimgeführt hatte, obwohl bei

jedem Auslaufen es der Unglückspropheten viele gab, die ihm und dem Schiff keine Wiederkehr voraus sagten, sondern daß es ihm obendrein auch gelungen war, eine blindes Vertrauen in ihn setzende Mannschaft um sich zu scharen.

Das war es auch, was den alten Joshua Brown dazu bewog, seinen Kapitän nicht zu „feuern“, wie er es gerne getan hätte, schon seiner Ritty wegen. Aber es wollte sich kein anderer Schiffer zur Übernahme des Kommandos bereit finden lassen. Die „Meeresbraut“ aber war Browns einziger Besitz, nachdem er es während seiner langen Geschäftstätigkeit wiederholt zu großem Reichtum gebracht, aber aus übertriebener Sparsamkeit immer wieder das Vorsichgebrachte eingebüßt hatte, wozu nur einige Schiffskatastrophen nötig gewesen waren, denn Joshua hatte mit dem Ersparen der Versicherungsgelder ein gutes Geschäft machen zu können geglaubt und darum seine Kaufahrtschiffe unverversichert fahren lassen. Nun mußte er sein letztes Fahrzeug natürlicherweise vor jedem Auslaufen versichern, und da ein Verlust der „Meeresbraut“ ihn in des Wortes trübster Bedeutung an den Bettelstab gebracht haben würde, so zahlte er seufzend die hohe Prämie.

Eigentlich verschaffte nur Hans Sperbers unermüdbliche Tüchtigkeit Vater und Tochter ein leidliches Auskommen. Aber das wollte der alte Joshua nicht zugestehen. Denn änderte seine Ritty ihren störrigen Sinn, heiratete sie den jungen Maccelean, so bekam sie nicht nur einen Mann, der an Seemannskönnen und erprobter Tüchtigkeit kaum hinter dem Dutchie zurückblieb, was er durch die Führung des neuen Prachtdampfers „Neptun“, des Stolzes der Maccelean'schen Handelsflottille, schon seit Jahr und Tag bewiesen,

sondern sie machte ihrem Vater auch die Freude, den verhaßten Deutschen entlassen zu können. Hatte ihm der alte Macceellan doch Drittelpartnerschaft angetragen, falls Ritty seinen Sohn heiratete. Dann brauchte er sich der klapperig gewordenen „Meeresbraut“ wegen nicht länger Sorgen zu machen, denn diese wurde alsdann als altes Eisen verkauft und brauchte keinen Führer mehr. Die anhängliche Stammkundschaft, die er mit ins Macceellansche Geschäft brachte, blieb ihm auch unter veränderten Verhältnissen getreu, und von dem ihm verheißenen Drittel Gewinnanteil konnte er fortan bis zu seinem seligen Ende herrlich und in Freuden leben.

Wie gesagt, es lag nur an dem eigensinnigen Köpfchen seiner Tochter, um alles in Ordnung zu bringen. Aber so gutherzig und gefügig Ritty auch sonst war, an ihrer Liebe hielt sie fest.

Dabei wußte sie jeden Streit mit dem Vater klug zu vermeiden, und auch der unerwünschte Freiwerber ließ sich nichts zuschulden kommen, was des Alten Zorn hätte erregen können; er war in seinem Benehmen gegen das geliebte Mädchen vielmehr von jener zurückhaltenden Schüchternheit, wie man sie gerade bei rauhen Seefahrern so häufig anzutreffen pflegt. Aber in beider Blicken spiegelte sich die ihre Herzen erfüllende Liebe so offenkundig wider, daß Joshua Brown nicht lange erst zur Brille zu greifen brauchte, um zu wissen, wie er mit ihnen daran war.

Wieder sollte die „Meeresbraut“ in See gehen. Der alte Joshua stand am Fenster seines Kontors, dem einzigen Raume in dem kleinen, altersschwachen Ziegelbau an East Street, und in Erwartung seines von San Pedro fälligen Frachters blickte er über die

glitzernden Gewässer, weit über Goat Island hinaus, bis zum Teufelsberge, dessen steiler Gipfel von dräuendem Gewölk eingehüllt war. Hinüber und herüber schossen flinke Fährboote, die den Verkehr zwischen dem den Innenhafen schützenden Oaklanddamm und dem umfangreichen Fährhaus vermittelten.

Die Bai hinauf schaukelte sich nahe Mission Rock ein italienischer Kreuzer in der bewegten Flut, dicht neben drei mächtigen Panzerschiffen des Pazifikgeschwaders der amerikanischen Kriegsflotte, und noch weiter dahinter kam ein unscheinbarer, altmodischer Zweimaster, in den man nachträglich Dampfmaschinen und eine Schiffschraube eingebaut, die Bai heraufgefahren. Dem Schiff fehlte dringlich ein neuer Anstrich, von sonstigen Altersgebresten gar nicht zu reden. Aber der alte Joshua betrachtete sein Herankommen doch mit liebevoll verkniffenen Augen, war es doch sein einziges Schiff, die „Meeresbraut“.

Aufmerksam schaute er zu, bis der kleine Segeldampfer sein Anlegebock, dem Kontorhäuschen gerade gegenüber, erreicht hatte und sich nun anschickte, am gleichen Pier mit dem ebenfalls unter Dampf liegenden „Neptun“ anzulegen. Die beiden Kapitäne waren nicht nur in der Liebe erbitterte Konkurrenten, sondern Bob Maccellan fuhr absichtlich die gleiche Route und hielt auch die nämlichen Abfahrtszeiten inne. Insoheim hoffte er nämlich auf eine Gelegenheit, wo er mit seinem guten, starken, neuen Stahldampfer den alten Holzlasten der Konkurrenz irgendwo draußen in Sturm und Wogendrang hilflos antreffen würde, um ihn ins Schlepptau nehmen und im Triumph in den Heimathafen einbringen zu können. Gelang ihm das, dann war der alte Brown einfach gar nicht imstande, den Vergelohn zu zahlen, und dann mußte schön Ritty

ihren stolzen Sinn ändern, und es wurde Hochzeit gefeiert.

„Die ‚Meeresbraut‘ läuft eben ein,“ wendete Joshua sich in grämlichem Tone an seine Tochter, die hinter der Schreibmaschine saß und mit voller Hingebung die Tageskorrespondenz herunterklapperte.

Sofort sprang das Mädchen auf, eine verräterische Röte in den frischen Wangen und ein zärtlich warmes Aufleuchten in den tiefblauen Augen. Sie schritt um den wurmstichigen Schreibtisch herum und stellte sich neben den Vater.

„Großartig, wie Hans den Schoner steuert, und dabei ist die Flut im starken Einströmen begriffen!“ rief sie freudig. „Da schau nur, Vater, wie haarscharf er einbiegt! Fadengenau berechnet! Das soll ihm ein anderer Schiffer nachmachen!“

„Waghalsiger Bursche! Ich wollte — —“ Was Joshua Brown eigentlich wollte, blieb unausgesprochen, aber seinem finsternen Mienenspiel nach zu schließen, war es nichts besonders Menschenfreundliches, was er seinem jungen Kapitän innerlich anwünschte.

„Großartig!“ entfuhr es ihm gleich darauf, als er, sehr gegen den eigenen Willen, angesichts des glänzenden Schiffsmanövers zur Bewunderung hingerissen wurde. Schließlich war auch er einmal jung und ein waghalsiger Schiffer gewesen, dem's heute noch wohlthat, brachte einer das Gespräch darauf. „Der Mensch rennt mir aber das Schiff noch einmal mitten entzwei — richtig, da pläzt die Tauschlinge!“ Er ballte eine Faust und schüttelte sie drohend.

„Haha, rege dich doch nicht auf!“ lachte seine Tochter wohlgenut. „Das ist Hansens Fehler nicht. Warum kaufst du ihm nicht frisches Tauwerk! Er geht dir nun schon Jahr und Tag deswegen um den Bart — und

siehst du, die zweite Schlinge hält, und da liegt die ‚Meeresbraut‘ auch schon still und rührt sich nicht mehr.“

„Neues Tauwerk? Werde mich hüten!“ knurrte Joshua verdrießlich. Er sah, wie vom Schoner das Kapitänsbboot heruntergelassen wurde, und der Gedanke, den jungen Schiffer binnen wenigen Minuten im Kontor zu haben, verdroß ihn nicht wenig. Darum zog er sich auch hinter das Zahlgeländer zurück, das den kahlen Raum in zwei Hälften teilte, und setzte sich knurrend an seine Schreibtischseite.

Als Hans Sperber ins Kontor trat, begrüßte ihn ein trautes Lächeln Rittys, das ein warmer Handdruck begleitete. Von seinem Reeder aber bekam der junge Kapitän, den man bloß anzuschauen brauchte, um es begreiflich zu finden, daß er sich die Liebe des schönen Mädchens im Sturm erobert hatte, nur ein Grunzen zu hören, unter dem er sich nach Belieben alles mögliche vorstellen konnte.

„Alles fertig?“ fragte dann der Alte, ohne vom Hauptbuch aufzusehen, dessen Inhalt ihn plötzlich ungemein interessieren mußte.

„In der Hauptsache — ja,“ antwortete der Schiffer. „Wir haben buntscheckige Fracht, Boß, müssen Hafen bei Hafen anlaufen. Ist nicht jedermanns Sache, um diese Jahreszeit immer durchs Küstenwasser zu laviere.“

„Kann's nicht ändern,“ knurrte Joshua. „Man muß die Fracht nehmen, wie man sie kriegt.“

„Selbstverständlich, Boß, aber das Schiff muß auch danach sein. Zumal jetzt, wo die Winde scharf blasen. Vor allem brauche ich ein neues Schlepptau vom besten siebenzölligen Manila.“

„Was ist denn mit dem alten Schleppeil los?“ fragte Joshua, immer noch die Habichtsnase tief ins Buch steckend, unwirsch zurück. „Nicht mehr gut genug?“

„Hält keinen Mann mehr aus, der sich daran aufknüpfen möchte, geschweige ein Schiff, wenn's etwas zu bergen gibt.“

„Hähä!“ lachte der Alte. „Etwas zum Bergen! Hat sich was! Das schwagt Ihr mir nun schon seit Jahren vor.“

„Um so nötiger ist es, Boß, daß ich das Seil endlich bekomme.“

„Macht doch selber eine Probe auf die Haltbarkeit, Kapitän!“ spöttelte Joshua. „Wetten wir, daß der Strick Euch aushält?“

„So weit herunter bin ich noch nicht, Boß, daß ich mich aufhängen müßte,“ bemerkte Hans, der mehr auf Kitty als auf den Reeder schaute, gelassen. „Warum sollte ich auch am Leben verzweifeln? Was, Kitty?“

Diese war neben den Vater getreten und wollte sich eben bittend zu ihm herabbeugen. Doch er schob sie unwirsch zur Seite. „Dummheiten!“ rief er ärgerlich. „Diese einfältigen Vertraulichkeiten müssen ein Ende nehmen, ich habe es Euch nun oft genug gesagt, Sperber, daß Ihr mir als Schiffer zwar ganz lieb und wert —“

„Das sagten mir Coyne & Scofield erst heute morgen. Sie boten mir doppeltes Geld. Aber ich meine, einstweilen fährt sich's auf der ‚Meeresbraut‘ immer noch ganz gut, und ich werde die Ahnung nicht los, als komme ich durch die ‚Meeresbraut‘ noch einmal zu einer wirklichen Braut.“

„Mit meiner Einwilligung nicht!“ rief der alte Mann, indem er mit der flachen Hand auf den Tisch schlug. „Schämt Euch, daß Ihr meinem Mädels derartig den Kopf verdreht habt! Es kann nie was daraus werden, ich wiederhole es Euch, denn meine Kitty hat nichts und Ihr noch weniger — und um sie das

elēnde Leben einer Schiffersfrau führen zu lassen, dafür ist mir meine Tochter zu gut.“

„Vater, warum denn immer wieder so böse?“ mischte sich Ritty ein. „Daß Hans und ich nicht voneinander lassen, solltest du allmählich eingesehen haben. Und daß ich dich viel zu sehr achte, um ohne deine Einwilligung zu heiraten, das weißt du auch.“

„Nun also!“ fuhr sie der Alte übellaunig an. „Dann wirst du von mir aus eine alte Jungfer. Auf was wartet Ihr also noch?“

„Auf gutes Glück, Dad. Paß auf, früher oder später kommt es.“

„Hoffen und Harren macht manchen zum Narren!“

„Man kann's nicht wissen, Boß,“ meinte Hans in seiner bedächtigen Weise. „Schiffer Knutson hat erst vor einem Jahre bare hunderttausend Dollars Vergelohn ausgezahlt bekommen. Freilich, da ihm das Schiff gehört, brauchte er nicht zu teilen.“

Joshua bekam vor unbändigem Lachen einen kleinen Erstickungsanfall. „Da denkt Ihr, daß Ihr auch mal so glücklich sein könntet — was? Nur zu! An mir soll es nicht fehlen, denn mit mir braucht Ihr den Schlepplohn nicht zu teilen, sondern dürft ihn allein einsacken! Aber so 'ne Gelegenheit kommt alle zwanzig Jahre einmal vor, und dann wird's ausgerechnet gerade Euch beschieden sein!“

„Well, um das Glück, bietet sich mir's einmal, bei der Stirnlode packen zu können, bedarf ich eines neuen Schlepptaus, Boß.“

„Fragt wieder einmal nach, wenn man die Dollarscheine zum halben Preise kauft!“

„Well, Boß, dann ist dies meine letzte Fahrt!“ versetzte der junge Kapitän mit einer Entschiedenheit, die den Reeder plötzlich aufrecht sitzen machte. „Ja,

dann sage ich wahrscheinlich Coyne & Scofield doch zu. Überlegt's Euch also lieber noch einmal.“

Joshua Brown mußte wiederholt heftig schlucken, ehe er antworten konnte. Als Kapitän seiner „Meeresbraut“ war ihm Hans Sperber sicher unentbehrlich. Aber gerade weil dies auch Hans selbst wissen mußte, erboste ihn dessen Aussage um so mehr. Dann aber ging es ihm rasch durch den Sinn, daß das wohl nur eine neue Finte war, um ihn nachgiebiger zu machen.

„Will mir's mit dem siebenzölligen Manilatau bis zur nächsten Fahrt überlegen,“ antwortete er darum kühler, als er es kurz zuvor noch selbst für möglich gehalten hätte. „Ihr fahrt nun schon verschiedene Jahre für mich und habt bisher noch kein Schlepptau nötig gehabt, und um unten im Raum von den Ratten benagt zu werden, dafür ist das alte Tau noch lange gut. Im übrigen halte ich nicht viel von solchen Bergeschichten; auf hundertmal glückt's vielleicht zweien, in allen anderen Fällen reißt das Tau, und das eigene Schiff kriegt 'nen Knacks.“

„Was bei der ‚Meeresbraut‘ freilich schlimm wäre, denn der nächste Knacks bringt sie auf den Meeresgrund,“ schaltete Hans ein.

„Wäre schließlich auch nicht das Schlimmste. Sie ist ja gut versichert!“

Die schwere Faust des jungen Kapitäns sauste dröhnend auf den Tisch nieder. „Dann seid Ihr freilich fein 'raus! Auf die paar Menschenleben, die alsdann Seewasser schlucken müssen, kommt's ja weiter nicht an. Nun, wie Ihr wollt, Boß, ich habe Euch redlich gedient, aber ausnützen lasse ich mich nicht. Für Eure Tochter und mich wird's der Herrgott schon recht machen. Also zum letzten Male: bekomme ich bis heute nachmittag ein siebenzölliges Manilatau oder nicht?“

„Nein!“ brüllte der Reeder.

„Dann bleibt's dabei. Ich mache die letzte Fahrt, und habe ich sie beendet, dann stellt einen anderen Schiffer auf die Kommandobrücke.“

„Soll geschehen, Mann. Schließlich ist kein Mensch unersehllich!“ eiferte Joshua mit unnatürlich hoher Stimme. „Glückliche Reise, Kapitän, vielleicht beschert Euch diesmal das Glück auch 'ne fette Bergeprife. Dann kauft Ihr ein eigenes Schiff und sollt mir als Freiersmann willkommen sein — hähä!“

Hans Sperber hatte die Hand schon auf die Türklinke gelegt gehabt. Nun wendete er sich nochmals dem aufgebrachten Alten zu. „Ich nehme Euch beim Wort, Boß,“ sagte er gelassen. „Es ist zwar nicht wahrscheinlich, daß mir unterwegs das Glück herbeisegelt, und mit dem halbverrotteten Ruhseil statt eines richtigen siebenzölligen Taus im Raum wäre es eher Pech als Glück, träfe ich auf ein Schiff in Not. Aber ich halte Euch beim Wort.“

„Sollt Ihr auch, Mann! Meine Tochter mag Zeugin sein!“ spottete Joshua Brown. „Und im übrigen wünsche ich Euch, daß Ihr so lange gesund bleiben mögt, bis ich wirklich dreihundert Dollars für einen neuen Strick anlege, hähähä!“

Er lüchelte geräuschvoll weiter, um das Abschiedsgeflüster zwischen den Liebenden, das er doch nicht verhindern konnte, nicht mit anhören zu müssen. „Husten werde ich ihm was!“ knurrte er dann noch einmal, als Hans mit einem letzten Gruß das Kontor verließ. „Es wird ohne neues Bergetau auch gehen.“

Damit trat er an den Geldschrank und überzeugte sich, daß die Versicherungspolice wohlverwahrt im Geheimfach lag. Das pflegte er immer so zu machen, ehe die „Meeresbraut“ in See ging. — —

So ärgerlich Hans Sperber auch sein mochte, als er das Landungsbock wieder erreichte, wo die „Meeresbraut“ festgemacht lag, so ging bei deren Anblick doch ein halb wehmütiges, halb zärtliches Lächeln über seine wetterharten, tiefgebräunten Züge. Sie war das einzige Schiff, das er bisher als Schiffer geführt hatte, und wenn der alte Joshua für den Segeldampfer einen erfahreneren Kapitän hätte bekommen können, dann wäre er als junger Obersteuermann, der gerade erst sein Schifferpatent für kurze Fahrt erhalten, von ihm damals sicherlich nicht auf die Kommandobrücke gestellt worden.

Inzwischen hatte Hans auch sein Patent für lange Fahrt erworben, und es hatte auch nicht an vorteilhaften Angeboten für ihn gefehlt, Kapitän auf einem der großen modernen Eisendampfer zu werden. Aber sein Herz hing an der „Meeresbraut“ und an den Erinnerungen, die sich mit dieser unlösbar verwoben — Erinnerungen, die sich insbesondere mit einem wilden, wogelustigen, süßen Mädels beschäftigten. Als er Kitty kennen gelernt, da hatte sie noch die Schulbank gedrückt. Aber in die eigentliche Schule war sie bei ihm gegangen, da hatte sie ihm all die Kletterkünste abgeschaut, in denen er Meister war. Sobald die „Meeresbraut“ am heimatischen Dock angelegt, war ihr Deck, ihre Masten zum Tummelplatz der „wilden Hummel“ geworden, wie Hans sie genannt. Flink wie ein Eichhörnchen war sie, wo immer nur im Schiff sich eine Klettergelegenheit geboten, hochgeturnt, und häufig genug war sie von der Mastspitze ins Wasser heruntergesprungen, hatte gleich einer Ente getaucht und war dann weit in die Bai hinausgeschwommen und hatte den besorgten jungen Kapitän ausgelacht, wenn dieser im eilig heruntergelassenen Ruderboot ihr nachgetommen

war, um sie aufzunehmen. Unermüdblich war sie um den Nachen herumgeschwommen, war wie ein Nixchen behende ausgewichen, wenn er sich über den Rahrand gebeugt hatte, um sie hereinzuholen, bis ihr zuletzt die Arme doch müde geworden waren und sie sich hatte fangen lassen müssen.

Das war durch Jahre so gegangen, aber die zehn Jahre Altersunterschied, die zuerst Hans in seinem Benehmen gegen die junge Tochter seines Reeders etwas Väterliches verliehen hatten, waren immer mehr zusammengeschrumpft, bis endlich der Tag erschienen war, wo er sich jagend eingestehen mußte, daß das wilde Mädel zu einem wonnig schönen Weibe herangereift war und er an sie sein Herz verloren hatte.

Solche Erinnerungen sind ein guter Ritt, sie halten das Herz fest, selbst wenn der Verstand weiterschreiten möchte. Aber das war bei dem jungen Kapitän gar nicht der Fall; er wäre es gerne zufrieden gewesen, bis zu seinem Ende die „Meeresbraut“ zu führen, wenn schön Ritty nur sein liebes Weib gewesen wäre. Aber wie sie das werden konnte, ohne daß sich ein Wunder zutrug, das wußte Hans Sperber freilich nicht; denn wie er den alten Brown kannte, gab dieser nie und nimmer nach. Und wenn Ritty auch treu an ihm hing und ihn von Herzen liebhatte, war es wirklich von ihm recht gehandelt, daß er sie nicht freigab? Sollte sie ihre frische Jugend wie im Traume entschwinden sehen und zur alten Jungfer werden? Freilich, wenn ihn nur der Gedanke an die Möglichkeit beschlich, daß seine Ritty wirklich einem anderen gehören könnte, etwa dieser breitgequetschten Menschenkröte dort, die mit den Händen in den Hosentaschen mitten auf dem gemeinsamen Dock stand, ihn herausfordernd anblin-

zette und dabei eine Breitseite Rautabal nach der anderen ins Wasser spie, dann fühlte er, wie sich ihm förmlich das Herz im Leibe umdrehte.

„Na, fahr doch zu!“ rief der Kapitän des „Neptun“ ihm entgegen, indem er sich noch breitbeiniger aufstellte. „Werde dich mit deinem alten Kasten eingeholt haben, ehe du das Golden Gate erreicht hast und in den Pazifik hinausschaukelst, obwohl ich zwei Stunden später die Anker lichte.“

„Immer zu, wenn dir's Vergnügen macht!“ entgegnete Hans äußerlich gelassen.

„Was macht denn der Alte?“ fragte Bob Macceellan weiter. „Will ihn vor der Abfahrt noch einmal besuchen. Möchte bald Hochzeit machen. Ist's erst so weit, sollst du mein Brautführer sein.“

„Um die gleiche Gefälligkeit hab' ich dich gerade bitten wollen, Bob,“ sagte Hans, dem es nur schwer gelang, seinen Groll zu verbergen. „Ich denke, wenn ich wieder zurückkomme, ist's bald so weit mit Ritty und mir.“

Macceellan lachte. „Schwerlich,“ antwortete er und spuckte wieder eine Breitseite. „Aber deine letzte Fahrt mit dem alten Kasten ist es sicherlich. Ja, schau nur. Dein Boß ist gar klapperig geworden, er hat Geld auf deinen schwimmenden Sarg aufnehmen müssen. Ganz heimlich natürlich. Aber der Geldgeber traut dem Landfrieden nicht, Bob. Da hab' ich ihm die Sorge abgenommen, und nun gehört der Schuldtitel mir. Meinst du nicht, daß ich nun doch bald Hochzeit mache?“

So unerwartet den jungen Kapitän die ihm so hämisch zum letzten Weggeleit mitgegebene Hiobsbotschaft auch traf und so umdüstert dadurch auch der ohnehin schon dunkel bewölkte Horizont seiner Zukunftshoffnungen wurde, so ließ er sich äußerlich davon

nichts anmerken. „Well, Bob,“ äußerte er, „du mußt eben dein Glück versuchen. Der alte Brown nimmt dich gewiß mit offenen Armen auf, das brauche ich dir nicht erst zu sagen — schade nur, daß du ihn selber nicht heiraten kannst. Was meine Ritty anbetrifft, so bin ich ihrer so sicher, daß mich's nicht einmal ärgern kann, wie du ihr nachstellst. Wenn einer dem Vater den Hals zuschnüren muß, nur um die Tochter zu gewinnen, so ist das seine Sache. Aber um auf seine Rechnung zu kommen, muß er sich ein anderes Mädchel aussuchen, denn eine Ritty Brown ist nicht für ihn gewachsen. — Gute Fahrt, Bob!“

Bob Maclellan zischte einen Fluch hinter ihm her, aber wohlweislich so leise, daß es der junge Kapitän nicht hörte, denn an einer einmaligen handgreiflichen Auseinandersetzung mit ihm hatte er mehr als genug und trug keinerlei Verlangen danach, die schmerzhaft empfindung, versehentlich in eine Dreschmaschine geraten zu sein, nochmals aufzufrischen. „Wir werden schon noch quitt!“ brummte er in den Bart. „Die Ritty mag wollen oder nicht, sie wird sich darein schicken müssen, meine Frau zu werden, denn ihr Alter pfeift auf dem letzten Loch. Und wenn der alten Schwimmmaschine dort mal was zustößt, sie wohl gar im Nebel gerammt wird, dann hat's auch mit dem Glorienschein des Dutchie ein Ende. Wundern soll mich's, wenn wir nicht schon in den allernächsten Tagen ein recht unklares Wetter und böige See bekommen.“

Es war kein angenehmes Lächeln, das seine Züge beschlich, als er sich nun breitbeinig derart aufstellte, daß er die zu den beiden Dockseiten liegenden zwei Dampfer mit kritischen Blicken vergleichen konnte, ein Vergleich, der nur zugunsten des „Neptun“ ausfallen mußte, gegen den mit seinen sechstausend und mehr

Registertonnen, der modernen Bauart und den gigantisch wirkenden Umrissen die „Meeresbraut“ wie ein lächerlich kleines Ding erschien, das besser daran tat, sich irgend einen stillen Binnensee für seine Fahrten auszusuchen als den „stillen“ Ozean, der in Wirklichkeit mit am meisten von Stürmen heimgesucht wird.

Die „Meeresbraut“ war entschieden ein häßliches altes Schiff, grau und verwittert. Die Hafenpolizei hätte dem gefährlichen Rasten wohl auch schon längst die Fahrterlaubnis entzogen, wenn sich nicht die neu eingebauten Maschinen in vorzüglichem Zustande befunden hätten. Hierbei hatte der alte Joshua nicht zu knausern gewagt, dafür war er ein viel zu schlauer Kopf, der sich sagte, daß seine Kunden auf das vernachlässigte Äußere seines Schiffes wenig oder gar kein Gewicht legten, solange sie in die gute Beschaffenheit seiner Maschinen Vertrauen setzen durften. Die „Meeresbraut“ verfügte über zwei neue Dampfkessel, Steuerung nach neuestem Muster und dreifache Expansion. Im übrigen aber war es ein Wunder, daß ihre Planken noch zusammenhielten.

Als Hans Sperber an Bord kam, begrüßte ihn als erster der Maschinist, ein alter Irländer. O'Sweeny war eben dabei, die an Bord gelieferten Vorräte mit der Aufstellung in seiner Hand zu vergleichen. Schier verwundert schielte Hans im Vorbeischießen auf die aufgestapelten Artikel, bis sein Blick auf eine zehn Gallonenkanne mit Leinöl und ein Zentnerfäßchen Bleiweiß fiel. Als der alte O'Sweeny im gleichen Moment aufschaute und ihm augenzwinkernd zunickte, da ging auch um die fest aufeinandergepreßten Mundwinkel des jungen Kapitäns ein flüchtiges Lächeln. Leinöl und Bleiweiß, geschmeidig miteinander verrührt,

geben eine treffliche und für einen Schiffsanstrich vorzüglich geeignete Farbe. Fehlte nur noch, um seine Frohlaune wieder völlig herzustellen, ein neues Schleppseil. Dessen Besitz gehörte aber ins Bereich der frommen Wünsche, ebensogut hätte er sich gleich eine ganz und gar modernisierte und seefeste „Meeresbraut“ wünschen können. Doch der ging's wie Menschenbräuten auch, sie gewinnen durch langes Lagern durchaus nicht.

Craiger, der erste Steuermann, hatte das Kommen des Kapitäns wahrgenommen, und als dieser nun gleich darauf oben auf der Kommandobrücke erschien, rief er ihm zu: „Alles fertig, Sir.“

Hans Sperber griff nach der Sirenschnur, die er von der Brücke aus in Tätigkeit setzen konnte. Unten im Raum ertönte elektrisches Klingeln. Das Wasser rings um den Schiffstern begann kochend aufzuwallen.

Auf einen Wink des Kapitäns zog der Untersteuermann Niels Gude, ein Norweger, das an Steuerbord befestigte Antertau ein, und unter einem ohrenbetäubenden Sirenengeheul wich die „Meeresbraut“ von ihrem Dock ab, bewegte sich im Halbkreis, mit dem Bug voran, nach den hüpfend und schnellend hereinkommenden Flutwellen und begann langsam die Bai hinunterzudampfen.

Von dem einen Fenster des kleinen Kontorhäuschens am anderen Ufer wehte ein weißes Taschentuch, und zur Erwiderung schwenkte Kapitän Hans Sperber seine weiße Schirmmütze über dem Kopfe. Doch nur wenige Augenblicke lang, denn nun nahm ihn sein Dienst ganz in Anspruch.

Stöhnend und ächzend stampfte die „Meeresbraut“ durch die hochgehende See und pflügte durch die Wellenberge ihren Weg. Es war die dritte Nacht seit der Abfahrt. Um den kräftig wehenden Südwest

voll ausnützen zu können, hatte Hans die Rahsegel aussetzen lassen. Unten im Raum arbeiteten die Maschinen mit Woll dampf, so daß der altmodische Rasten gut und gern zwölf Knoten in der Stunde machte.

Um neun Uhr abends verließ der Kapitän die Brücke und ließ den Untersteuermann im Kommando zurück. Die Nacht war außergewöhnlich finster, der Wind kam immer stärker auf, und die See war zu einem Riesenbecken mit kurzgehakten, kochenden Wellen geworden, die mit dumpfem Knall immer wieder gegen den ächzenden Schiffsrumpf schlugen.

„Schaut so aus, als ob wir 'nen steifen Südwest zu erwarten hätten,“ brummte der zweite Maat, zu dem die Brücke verlassenden Kapitän gewendet.

„Mag er kommen,“ entgegnete Hans gleichmütig, „wir rennen vor ihm her, und bevor er wirklich Ernst macht, sind wir weit draußen, wo er uns nicht schaden kann. Sollte er gar zu frech blasen, dann laßt die Rahsegel reffen. Wenn der Obersteuermann das Amatilla-Leuchtschiff sieht, soll er mich wecken lassen.“

Mitternacht war kaum vorüber, als der Kapitän durch das gewaltige Schlingern und Stampfen des Schiffes ganz von selbst geweckt wurde. Er richtete sich auf, drehte die elektrische Birne an und laufchte dann auf das Regengeplätscher, das im Verein mit den erregten Wogen gegen die Planken fauste.

„Spizt sich halb und halb zu einem Orkan zu,“ brummte er vor sich hin, während es seine ganze Seemannsgeschicklichkeit erforderte, um aufrecht in die Kleider zu kommen. „Sehe besser selbst einmal nach,“ entschied er, als er den an der Wand festgemachten Barometer flüchtig gemustert hatte.

Schon fünf Minuten später focht der mit hohen Gummistiefeln, Ölzeug und Südwestler Bekleidete

seinen Weg durch Regen und Sturm über das schlüpfrig glatte Verdeck bis zur Kommandobrücke hinauf.

Dort war Craiger gerade dabei, durchs Sprachrohr den Befehl zum Wecken des Kapitäns zu geben. Dann als er des Schiffers Athletengestalt am Brückenende auftauchen sah, schrie er ihm etwas wegen eines gesichteten Lichtes zu, über dessen Bedeutung er sich nicht klar werden konnte.

„Kann nicht vom Umatilla-Leuchtschiff herrühren,“ stellte Hans nach kurzem Auslugen fest. „Wir haben zwar flotte Fahrt gemacht, aber wir können es schwerlich vor vier Uhr früh erreichen. — Macht daß Ihr hinunterkommt, Craiger, zieht Euch trockene Kleider an und schlüpft ins Ölzeug.“

Der Steuermann verschwand in der Dunkelheit. Stöhnend und ächzend fürchte die „Meeresbraut“ ihren Weg weiter durch die hochgehende See. Dann gewahrte Hans plötzlich, wie sich aus der undurchdringlichen Finsternis eine Hand hervorschob und ihn beim Arm zu packen bekam. Der Mann schrie etwas, sein Zuruf wurde indessen von der brüllenden Windsbraut verschlungen.

„Lauter, Mann, wenn ich Euch verstehen soll!“ brüllte nun Hans Sperber mit Stentorstimme.

„Blicklicht von der Steuerbordsseite her!“

„Raum möglich!“

Blickschnell war Hans am anderen Brückenende, der Steuerbordsseite zunächst, hielt sich mit beiden Händen am kalten, nassen Messinggeländer fest und startete angestrengt durch die Finsternis. Doch er mußte minutenlang schauen, bis er endlich ein grelles Licht, wie auf den Wogenkämmen tänzelnd und mit ihnen sofort wieder im feuchten Grabe verschwindend, sighten konnte.

Gleich darauf erschien es wieder, diesmal brannte es mindestens eine halbe Minute, dabei viel greller und stärker leuchtend als ein gewöhnliches Schiffslicht.

„Ihr guten Geister, das ist ein Hilfssignal, sie müssen Betttücher in Öl getaucht haben und nun verbrennen!“ brummte der Kapitän. „Ah, hab' ich's mir nicht gedacht?“ setzte er halblaut hinzu, als plötzlich eine blaue Lichtgarbe himmelwärts schoß.

„Hart Steuerbord das Ruder!“ schrie er. „Achtet auf Signallichter und Raketen, und dann in gerader Richtung darauf los!“

Wenige Minuten später schoß vom Verdeck der „Meeresbraut“ rotes Raketenlicht himmelwärts, und zugleich begann auch der elektrische Scheinwerfer die tintenschwarze Meeresfläche vor- und rückwärts abzusuchen.

Niels Gude kam eilends wieder herbei, und der Kapitän befahl ihm, alle Mann an Deck zu beordern. Unten im Matrosenraum wurde es lebendig, zugleich kam auch der Obersteuermann im Ölzeug, Südwestler und Sturmstiefeln.

„Meiner Treu!“ rief er in großer Überraschung, nachdem er eine Weile ausgespäht hatte. „Das sieht ganz danach aus, als ob wir einen netten Posten Berge- und Schleppgeld machen würden!“

Hans Sperber atmete schwer. Auf dem Meer ist's wie überall, wo Menschen hinkommen und ihren Kampf ums Dasein ausfechten. Des einen Tod gibt dem anderen Brot. Ein Schiff war offenbar in Bedrängnis, und wer es ins Schlepptau nehmen und nach dem sicheren Hafen zurückbringen konnte, der mochte den zehnten Teil, vielleicht auch noch mehr vom Wertbetrage des geretteten Fahrzeugs und seiner Ladung beanspruchen.

Da bot sich ihm das Glück, nach dem er all die Jahre

vergeblich ausgespäht hatte. Aber er mußte die vielleicht niemals wiederkehrende Gelegenheit unausgenutzt lassen, weil sein knideriger Reeder taub gegen seine Vorstellungen geblieben war und ihm die Anschaffung eines neuen Schlepptaus verweigert hatte.

„Teufel auch, mir kommt's fast so vor, als ob das einer von den großen Dampfern wäre, die zwischen Frisko und China gondeln!“ brummte der Untersteuermann. „Da stecken so sicher dreißigtausend Dollars drinnen, wie —“

„Wie wir noch keine dreißig Cents machen können!“ fiel der Kapitän ingrimmig ein.

Dann schwieg er wieder und starrte in die Finsternis hinaus. Vor sich sah er im Geiste seiner Kitty rotbraunen Lockenkopf, sah wie mit goldenen Sonnenlichtern die Freude aus ihren Augen leuchten, sah sich selbst im Geist wieder heimgekehrt, einen großen Dampfer im Schlepptau, mit sicherer Anwartschaft auf viele Tausende Bergelohn — und dahinter lag das Glück. Ein grünumspunnenes Häuschen mit großem Garten darum, vom Erkertürmchen die unbegrenzte Aussicht auf das grüßend zum Ufer wogende Meer, eine weinumrankte Veranda mit einer rotbraunen Herrin darin, der alles gehörte und nicht zum wenigsten sein ganzes, ungeteiltes Herz. Und sich selbst hörte er zur Gitarre, die er leidlich spielte, singen:

„Rotbraunes Mädel mit neckischem Sinn,
Die Wangen zwei Röslein und Grübchen im Rinn,
Die Auglein voll Feuer, die Lippen wie Blut,
Du rotbraunes Mädel, wie bin ich dir gut!

War sonst ein gar lecher, wildfroher Gesell,
Mein Lieben vergänglich wie bachschnelle Well',
Doch seit ich dir tief in die Augen geschaut,
Da hab' ich im Geist schon ein Nestlein gebaut.

Im Neste, da weiß ich den wonnigsten Platz,
 Dort wohnt meine Liebste, mein rotbrauner Schatz.
 Gott grüß' dich, Vieltraute, und laßt mir das Glück,
 So treibt's aus der Ferne zum Nest mich zurück!"

Doch aus seinen Träumen weckte ihn die rauhe
 Bahstimme des zweiten Steuermanns gar unsanft
 wieder auf. „Wir können's ja doch mal mit dem alten
 Tau versuchen, vielleicht hält's ein Weilchen.“

„Narrenpoffen!“ brummte der ernüchterte Hans.
 „Ebensogut kann ich meinen Bindeschlips als Schlepptau
 gebrauchen. Der hält wohl noch mehr aus.“

Ein tückischer Windstoß peitschte eine Wolke eiskalten
 Regens direkt in des Schiffers Gesicht und machte
 vorläufig jeglicher weiteren Zwiegesprache ein Ende.

Nicht lange dauerte es mehr, dann wurden die
 Seitenlichter des in Bedrängnis geratenen Schiffes
 sichtbar, und von dessen Verdeck her konnte Hans durch
 den Wogendonner deutlich unaufhörliches Sirenen-
 geheul vernehmen. Um was für ein Schiff es sich han-
 delte, konnte er zwar noch immer nicht entdecken, aber
 seine Erfahrung als Seemann sagte ihm, daß es sich
 unmöglich um ein kleines Fahrzeug handeln konnte,
 denn in einer solchen Sturmnacht hätte sich ein zer-
 mürbter Rasten, wie etwa die „Meeresbraut“, in
 hilflosem Zustande nicht lange auf derselben Stelle
 behaupten können, sondern wäre zum Spielzeug der
 Wogen geworden und von ihnen an die dräuenden
 Riffe der gefährlich nahen Küste geschleudert worden.

Hans Sperber war eine geborene Kämpfernatur.
 Jetzt gar, wo ihm das Schicksal, wie zum grimmen
 Hohne, lange genug vergeblich gesuchtes Glück in loden-
 der Nähe zeigte, war es bei ihm beschlossene Sache, zu-
 zuschauen, ob es ihm nicht vielleicht doch gelang, die
 launische Glücksgöttin bei der Stirnlocke zu packen.

„Hallo, Craiger,“ rief er dem Obersteuermann zu, „sagt Gude, daß er das alte Kabelleau heraufholen soll, aber rasch, und Ihr selbst macht Euch bereit, die Zuckerschnur hinüberzuschiefen, falls es nötig werden sollte! Wir wollen unser möglichstes tun. Das Schiff sollte nahe genug sein, um bald in den Bereich unserer Scheinwerfer zu kommen.“

Eine Viertelstunde später tauchte der Rumpf des bedrängten Schiffes so dicht vor der „Meeresbraut“ auf, daß Hans schleunigst deren Geschwindigkeit ermäßigen mußte, um die Gefahr eines Zusammenstoßes zu vermeiden. Mit schief liegendem Rumpfe mühsam gegen die entfesselten Wogen sich stemmend, wobei unablässig Sturzwellen über seine Verdecke wuschen, erschien im grellen Licht des Scheinwerfers ein mächtiger Stahldampfer.

Das Schiff war augenscheinlich schwer beladen, und sein Oberteil ragte demzufolge nur wenig aus den Wellen hervor, was seine Lage noch kritischer machen mußte. Der Bauart nach war es noch neu und mußte seine Reeder an die vierhunderttausend Dollars gekostet haben, die Ladung nicht mit eingerechnet.

Hans Sperber fühlte, wie ihm das Herz bis zum Zerspringen klopfte. Da narrte ihn nun das Glück, das er hätte greifen und sich sichern können, wenn der alte Knauser daheim ihm nicht in seinem Geize das neue Schlepptau verweigert hätte. Es waren durchaus keine Segenswünsche für Joshua Brown, die in diesem Augenblicke die Seele des jungen Kapitäns erfüllten.

Doch mit männlicher Entschlossenheit verbannte er alle ihn ja doch nur nutzlos verbitternden Nebengedanken. Er erteilte den Befehl, die „Meeresbraut“ in geringem Abstand den Dampfer umkreisen zu lassen. Dann griff er zum Sprachrohr und schrie

hindurch: „Dampfer a—h—oy—y—y—y—y! Wer seid ihr?“

Auf der Kommandobrücke drüben gewahrte er drei Männer, die ihm abwechselnd Botschaft durchs Sprachrohr zu übermitteln suchten. Doch um sie verstehen zu können, mußte er mit seinem Schiffe erst unter den Wind kommen, und kaum war das Manöver geglückt, da dröhnte es auch schon vom Dampfer herüber: „Französischer Dampfer ‚Orleans‘, Kohlen, nach Frisko unterwegs. Eigentümer Gaspard Desmaisons. Kurbelwelle gebrochen. Wollen nach Frisko ins Schlepptau genommen werden. Über Berggeld soll später Seegericht entscheiden. Lasse mich in kein Feilschen ein!“

„Für 'nen Franzosen merkwürdig vernünftig gesprochen!“ brummte Hans Sperber vor sich hin. Dann wendete er sich mit einem Lächeln voll grimmiger Entschlossenheit an seinen Obersteuermann.

„Craiger, das ist ein fetter Bissen für den Glücklichen, der ihn schlucken darf. Ich war vor drei Jahren dabei, als die ‚Orleans‘ in Glasgow vom Stapel lief, sie ist mit Ladung unter Brüdern ihre halbe Million wert. Vorwärts! Wir versuchen's! Das ist eine Gelegenheit, wie sie im Leben nur einmal vorkommt!“

Noch einmal umkreiste die „Meeresbraut“ den Dampfer, und immer von neuem wieder überflutete ihr Scheinwerfer mit grellen Lichtgarben das Schiff. Als sie vor den Wind kamen, just ein klein wenig vor mittschiffs, packte Hans entschlossen die Sirenen schnur.

„Aufgepaßt da drüben!“ schrie er mit gewaltiger Stimme durch das Sprachrohr. Dann gab er Craiger durch einen kurzen Sirenenruf das Signal zum Abschließen der Leine.

Es war ein guter Schuß, und das eine Ende der

Leine fiel in weitem Bogen auf das Verdeck des Dampfers nieder.

Eine Viertelstunde rastloser Arbeit verstrich, dann hatte man das Schlepptau herübergeholt und begann es straff anzuziehen, ganz sachte und allmählich, damit es ja nicht reißen konnte.

Immer straffer wurde das beide Schiffe verbindende Tau, bis endlich die gewünschte Wirkung eintrat und der mächtige Dampfertoloz sich aufzurichten begann.

„Vorsicht!“ schrie Hans, dem trotz der schaudervollen Wetternacht der helle Schweiß auf der Stirn stand, durchs Sprachrohr in den Maschinenraum hinab. „Um des Himmels willen, Sweeny, Vorsicht! Laßt keine andere Hand an die Maschinen heran!“

„Aye, aye!“ kam es vom Raume herauf. „Wir werden's schon machen, Kap'tän!“

„Doch kein Led unten im Maschinenraum?“ erkundigte sich Hans besorgt. „Die alte Sargkiste wird doch nicht auseinanderplätzen, sobald wir richtig anziehen! Der Dampfer ist ums Dreifache größer!“

„Nur kein Bangen, Kap'tän, was gemacht werden kann, das geschieht!“ lautete durchs Sprachrohr der tröstende Rückbescheid.

Joshua Brown pflegte schon seit Jahr und Tag gemeinschaftlich mit seiner Tochter das Mittagsmahl im Reederklub einzunehmen. Eigentlich verkehrten dort nur Herren, aber da man das schöne Mädchen mit zur Junft rechnete, so schätzte man ihre Gegenwart sich und dem Klub zur Ehre an, und in der Tat paßte Kitty mit ihrem unbefangenen, sicheren Auftreten ausgezeichnet zu den Klubmitgliedern, denen sie an seemannischem Wissen nicht viel nachstand.

Es ging stark auf zwei Uhr, als Vater und Tochter

das Klubgebäude betraten. Joshua eilte sofort nach der im Erdgeschoß befindlichen Reederbörse, wo die neuesten Nachrichten über sämtliche Schiffsbewegungen Tag und Nacht auf großen schwarzen Wandtafeln, unmittelbar nach ihrem Eintreffen, verzeichnet wurden.

„Well, Johnson,“ erkundigte er sich bei dem diensthabenden Sekretär, „noch keine Nachricht von meiner ‚Meeresbraut‘? Sie war gestern früh in Hadlock fällig und ist dort bis zur Mittagsstunde noch nicht eingetroffen.“

Johnson wies mit der Hand nach einer der Wandtafeln, um die sich eine ganze Anzahl Klubmitglieder gruppiert hatten. „Schauen Sie einmal dort nach, Mr. Brown, vielleicht erklärt die Notiz die Verspätung Ihrer ‚Meeresbraut‘.“

Einer der Angestellten war gerade dabei, die neuesten Nachrichten mit Kreide auf die Tafel zu schreiben, und unter den übrigen Neugierigen lasen auch Vater und Tochter: „Die ‚Newfoundland‘, Kapitän Miller, erreichte Vittoria halbeins nachmittags. Berichtet, daß er großen havarierten Dampfer im Schlepptau eines Segeldampfers passierte, fünfzehn Meilen von Kap Flattery, 19. November, neun Uhr morgens. Dampfte Küste südlich abwärts. Schnelligkeit etwa drei Knoten stündlich. Beide Schiffe zu weit entfernt, um Namen erkennen zu können. Dampfchoner etwa zweitausend Registertonnen, Maschinerie mittschiffs, schwarz mit weißem Oberteil. Großer Frachtdampfer, anscheinend ‚Neptun‘, San Franzisko, folgt drei Meilen Abstand, offenbar in Absicht, wenn nötig, einzuspringen.“

Der alte Joshua stand zuerst wie betäubt, dann aber stieß er plötzlich einen Freudenschrei aus. „Ich wette tausend Dollars — wollte sagen hundert,“ schränkte er unter dem Gelächter der Umstehenden

sein Angebot schleunigst wieder ein, „daß der Dampfschoner meine ‚Meeresbraut‘ ist!“

John Fields, der Seniorchef einer der größten Konkurrenzfirmen, trat mit erregtem Handfuchteln auf ihn zu. „Unsinn, lieber Brown, Ihr schwimmender Sarg schleppt noch nicht 'ne leere Streichholzschachtel, geschweige einen Stahldampfer. Ich wette zehn Dollars, daß es sich um unseren ‚Jov‘ handelt. Beschreibung stimmt, überfällig ist er auch seit zwei Tagen, und der Breitengrad stimmt auch. Also ich wette zehn Dollars, und weitere hundert Dollars wette ich darauf, daß Sie an Bord Ihrer ‚Meeresbraut‘ keinen Strick haben, mit dem man ein Schwein festbinden könnte, geschweige ein Rabeltau für ein ausgewachsenes Dampfschiff!“ schloß er unter dem brüllenden Gelächter der Umstehenden.

Joshua Brown hatte einen feuerroten Kopf bekommen. „Die Wette halte ich, natürlich nur die erste Zehndollarwette!“ stammelte er dann, während sich in ihm bereits das böse Gewissen zu regen begann.

Warum hatte er nur nicht nachgegeben und das neue Manilabel bewilligt! Aber wer anders war daran schuldig als dieser nichtswürdige Hans Sperber! Nur weil er ihn nicht ausstehen konnte, hatte er ihm das siebenzöllige Tau ausge schlagen — und nun mußte der Mensch mit geradezu unnatürlicher Bosheit gerade mit dem alten wurmfstichtigen Rabel einen großen Dampfer zu bergen suchen! Natürlich nur ihm zum Ärger, denn daß der alte Fields von Fields & Sons recht hatte und man mit dem verrotteten Rabel kein Schiff schleppen konnte, war nur zu einleuchtend. Warum unternahm also der Kapitän den von vornherein aussichtslosen Versuch? Natürlich nur, um ihn bloßzustellen, vor der Öffentlichkeit zu blamieren und um ihn

zu schädigen! Denn nun kam er mit seiner Fracht um mindestens eine Woche später an den verschiedenen Bestimmungsorten an. Daraus ergab sich natürlich eine Menge von Differenzen; Schadenersatzklagen mochten von seiten der beteiligten Kunden angestrengt, ein beträchtlicher Teil der Kundschaft direkt in die Hände der Konkurrenz getrieben werden — und das alles nur, weil dieser verwünschte dickköpfige Dutschie ihm vor aller Welt die Minderwertigkeit seines Schleppseils klarmachen wollte!

Das Mittagsmahl schmeckte dem alten Reeder heute ganz und gar nicht, wozu auch die auf seine Kosten gerissenen berben Wiße, von denen jeder laut genug gemacht wurde, um ihm zu Ohren zu kommen, nicht wenig beitragen mochten. Ein Wikbold fertigte sogar eine Zeichnung an, die in aller Eile mit dem Hektographen vervielfältigt und im Restaurant an den verschiedenen Tischen verteilt wurde. Da konnte man die „Meeresbraut“ als sehr verblühte alte Jungfer erblicken, wie sie einen wahren Herkules, der in entgegengesetzter Richtung davonlaufen wollte, mit einem falschen Zopfe an sich fesseln wollte, der indessen nur noch mittels einer sehr dünnen Haarnadel mit ihrem Scheitel verbunden war, und auch der letztere sah bereits so verdächtig locker, daß er schwerlich auf ihrer Kopfhaut festgewachsen sein konnte.

Brown murmelte etwas von Gemeinheit und schadenfrohem Gesindel, beendigte die Mahlzeit schon vorzeitig, und als er in Begleitung seiner Tochter seinem kleinen Kontorhause wieder zustrebte, da war er felsensfest überzeugt davon, daß Hans Sperber der verruchteste und schändlichste Mensch auf dem ganzen Erdenboden sei.

Die sonst so muntere Kitty war wie ausgewechselt.

Sie sah die Wolken nicht am Himmelsbogen jagen und den Sonnenschein hindurchbrechen, sie hörte auch nicht das wohlvertraute Raunen und Plätschern der um den frühen Abend einziehenden Flut, sondern in Sturm und Wellendrang sah sie das schwante Schifflein mit ihrem Liebsten als Führer auf der Brücke, sie sah ihn voll stählerner Energie ausharren, Stunde um Stunde und Tag um Tag, um Unmögliches zu erreichen und damit ihr und sein Lebensglück durchzusetzen.

Und immer wieder schrie es bang und verzagt in ihr auf, lähmende Angst um das Geschick des geliebten Mannes wollte sie ersticken, und es war ihr, als ob sie über seiner Gestalt die Wellen zusammenschlagen sah. Wenn dann aber die Verzagtheit in ihrer Seele ihr die Tränen aus den Augen treiben und sie zum Weinen zwingen wollte, dann preßte sie immer wieder die Lippen fest aufeinander, schüttelte die rotbraunen Locken, und gläubiges Vertrauen prägte sich in ihren Mienen aus.

„Mein Liebster zwingt es, denn er ist ein ganzer Mann!“ ging es ihr dann durch die Seele.

Als das graue Frühlicht über die wogende Wasserwüste verstoßen zu huschen begann, da hatte die „Meeresbraut“ ihre dem Ozean abgerungene Beute immer noch hinter sich im Schlepptau.

Aber wie lange noch, das wußte der junge Kapitän nicht zu sagen, der unentwegt oben auf der Kommando-
brücke stand und mit hoffnungslosem Ausdruck auf die riesigen Wellenberge ringsum schaute, die der zum Orkan ausgewachsene Sturm mit immer neuer, un-
gefättigter Wut emporwarf, und zwischen denen die beiden Schiffe, als glitten sie auf endloser Rutschbahn dahin, bald im Wellengrabe verschwanden, bald hoch

auf der Spitze einer Riesenwoge tanzten. Und beide verband sie immer noch das brüchige, längst ausgediente Rabeltau, das die meisterliche Steuerkunst des jungen Schiffers und die nicht minder erstaunliche Anpassungsfähigkeit des ergrauten Maschinisten unten im Raum immer noch lose genug zu halten wußte, daß es sich nicht durchreiben konnte.

Der Wind blies so stark, daß sich Hans Sperber nur mit Mühe oben auf der Kommandobrücke festhalten konnte. Schlimmer noch war der mit Hagelstücken und gelegentlichen Schneeflocken gemischte eisige Regen, der die trotz Ölzeug und Südwestler längst durchnäßten Glieder zum Erfarren zu bringen drohte. Es wurde immer schlimmer. Das Gesicht des jungen Kapitäns wurde totenbleich, als er um die grauende Morgenfrühe die Entdeckung machen mußte, daß das alte Tau, halbwegs von beiden Schiffen entfernt, auf mindestens drei Meter Länge zerrieben war. Das war der Anfang vom Ende!

Hurtig übergab Hans seinem ersten Maat das Kommando und eilte achterdecks, um das dort befestigte Rabeltau schärfer zu besichtigen. Es befand sich in noch schlimmerer Verfassung, als er insgeheim befürchtet hatte, und es erschien ihm selbst als ein Wunder, daß die Wellen das Tau an seiner schwachen Stelle mitten zwischen den beiden Schiffen, wo es bald tauchend im kochenden Gischt verschwand, bald weit über die Wogenoberfläche wieder hochschnellte, nicht längst schon völlig zerrissen hatten. Aber das Tau hielt noch immer!

Aber wie lange noch! Jetzt trieb sie der Sturm vor sich her, und sie tanzten auf den Wellen, da brauchte das Seil sich nur gelegentlich anzustraffen, und der riesige Stahldampfer folgte der ihm gegebenen Richtung.

Aber das wurde anders, sobald sie gegen den Wind fahren mußten, was nur zu bald schon der Fall sein würde. Begann das Schleppgeschäft alsdann im vollen Ernst, dann riß das verrottete Tau wie welker Funder.

Hans Sperber war kein Freund vom Fluchen, aber bei dieser Gelegenheit entfuhrn seinen Lippen doch unterschiedliche Donnerwetter. Da lag das Glück, tanzte ihm beinahe auf der Nase — mindestens dreißigtausend Dollars, wenn man ganz bescheiden rechnete, setzte es für den Glücklichen ab, der den Dampfer zum sicheren Hafen zurückführte — und nun mußte er sich diese niemals wiederkehrende Gelegenheit entgehen lassen, weil der alte Geizhals daheim die dreihundert Dollars Anschaffungskosten für ein neues Tau sparen wollte.

Mit einer wilden Verwünschung auf den Lippen drehte Hans sich herum und stampfte nach der Schiffsküche, um dort durch einen Trunk heißen Kaffees den erstarrten Gliedern wieder zum Auftauen zu verhelfen.

Dann kam ihm ein Ausweg. „Gude,“ befahl er seinem Untersteuermann, den er gerade dabei fand, die unglaublichsten Körperversetzungen auszuführen, um einen Schluck Kaffee zu den Lippen führen zu können, ohne die kochende Flüssigkeit übers ganze Gesicht ausleeren zu müssen, „signalisiert dem Dampfer, daß er uns sein eigenes Rabeltau zur Verfügung stellen soll, denn unseres hält keine halbe Stunde länger aus.“

Der Untersteuermann gehorchte. Es entspann sich ein reger Wimpelaustausch.

„Ja, wenn Ihr halbpant machen wollt, Boß, dann wollen sie das Rabel hergeben,“ berichtete Niels Gude schließlich.

„Feine Rechnung! Zwanzigtausend Dollars zum

Teufel, weil der elende Knider dreihundert Dollars sparen wollte!“ wettete Hans, der immer die Empfindung hatte, als müßte er sich nach irgend einem Gegenstand, an dem er seine Wut auslassen konnte, umschauen, sollte sie ihn nicht selbst ersticken. „Aber was hilft's!“ philosophierte er trübselig weiter. „In der Not frißt der Deubel Fliegen — meinetwegen, aber sie sollen sich sputen!“

Dieser kam nach kurzer Frist mit der Meldung wieder, daß der Franzose sein Rabeltau hergeben wollte, sobald dafür Verwendung sei.

„Dann sagt Craiger, er soll Voldampf vorwärts laufen lassen. Wollen doch einmal ausprobieren, wie lange unser Tau einen richtigen Druck aushält,“ entschied Hans. „Bläst der Sturm erst gegen uns, dann bringt uns kein Deubel ein Rabeltau an Bord.“

Drei weitere Stunden vergingen oder trocken vielmehr schneckenlangsam vorüber — und das Tau hielt noch immer. Der Untersteuermann lotete und nahm das Log. Er stellte fest, daß sie sich mit einer Geschwindigkeit von wenig mehr als drei Knoten stündlich voranbewegten.

Dabei nahm der Orkan an Heftigkeit noch immer zu, und eine Sturzsee nach der anderen wusch über das Verdeck. Zum Glücke war es hell, so daß man das Herankommen der Wellenberge schon aus geraumer Entfernung wahrnehmen und sich vorsehen konnte. Da sie das Schiff überholten, also mit ihm die nämliche Richtung einhielten, waren sie mehr unangenehm als wirklich gefährlich, was der Fall gewesen wäre, hätten sie den alten Kasten von vorn getroffen.

Plötzlich, als die „Meeresbraut“ auf dem Rücken eines besonders mächtigen Wellenkammes von Smaragdgrün in schimmernder Färbung tanzte, sah Hans mit

Bestürzung, wie das Schlepptau in seiner ganzen Länge aus dem Wasser zum Vorschein kam.

Eine Minute hänglichen Zuwartens verstrich. Immer straffer zog das Tau an, dann zerbarst es mit höllerschußartigem Knall.

„Hart Steuerbord!“ kommandierte der Kapitän. „Gude, nehmt ein Beil und kappt unsere Tauhälfte, ich mag das Ding nicht länger vor Augen sehen. — Craiger,“ schrie er im selben Atem dem ersten Steuermann, „haltet Euch bereit, das Rabeltau von drüben in Empfang zu nehmen!“

Es beanspruchte drei verschiedene Versuche und eine so erprobte Seemannschaft, wie sie nur die Bemannung auf der „Meeresbraut“ aufzuweisen hatte, bis das dicke Schlepptau befestigt war und die wiederum miteinander verbundenen Schiffe ihre Fahrt fortsetzen konnten.

Mit erbittertem Aufschlachen verließ Hans Sperber die Kommandobrücke wieder.

„Wir haben uns umsonst die Knochen zerschunden,“ rief er unwillig, „die Franzosen scheinen sich genau so aufs Knäusern zu verstehen wie mein alter Joshua! Ihr Rabeltau hält nie und nimmer, ist ja kaum als Wäscheleine zu gebrauchen!“

Jedoch den ganzen Tag und die schon früh nieder-sinkende, endlos währende, sturmerfüllte Wetternacht schleppte die tapfere kleine „Meeresbraut“ ihre Beute durch das bis in seine Tiefen ausgewühlte Meer, unausgeseht südlich ging die Fahrt, aber immer dicker und undurchlässiger wurde die von Regenschauern erfüllte Luft, so daß es großer Kunst seitens des Schiffers bedurfte, um seinen Kurs genau einzuhalten und der verderblichen Rüstenbrandung auszuweichen.

Als die Morgendämmerung anbrach und mit ihr

zugleich auch der Orkan noch gewaltiger einsetzte, als er bereits in der Nacht gewütet hatte, rief der Auslug oben: „Schiff ahoy!“

In nördlicher Fahrt begriffen tauchten aus den hochschäumenden Wellenkämmen die wohlbekanntesten Umrisse des „Neptun“ auf. Keine Viertelmeile von beiden Schiffen entfernt fuhr an ihnen der stolze Stahldampfer vorüber. Auf seiner Kommandobrücke konnte Hans Sperber deutlich die untersekte Gestalt Bob Maccellans erkennen, wie dieser in gewohnt breitbeiniger Haltung mit dem Fernrohr vor den Augen unablässig zu ihnen herüberschaute.

„Ob ich mir's nicht dachte! Das sieht ihm ähnlich!“ erbofte sich Kapitän Sperber nach einer Weile, als er wahrnehmen mußte, wie der „Neptun“ beilegte, dann sich drehte und einen südlichen Kurs einschlug, der ihn in die dichte Nähe des geschleppten Dampfers brachte. „Verwünschtes Pech! Wie 'n Nasgeier auf das Verenden der ihm verfallenen Beute wartet der Schuft, bis das Tau wieder plakt. Und er wartet nicht vergeblich, denn plagen muß es!“

Aber Hans mochte seinem Ingrimme noch so geräuschvollen Ausdruck verleihen und mit seiner dröhnenden Stimme selbst das Heulen der Windsbraut zu überschreien versuchen, darum konnte er es doch nicht ändern, daß Bob Maccellan seinen „Neptun“ so nahe an den Dampfer heranbrachte, als er es unter den obwaltenden Umständen irgendwie mit der Sicherheit des eigenen Schiffes zu vereinbaren vermochte.

Den ganzen Tag begleitete der „Neptun“ auf diese Weise die „Meeresbraut“ und deren dem Ozean abgetrokte Beute.

Die kommende Nacht erwies sich in ihrem Verlaufe womöglich noch schlimmer als die vorhergegangene.

Der Wind schüttelte den alten Kasten unbarmherzig, die „Meeresbraut“ stöhnte und erzitterte in allen Fugen, und der Wogendrang war derartig gewaltig, daß beide Schiffe kaum von der Stelle kamen.

Als es wieder hell zu werden begann, erblickte der auf der Kommandobrücke verweilende Hans auch schon den „Neptun“. „Ich könnte ihm ebensogut die Beute jetzt schon überlassen,“ ging es dem jungen Kapitän durch den Sinn. „Der Bursche weiß so genau wie ich auch, daß das elende Waschseil nicht lange mehr vorhalten kann.“

Häufig beobachtete Hans seinen Nebenbuhler dabei, wie er sich durchs Sprachrohr mit dem Kapitän des Dampfers unterhielt, und diese Wahrnehmung erfüllte ihn mit solchem Ingrimm, daß er Bob Macclellan die allerfürchterlichsten Prügel, die er je in seinem Leben ausgeteilt, in verdoppelter Portion versprach, sobald er ihm am Land begegnete.

Gerade als der Koch durch Glockenschläge kundgab, daß das Mittagbrot gerichtet sei, erdröhnte wieder der ominöse böllerartige Knall. Das Schlepptau war gerissen, wie es Hans Sperber vorausgesehen hatte. Die „Meeresbraut“ begann voranzuschießen, etwa wie ein friedlicher Karrengaul, der aus seinem beschaulichen Trabe durch einen scharfen Peitschenhieb aufgeschreckt wird und es nun einmal mit dem Galoppieren versucht.

Hans Sperber mußte seine ganze Aufmerksamkeit dem eigenen Schiffe zuwenden. Darüber verging eine Viertelstunde, und als er dann wieder voll Weh und Grimm nach der ihm entgangenen Meeresbeute und seinem glücklicheren Nebenbuhler auspähte, da mußte er gewahr werden, daß der „Neptun“ sein offenbar noch neues, gelbes, vorzüglich gearbeitetes Schlepptau bereits mit dem anderen Dampfer verbunden hatte und unter

ohrenbetäubendem Gellen seiner Sirene in südlicher Richtung weiterdampfte.

In ohnmächtiger Empörung gab Hans Sperber den Befehl zum Wenden. Nordwärts fürchte der Schiffsbug, um zunächst in Hablock anzulegen und dort einen Teil der Ladung zu löschen.

Der Glückstrahl des jungen Kapitäns war wie eine schillernde Seifenblase geplatzt.

„Liebe, arme Kitty,“ ging es ihm durch den Sinn, und er mußte all seine Willenskraft aufbieten, um nicht weich zu werden, „was wird nun aus uns beiden? Lieb Mädel, du wirst nachgeben müssen und dann — dann —“

Hans Sperber brach mit einem dumpfen Seufzer ab. Was dann geschehen würde, daran wollte er nicht einmal denken. Er wußte nur, daß sein Lebenshorizont genau so hoffnungslos finster geworden war wie der Himmel über ihm, an dem entlang zerfetzte Wolkenmassen jagten.

Am selben Tage traf um vier Uhr nachmittags eine drahtlose Depesche von Tillamook Head des Inhalts in San Franzisko ein, wo sie im Reederklub sofort am schwarzen Brett veröffentlicht wurde, daß Segeldampfer „Meeresbraut“ in nördlicher Fahrtrichtung gesichtet worden sei, ebenso auch fünf Meilen südlich davon der Dampfer „Orleans“ im Schlepptau des „Neptun“, Kapitän Robert Macceellan, San Franzisko.

John Fields, der Seniorchef der Konkurrentengesellschaft, mit dem er am Mittag zuvor die bewußte Behndollarwette abgeschlossen, war schadensfroh genug, den alten Joshua Brown telephonisch anzurufen, was zur Folge hatte, daß der derartig Gefoppte einen leidhaftigen Kriegstanz in seinem Kontor aufführte und

alsdann die ganze Sperberfamilie samt Urahne, Großmutter, Mutter und Kind und bis in die allerletzte Generation hinein in Grund und Boden zu verwünschen begann.

Bis ihm plötzlich der Gedanke kam, daß es ja Bob Macceellan war, der damit bewiesen hatte, wie unendlich überlegen er Hans Sperber in Ausnützung der bekannten goldenen Gelegenheit, die sich höchstens einmal im Leben darzubieten pflegt, war.

„Das ist der richtige Mann für dich!“ begann er nun auf seine Tochter einzureden. „Ich sage ja, es braucht nur ein Irländer zu kommen, um den Dutchie zu schlagen. So 'n Waschlappen! Läßt sich die sichere Priße abnehmen! So 'n Hanswurst — und wenn er sie mit den Zähnen hätte festhalten müssen! Dreißigtausend Dollars oder mehr sind futsch! Es ist zum Tot-schießen! Mein einziger Trost bleibt nur noch, daß du den braven Bob heiratest und das Geld alsdann in der Familie bleibt!“

„Hättest du lieber ein neues Schlepptau bewilligt!“ entgegnete Ritty bitter. „Daß Hans seine Schuldigkeit getan hat, ist sicher.“

„Es hat sich ausgehanst!“ brüllte der alte Joshua erbittert und schlug mit der Faust auf die Pultplatte. „Böser Wille von ihm war's — nichts weiter! Still von ihm, kein Wort mehr will ich hören! Der Kerl hat mich um dreißigtausend Dollars ärmer gemacht!“

„Dich?“ fragte Ritty voll kühlen Erstaunens zurück. „Sage lieber, das Bergegeld ist Hans selbst entgangen, denn du sagtest ihm ja die ganze Summe zu und wolltest gern auf deinen Anteil verzichten. Davon war ich selbst Zeuge.“

Zuerst sah Joshua seine Tochter ganz fassungslos an. Dann bekam er einen roten Kopf. „Ja, dann —

dann,“ stotterte er, „ist's ja richtig. Ein wahres Glück nur, daß ich ihm kein neues Tau gekauft habe, denn wie ich den Dutchie kenne, wäre er gemein genug gewesen, mich beim Wort zu halten! Und dann wärest du dein Leben lang eine armselige Schiffersfrau geblieben. Nun aber muß er dich freigeben — ja, das muß er, wenn auch nur ein Funken Anstandsgefühl in ihm lebt. Und dann heiratest du den wackeren Bob und —“

„Das werde ich bleiben lassen!“ sagte Kitty sehr entschieden. „Ich habe Hans so lieb wie er mich — und steht es so schlimm um deine Verhältnisse, Vater, wie es den Anschein hat, so müssen wir uns eben in Zukunft einschränken. Ich bekomme jederzeit eine leidlich gut bezahlte Kontorstelle, und was ich dann verdiene, das reicht für uns beide — natürlich nur für den Fall, daß du es dir in den Kopf gesetzt hast, in unsere Heirat nicht zu willigen.“

„Das wird nie und nimmer geschehen!“ schrie der Alte und fuchtelte grimmig mit den Fäusten. „Wenn du töricht genug sein solltest, einer glänzenden Versorgung nur um dieses elenden Dutchie willen zu entsagen, dann —“

„Warum auf Hans schelten?“ unterbrach ihn Kitty. „Seht er für uns nicht eben sein Leben aufs Spiel? Und wenn ihm die Vergung des Schiffes nicht gelang, wer trägt daran anders die Schuld als nur du —“

„Das wagst du mir zu sagen?“

„Ja,“ entgegnete sie fest. „Hättest du deine Pflicht als Reeder nur halb so redlich getan wie dein Schiffer dir gegenüber immer und allezeit, dann hättest du mir nicht alle Ausichten auf mein Lebensglück zunichte gemacht. Denn mag dich's nun ergrimmen oder du mich darum verlachen, aber darum bleibt's doch wahr, daß ich Hans mehr liebe als die ganze Welt — und

kann ich seine Frau nicht werden, so soll mich kein anderer Mann sein Weib heißen dürfen. Das schwöre ich dir, so wahr ich deine Tochter bin!“

Der alte Joshua blickte ganz verdutzt auf die bis in die tiefste Seele hinein Erregte. „Ja, aber — du weißt doch, was mir bevorsteht, wenn du Bob Macceellan einen Korb gibst! Du wirst doch, nur um deinen Trogtopf durchzusetzen, deinen alten Vater nicht unglücklich machen wollen?“

„Das hast du ganz allein getan, Vater. Hättest du nicht geknausert, nur um Hans damit zu ärgern, so wäre er jetzt mit unserem Glück unterwegs, und alle Sorgen würden von dir genommen worden sein, denn Hans wäre als dein Eidam mit ins Geschäft eingetreten, wir würden dich geehrt und geliebt haben, und die alte Firma wäre zu neuem Glanze aufgeblüht. So hast du glücklich dreihundert Dollars gespart und darüber deiner Tochter Lebensglück verscherzt. Wie du nun noch obendrein von mir verlangen kannst, daß ich einen ungeliebten, ja, mir direkt verhassten Mann heiraten soll, geht über meine Begriffe. Laß das ein für allemal zwischen uns ausgesprochen sein.“

Wie sie nun sich zum Fortgehen fertig machte und auch wirklich ging, obwohl es noch lange bis zum Rontorschluß war, da hatte der in gar unbehaglicher Stimmung zurückbleibende alte Mann die Empfindung, als sei ihm mit dem Zerbersten des verrotteten alten Schlepptaus noch ungleich mehr als nur die fette Meeresprise verloren gegangen.

Mit einem kräftigen Hieb hatte Hans Sperber, nachdem die „Meeresbraut“ gewendet und in nördlicher Richtung weiterzubampfen begonnen hatte, das zer-riffene Tauende, das über die Brüstung ins Meer

hinabging, geklappt. Dann war er wieder auf die Kommandobrücke neben den dort Wacht haltenden Obersteuermann hingetreten. Wohl eine Viertelstunde verging, ohne daß einer der Männer ein Wort gesprochen hätte.

Der junge Kapitän starrte mit düsteren Mienen in die graue Nebelwand, die von allen Seiten um das Schiff aufstieg, und sein Steuermann hatte das Gefühl, als ob die Luft mit Elektrizität geladen sei, weshalb Schweigen in jedem Falle geraten erschien.

Dann wendete sich der Schiffer mit plötzlichem Rucke um. „Seit zwei Nächten ist kein Schlaf in meine Augen gekommen,“ erklärte er. „Ich will jetzt hinuntergehen und es nachzuholen versuchen.“

Das war aber leichter vorgenommen, wie ausgeführt, denn Schlaf war für den völlig Erschöpften ungefähr ebenso unerreichbar geworden wie das Berggeld des französischen Frachtdampfers. Er dachte an alles mögliche, während er sich schlaflos herumwälzte, am meisten aber an Schlepptaue. Mit einem neuen Tau an Bord wäre er seinem Nebenbuhler um den Nord- oder Südpol herum nachgefolgt und hätte ihm die unrechtmäßig ergatterte Prife wieder abgewonnen. Solange der Südweststurm anhielt, wäre ihm das wohl möglich gewesen.

Es litt ihn nicht im Bett. Er stand wieder auf, drehte das elektrische Licht an und setzte sich an sein Pult, dessen Platte mit allen möglichen Frachtpapieren und sonstigen noch während der Fahrt auszufüllenden Deklarationsformularen und so weiter bedeckt war. Bisher war er noch zu keiner Schreibearbeit gekommen, und im Augenblick empfand er einen wahren Ekel davor.

Aber eine Pfeife konnte er rauchen. Es fiel ihm ein,

daß er in den letzten drei Tagen noch nicht einen einzigen Pfeifenkopf voll geschmaucht hatte. Auf dem Pult lag zwischen den Papieren sein Tabaksbeutel und die schwarz angerauchte kurze Holzpfeife.

Wie er nach der Pfeife langte, zog er zugleich aus dem Papierbündel daneben ein Frachtduplikat. Solche Duplikate begleiten jedes an Bord abgelieferte Frachtstück, eine weitere Kopie davon gelangt ins Kontor der Reederei und wird dort gebucht, während der Kapitän sein Exemplar späterhin bei der Abrechnung als Beleg für die vereinnahmten Frachten braucht. Jetzt war's gut genug zum Auffangen des beim Stopfen der Pfeife aus dem Beutel fallenden Tabaks. Es war überhaupt ein Wunder, daß der Schiffer bei dem ewigen Geschlinger und Gestampf das Tabakstraub in den Pfeifenkopf bringen konnte. Aber es gelang, und das Anzünden der Pfeife kostete auch nur wenige Streichhölzer.

Nur nicht denken müssen! Es war gar zu schrecklich, wie ihm das alles hatte zustoßen können! Mitunter hatte er die Empfindung, als müßte er darüber noch den Verstand verlieren. Rittys lieber Lodenkopf tauchte vor seinen Blicken auf. Wie vorwurfsvoll und traurig sie ihn anschaute! Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. Wahrhaftig, sie waren naß. Er war so nervenschwach geworden, daß er sich auf dem besten Wege befand, gleich einem Kinde zu flennen.

„Pfui Deubel!“ Sein Grimm war so groß, daß er sich am liebsten selbst bei der Kehle gepackt und an die nächste Wand geworfen hätte.

Um seine Gedanken abzulenken, griff er mechanisch nach dem Frachtduplikat und überflog dessen Inhalt, obwohl er im Geiste ganz anderswo weilte und zwischen den nüchternen Vermerken immer wieder Rittys rotbraunes Köpfchen auftauchen sah.

Es handelte sich um eine Sendung von Draht und Nägeln, die eine große Eisenwarenfirma in San Franzisko an eine nicht minder bedeutende Baumaterialienhandlung in Puget Sound machte, und unter anderen Gegenständen stand da vermerkt: 1800 Yards extra biegsames, doppelt geflochtenes Stahldrahtseil, eindreiviertel Zoll dick.

Gleichgültig stand Hans Sperber auf. Wenn er nur hätte schlafen können, was lag ihm jetzt an allen Stahldrahtseilen der Welt! Er trat an das runde Fenster und versuchte hinauszuschauen, so gut das die darüber wachsenden Wellen gestatten wollten. Gespenstigt tauchte, keine fünfhundert Fuß von ihnen entfernt, ein großer Passagierdampfer aus dem Regennebel auf, ganze Breitseiten von funkelnden Lichtern grüßten herüber, und ebenso schnell war alles wieder verschwunden, die Wogen bäumten sich, klatschten gegen die Schiffswandungen, und hinter ihnen her heulte und blies mit vollen Backen die Windsbraut.

Wenn er nur schlafen könnte!

Wie er das dachte, da war es ihm gerade so, als fiel die starre Nebelmauer vor ihm nieder und er könnte wieder klar ausschauen.

„Zum Henter!“ brummte er und griff wieder nach dem gelben Duplikat. „Was hab' ich denn da vorhin eigentlich von einem eindreiviertelzölligen biegsamen Stahldrahtseil gelesen?“

Eine halbe Minute später glaubte Untersteuermann Gude nicht anders, als der Schiffer sei übergeschnappt, denn mit geradezu wilden Sprüngen tollte der von mittschiffs heran und schwang gleich einer Siegestrophäe ein regendurchweichtes gelbes Papierblatt über dem Kopfe.

Im nächsten Moment fühlte sich der Maat von

einer Riesenfaust bei der Kehle gepackt und glaubte nicht anders, als daß sein letztes Stündlein gekommen sei, denn ein so kräftiger Mann er auch war, gegen den Kapitän kam keiner an Bord auf.

„Du Esel, du Idiot, du — du — ah, es ist zum Ausderhautfahren!“ schrie der ganz außer sich Gerardene, und bei jedem Worte schüttelte er den unglücklichen Untersteuermann, als wollte er diesen durchaus seekrank machen. „Wir haben achtzehnhundert Yards stählernes Rabeltau an Bord — und du Esel sagst mir kein Wort davon, läßt mich umkehren! Achtzehnhundert Yards! Mensch, wo hast du deinen Kopf? Du hast doch die Ladung angenommen!“

„Richtig — das Drahtseil — oben im Raum liegt's,“ stotterte der Maat.

„Schaff das Drahtkabel her — augenblicklich, du **J—d—i—o—o—t!**“ schrie Hans Sperber und gab Niels Gude einen Stoß, der ihn der Länge nach übers glatte Verdeck schlittern ließ.

Hans Sperber aber stürmte mit mächtigen Sähen nach der Kommandobrücke weiter. „Die Maschinen drehen lassen! Umdrehen! Wir fahren hinter der ‚Orleans‘ her!“ schrie er. „Wir haben Stahlseile im Raum, und ich folge dem irischen Hund, solange auch nur noch ein Fegen von der ‚Meeresbraut‘ vorhanden ist! — Umdrehen, sage ich, Craiger!“

In den Augen des Obersteuermannes blitzte wilde Rampfeslust auf. „Herum — hart Backbord herum!“ rief er hinunter ins Steuerhaus. „Umdrehen, wir fahren zurück!“

Unten im Maschinenraum wischte der alte Sweeny seine öltriefenden Hände an den Overalls ab, wie man die bei der Arbeit getragenen, über die eigentliche Kleidung gestreiften leinenen Schuhhosen zu nennen

pfllegt. Was sollte das heißen, nachdem man erst wenige Stunden zuvor genau daselbe Manöver gemacht hatte? War dem Kapitän der Zorn in die Krone gefahren? Kopfschüttelnd trat er an die ihn mit der Kommandobrücke verbindende Sprechstube.

„Hallo! Was ist los da oben?“

Hans Sperber selbst antwortete ihm. Eine Minute lang lauschte der alte Maschinist den ihm erteilten Befehlen, dann ging ein breites Grinsen über seine verwitterten Züge. „Nur unbesorgt. Wir schaffen's!“

Damit nahm der Alte eine Laterne zur Hand und tastete sich bis zu den Kohlenbunkern, deren Inhalt er scharf musterte. „Hm hm, elend knapp!“ knurrte er. „Ein Eitel, der alte Joshua, mit seinem ewigen Knäusern! Aber wir schaffen's. Die alte ‚Meeresbraut‘ ist ein tüchtiges kleines Schiff. Wir schaffen's!“

Und damit begann er seinen Hilfsmaschinisten und Heizern auch schon Befehle zu erteilen, die dazu bestimmt waren, die Schnelligkeit ganz wesentlich zu steigern, was natürlich nur auf Kosten des ohnehin knapp bemessenen Kohlenvorrats geschehen konnte.

Kapitän Bob Macclellan vom „Neptun“ war eitel Vergnügen.

Persönlich hatte er die Festmachung des Rabeltaus überwacht und selbst mit zugegriffen, als es sich um das Verknoten des fast noch ganz neuen Taves gehandelt hatte. Er hoffte zuversichtlich, daß das Tau aushalten würde. Wenn nicht, so hatte er unten im Raum noch ein zweites. Sein Obermaschinist meldete ihm, daß der Vorrat in den Kohlenbunkern ausreichen würde, und bliese der Südwestler auch noch eine volle Woche mit ungeminderter Kraft weiter.

Das war gute Nachricht. Am liebsten hätte Bob

sich einen recht, aber wirklich recht starken Grog nach seinem eigenen Rezept zurecht gebraut, auf dessen sinnreiche Einfachheit er nicht wenig stolz war — halb Rum, dann noch einmal halb Rum, der Rest Wasser und etwas Zucker, und nach jedem Schluck noch etwas aus der Rumflasche ins Glas, damit der Grog rasch abkühlen konnte. Aber da diese Mischung zugleich auch das unfehlbar sicherste Schlafmittel darstellte, dessen Wirkung an sich selbst er häufig genug erprobt hatte, um sich ein fachverständiges Urteil erlauben zu können, so mußte er zu seinem Leidwesen davon Abstand nehmen. Der große Moment erforderte heroische Maßnahmen, zu denen auch das Nüchternbleiben gehörte, was sonst Bob Macceellan an Bord seines Dampfers lieber den Steuerleuten zu überlassen pflegte.

Wenn des Menschen reinste Freude wirklich die Schadenfreude ist, dann war Bob Macceellan jetzt auch ohne Grog nahezu wunschlos glücklich, und immer wieder, wenn er sich das Gesicht vorstellte, das seiner Meinung nach sein geprellter Nebenbuhler jetzt schneiden mußte, erging er sich in geradezu explosiven Ausbrüchen geräuschvollster Heiterkeit.

Eigentlich wollte er sich wieder auf die Kommando-
brücke begeben, aber ein dunkler Drang führte ihn nach seiner Kajüte, und als es ihn dort wiederum nach dem Eschranke zog, wo verschiedene Gallonen hochfeinen Whiskys sicher verstaut lagen, da konnte er nicht länger widerstehen, sondern goß sich eine Kleinigkeit — nur fünf Finger hoch — ins Wasserglas. Ah, das wärmte, und das Glucksen, mit dem er den Göttertrank durch die Gurgel goß, klang wie Sphärenmusik in seinen Ohren. Glückspilz, der er war! Da hatte er einmal den verhassten Dutchie gründlich aus dem Sattel gehoben, denn einerlei, ob Hans Sperber an der ganzen

Geschichte noch so schuldlos war, seine Reputation als Schiffer war für lange Zeit in die Brüche gegangen. Das würde Ritty sicherlich auch einsehen, und der alte Josophua, dem er vor der Abreise noch gehörig zugeseht, würde sein übriges tun. Kam er mit seiner Prise heim, so konnte er gleich einem römischen Triumphator einziehen. So was macht Eindruck auf Mädchenherzen.

Ein Prachtmädel, die Ritty! Bob Macceellan fühlte sich, nachdem er ausnahmsweise auch noch eine zweite Kleinigkeit, wiederum fünf Finger hoch, zu sich genommen, ordentlich poetisch gehoben, und er malte sich's in den satteften Farben aus, wie es erst sein würde, wenn er mit Ritty verheiratet war. Dann setzte sich sein Leben aus einem einzigen Kausche zusammen, der teils von der Liebe, teils von noch etwas Stärkerem herrührte. Daheim bei ihm herrschte dann trauliche Wärme im Wohnzimmer, er lag der Länge nach auf dem Sofa und hatte den Kopf in Rittys Schoß gelegt, und sie braute ihm nach seinem probaten Rezept einen extrasteifen Grog — und dann trank er abwechselnd immer ein Glas davon, und dann gab ihm Ritty einen Ruß, dann wieder ein Glas und zur Abwechslung was ganz besonders Süßes von Rittys Rosenlippen — und so weiter, bis er im siebenten Himmel weilte.

Bob Macceellan konnte es kaum noch erwarten, bis es erst wirklich so weit war.

Seelenvergnügt und durch den kleinen Whistyspruch noch extra gehoben, stieg Bob wieder auf die Kommandobrücke. „Mit halber Kraft vorwärts!“ schrie er in den Maschinenraum hinunter.

Das gelbschimmernde Hanftau straffte sich an, der Schiffsbug des geschleppten Dampfers kam über dem Wellenschaum zum Vorschein, und das Schleppgeschäft konnte beginnen.

Bob wartete eine kurze Zeit, dann gab er das elektrische Klingesignal, daß unten im Maschinenraum Vollampf angedreht werden sollte. Er konnte das Pochen der Maschinen, das wie der Pulsschlag des Schiffes dieses vom Bug bis Stern durchbebte, deutlich verspüren, und wild lachte sein Herz auf, als er das gurgelnde Geräusch hörte, mit dem die Doppelschrauben des „Neptun“ das Wasser gierig einschlürften.

Unvermittelt plötzlich aber hörte das Vibrieren wieder auf. Es setzte eine Minute aus. Bob Maccellan wartete noch eine weitere Minute zu. Dann ließ er den Ruderapparat arbeiten. Aber das half alles nichts. Das Steuer gehorchte nicht, und ebensowenig bewegten sich die beiden Schiffschrauben. Wie hilflos geworden, trieb der mächtige Dampfer plötzlich auf den empörten Wellen.

Mit einem wahren Wust einander Raum und Vorrang streitig machender Flüche stürzte Bob wiederum an den Telegraphenapparat und befahl: „Vollampf voraus!“

Gleich darauf ließ sich der Obermaschinist durch das Sprachrohr hören. „Was zum Ruckuck ist denn da oben los?“ schrie er ärgerlich. „Warum geben Sie denn das Ruder nicht frei?“

„Es ist frei — alles klar und lose!“ donnerte Bob. „Wer zum Teufel kommandiert das Schiff? Vollampf vorwärts, sage ich!“

„Die Maschinen gehorchen nicht, wir kommen nicht weiter. Hoffentlich ist das alte Rabeltau klar geblieben, denn wenn es sich in unsere Schrauben verwickelt hat, dann sind wir verloren!“

„Unsinn!“ schrie Bob wutentbrannt.

Aber trotzdem übergab er schleunigst seinem ersten Maat das Kommando, während er selbst nach dem

Hed eilte. Mit Lebensgefahr beugte er sich, als eine Riesenwoge das hilflos treibende Schiff mit dem Hed hoch aus den Wassern hob, so weit vor, um die Schraubenflügel darunter wahrnehmen zu können. Da war es ihm aber auch schon zumute, als müßte ihn ein plötzlicher Schwindelanfall in die Tiefe hinunterziehen. Ganz deutlich konnte er ein kurzes Ende des von den Schrauben gepackten alten, verrotteten Schleppseils erspähen.

In einem Moment war ihm alles klar. Das mächtige Anfaugen der in Bewegung gesetzten Schrauben mußte das zerrissene und von Hans Sperber geklappte Tau, das auf den Fluten trieb, an sich gezogen und dieses sich derartig in die Schraubenwindungen verwickelt haben, daß auch der stärkste Druck sie nicht herumzudrehen vermochte.

Mit kreideweißem Gesicht schrie er: „Vollampf rückwärts!“

Das war das einzige, was geschehen konnte, damit das beinahe armsdicke Seil von den Schrauben, in dessen Flügeln es eingeklemmt lag, sich wieder loswickelte.

Bob achtete kaum auf die Gefahr, der er sich aussetzte, als er sich nun auf die Brüstung schwang, mit den Füßen nur noch auf deren schmale Holzeinfassung zu stehen kam und sich, um niederschauen zu können, nur mit der einen Hand am Seil festzuhalten vermochte. Der Sturm umbrüllte ihn, die unaufhaltsam nach der nur unweit entfernten Küste treibende Flut warf das Schiff immer wieder sprunghaft hoch und suchte ihn von seinem gefährlichen Standorte in die Tiefe hinunterzuschleudern.

Nun hob sich das Schiffshed wieder aus den Wogen. Zugleich begannen die Kielwasser zu schäumen, die Maschinen arbeiteten angestrengt, und

mächtiger Gischt wirbelte auf. Doch keine fünf Sekunden später endigten sie ebenso unvermittelt wieder ihre geschäftige Tätigkeit und verharrten müßig. Zugleich erblickte Bob Macclellan, dem es schwarz vor den Augen zu werden drohte, wiederum einige Yards ausgefranstem alten Schiffstabels, das sich um die beiden äußersten Schraubensflügel herumzuschlingeln schien.

Eine volle Minute stand der Kapitän, als er wieder den Verdeckboden unter sich spürte, wie vom Donner gerührt. Sein stolzer Dampfer war hilflos, die Schrauben waren unbrauchbar gemacht, und es wäre selbst bei ruhig gehender See nicht daran zu denken gewesen, sie unterwegs von dem ihre Flügel wahrscheinlich völlig umschlingenden, zähen und wie eiserne Bande wirkenden Hanftau zu befreien.

Und jetzt? Der Orkan blies mit vollen Baden nach der Küste, und donnernd wälzten sich die hochgetürmten Wellenberge der landwärts ziehenden Flut. Unaufhaltsam, wenn zum Glücke auch nur äußerst langsam, trieben beide hilflos gewordenen Schiffe in der Richtung nach der Küste mit ihrer wildentfesselten Brandung, ihren verborgenen, nabelspitzen Felsriffen. Bei solchem Wetter hieß es Gott versuchen, mit einem Segelboote an dem felsigen Küstenstriche landen zu wollen, geschweige mit zwei hilflos dem grausamen Spiele der Wogen preisgegebenen Riesenschiffen.

Die Lage, in der sich der „Neptun“ plötzlich befand, mochte selbst dem kühnsten Seemann das Herz angstvoll schlagen lassen, denn schwer belastet, wie das Schiff war, und mit den furchtbaren Sturzseen, die vom offenen Meere her unablässig über seine Verdecke wuschen, konnte es jeden Moment auf ein Riff stoßen und scheitern.

Eine volle Stunde versuchte Bob Macclellan, obwohl er das Ausichtslose seiner Anstrengungen von vornherein einsah, mit allen ihm nur zu Gebote stehenden Mitteln, seine Schiffschrauben von der tödlichen Umstrickung des zerfetzten Hanflabels zu befreien. Es blieb alles umsonst.

Der Nebel hatte sich ein wenig gelichtet, aber so weit der Blick reichte, erschienen Himmel und Wasser einformig grau in grau getaucht. Der Wind war nach Nordnordost umgeschlagen, so daß die beiden hilflosen Dampfer nicht mehr in direkter Richtung nach der Küste zugetrieben wurden, sondern ähnlich wie auf der Diagonale eines Dreiecks in spitzem Winkel auf sie zuliefen.

Da wurde, ganz fern am nördlichen Horizont, ein schwarzer Fleck sichtbar, der allmählich durch die Wellenberge näher zu kommen schien, häufig genug von ihnen verdeckt wurde, aber immer wieder zum Vorschein kam.

Augenblicklich versetzte der französische Dampfer seine Sirene in andauernde Tätigkeit und hißte die üblichen Hilfssignale.

Bob Macclellan aber betrachtete angestrengt durch sein Doppelfernrohr den schwarzen Fleck. Es handelte sich offenbar um einen Dampfchoner. Doch diese Erkenntnis vermochte ihm nur wenig Trost zu gewähren. Dazu kannte er die zwar ungeschriebenen, aber um so zäher eingehaltenen Seefahrertraditionen zu genau.

Hilflos und ohnmächtig mußte er es über sich ergehen lassen, daß der neue Ankömmling ihm nicht nur den Siegespreis in dem Augenblicke, wo er ihn bereits in der Tasche zu haben geglaubt hatte, entriß, sondern es war mehr als fraglich, ob der Kapitän des Hilfs-

schiffs ihm seine Unterstützung angebeihen lassen würde. Die „Orleans“ war entschieden wertvoller als der „Neptun“, und sie brachte also auch ein höheres Schleppegeld ein. Zudem hatte sie das Vorrecht auch schon aus dem Grunde, weil sie das eigentliche hilfeschuchende Schiff und der „Neptun“ erst bei seinem vergeblichen Versuche, ihr Beistand zu leisten, zu Schaden gekommen war.

Nun, das mußte hinuntergeschluckt werden. Blieb als einzige Möglichkeit nur die allerdings sehr schwache Hoffnung, daß noch ein weiteres Schiff auftauchte und den „Neptun“ ins Schlepptau nahm.

Bob hätte heulen mögen, wenn er an diese Möglichkeit dachte, die er doch unter den obwaltenden Umständen noch als einen Glücksfall betrachten mußte. Bog er, geschleppt von einem fremden Schiffe, das er für solchen Liebesdienst obendrein bezahlen mußte, wieder in den Hafen von San Franzisko ein, so geschah es wahrlich nicht als Triumphator, und in den Augen schön Rittys war damit nicht viel Staat zu machen. Er konnte nicht einmal mehr Hans Sperber verhöhnen, denn was diesem passiert war, wog ja kinderleicht im Vergleiche zu seiner eigenen Havarie.

Langsam kam das fremde Schiff durch die Wellenberge näher. Es handelte sich in der Tat um einen kleinen Dampffhoner, schwarz mit weißem Oberbau und die Maschinen mittschiffs.

Bob Maccellan glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Aber je länger er zuschaute, desto ähnlicher wollte ihm der Segeldampfer mit dem seiner väterlichen Firma gehörenden Dampffhoner „Thetis“ vorkommen. Das wäre freilich ein besonderes Glück, wenn eines der eigenen Schiffe ihn auffand! Denn daß in solchem Falle natürlich der „Neptun“ zuerst ins

Schlepptau genommen wurde, lag auf der Hand. Dem Kapitän der „Thetis“ befahl er einfach, er war ja der ihm vorgesezte Juniorchef der Reedefirma.

Bob Macclellan packte die Dampfleine, und seine Sirene begann um die Wette mit jener auf der „Orleans“ zu heulen. Auch auf seinen Masten wurden jetzt die üblichen Hilfssignale gesetzt, zugleich aber auch die Privatflagge seiner Firma, damit der Kapitän des herankommenden Schiffes ja nicht im unklaren darüber verbleiben konnte, wem er seine Hilfe zu gewähren hatte.

Pfeilgerade, bald völlig verschlungen von den grünen Wellenbergen, dann wieder hoch auf deren Rämmen tanzend, kam das kleine Schiff durch den brüllenden Orkan herangestampft. Aber der massige Körper der „Orleans“ lag fortwährend derartig zwischen dem „Neptun“ und dem sehnlich erwarteten Retter, daß Bob Macclellan, allen Auslugens ungeachtet, sich über Namen und Herkunft des Schiffes immer noch nicht klar zu werden vermochte, obwohl es mittlerweile nicht mehr viel weiter von dem Trampdampfer entfernt war als er selbst.

Und dann geschah das Ungeheuerliche, das Bob die Haare zu Berge stehen ließ. Der herankommende Retter kümmerte sich nicht im mindesten um ihn und seine Signale, sondern drehte in Lee der „Orleans“ bei, und die Mannschaft begann alsbald mit großem seemännischen Geschick eine Stahltrasse anzubringen und am Bug des Franzosen festzumachen.

„Kapitän, es — es ist die ‚Meeresbraut‘!“ schrie in diesem Moment der zweite Steuermann, der den Ausguck am Vordermast erstiegen hatte.

Bob Macclellan schaute starr nach dem französischen

Dampfer, der immer noch mit seinem Rumpfe die ungleich schwächeren Umrisse seines Helfers in der Not verdeckte. Ein wüster Fluch entrang sich seinem Munde. Der Gedanke schoß ihm rachsüchtig durch den Sinn, das doch nutzlos gewordene Rabeltau zu kappen und zuzuschauen, ob es sich nicht auch in der Schiffschraube der „Meeresbraut“ verfangen würde. Doch das hatte er schon vor Stunden besorgt, als sich die Katastrophe mit seinen eigenen Zwillingsschrauben als unheilbar herausgestellt gehabt hatte. Und nun mußte er zu seinem Schmerze obendrein noch erleben, wie sein eigenes Rabel an Bord des Franzosen aufgewunden wurde. Vermutlich waren die Leute drüben durch seine schlimme Erfahrung gewitzigt worden.

In weitem Bogen drehte sich die „Orleans“. Während sie auf dem Flecke zu verharren schien, kam hinter ihr das kleine, unscheinbare Schiff zum Vorschein, setzte sich vor den großen Stahldampfer und übernahm die Führung.

Macclellan ließ das Doppelfernrohr nicht mehr von den Augen. Am liebsten hätte er den Himmel angefleht, dafür zu sorgen, daß des Retters Rabel auch zerriß. Aber er ließ es bleiben, da er starke Zweifel an der Bereitwilligkeit des Himmels, ihm derartig gefällig zu sein, hegte.

Es war wirklich die „Meeresbraut“, und das sich nun anstraffende Rabel, das beide Schiffe miteinander verband und die „Orleans“ langsam zu schleppen begann, war so unwahrscheinlich dünn, daß es sich kaum um ein Hanffeil handeln konnte.

Nun kam die „Meeresbraut“ in vielleicht zweihundert Meter Entfernung langsam heran und glitt ebenso allmählich an dem hilflos auf den Wellenbergen schaukelnden „Neptun“ vorüber.

Auf der Kommandobrücke oben stand Hans Sperber und hielt gerade das Sprachrohr vor den Mund. „Holla, Bob, schon lange nicht mehr das Vergnügen gehabt!“ ließ er sich vernehmen. „Bringst deinem ‚Neptun‘ wohl das Schaukeln bei — he?“

„Bin hilflos!“ schrie Macclellan zurück. In Wirklichkeit hätte er am liebsten etwas ganz anderes zurückgerufen und Hans den Rat erteilt, sich nach einem seiner heißen Temperatur wegen berüchtigten Orte zu scharren, wenn er nicht in der bangen Erwartung gelebt hätte, ebendahin nur allzu schnell selbst zu kommen. „Deine elende alte Zuckerschmur hat sich in meinen Schrauben verwickelt!“

„Mein herzlichstes Beileid! Aber mein jetziges Rabel bricht nicht — ist Brückenabel vom besten biegsamen Stahldraht und eindreiviertelzöllig. Hab's als Oberfracht im Raum entbedt.“

Nun machte Bob seinem gepreßten Herzen dennoch Luft und schickte durchs Sprachrohr die vorhin klüglich unterdrückte Aufforderung, zur Hölle zu fahren.

„Siehe den Himmel auf Erden vor! Dieser Himmel heißt mit den Anfangsbuchstaben Kitty. Soll ich sie grüßen?“

„Wenn ein Funken Kameradschaftlichkeit in dir lebt, so gib mein Hilfssignal weiter!“ schrie Macclellan, der mit Grauen sein Ende in den erbarmungslosen Wellen voraus sah.

„Werd's besorgen, schon weil's schade um deine Mannschaft wäre, Bob!“ rief Hans Sperber, der schon ein gut Stück vorbeigeglitten war, zurück.

Vor ohnmächtiger Wut mit den Zähnen knirschend, mußte Bob es geschehen lassen, daß die „Meeresbraut“ mit ihrer kostbaren Beute langsam im Nebel verschwand, während sein eigenes Schiff in trostloser Verlassenheit,

umbrandet von dem heulenden Wogenschwalm, zurückblieb.

Im Kontor Joshua Browns ging es sehr still und trübselig zu. Kitty, die sonst immer fröhliche und zuversichtliche, hatte verweinte Augen, und auch ihr Vater, der ihr gegenüber am Doppelpulte saß, sah äußerst sorgenvoll aus. Gesprochen wurde nichts zwischen ihnen. Einflüchtig erledigte man die Geschäfte, die zum größten Teil in der Abfassung von Beruhigungsschreiben an Kunden bestanden, die wegen des Schicksals der „Meeresbraut“ schon besorgt geworden waren und brieflich angefragt hatten.

Zum ersten Male seit Jahren gingen Vater und Tochter nicht zum Mittagmahle im Reederklub. Dem alten Joshua war der Appetit gründlich vergangen, und seine Tochter dachte überhaupt nicht ans Essen.

Als es etwa zwei Uhr geworden war, klingelte der Fernsprecher an.

Kitty erhob sich und trat an den Apparat. „Der alte Fields will dich sprechen, Dad,“ sagte sie dann.

Joshua machte ein Gesicht, als ob er seinen Konkurrenten, der ein solches Ansinnen an ihn zu stellen wagte, am liebsten statt des vermißten Mittagessens mit Haut und Haaren verspeißt hätte. Aber er begab sich doch an den Fernsprecher, wenn seinen Mienen auch anzumerken war, daß er die Wiederholung irgend eines unartigen Scherzes befürchtete.

„Was?“ rief er gleich darauf. „Was sagen Sie da?“

„Ich bin ja selbst wie vor den Kopf geschlagen, aber hier am schwarzen Brett ist soeben die Meldung erschienen, daß Ihre ‚Meeresbraut‘ mit dem Dampfer ‚Orleans‘ im Schlepptau —“

„Ich verbitte mir solche Wize!“ rief Joshua mit

einer Stimme, die in ihrem Klange scharfer als ein frischabgestrichenes Rasiermesser war. „Sie wissen am besten, daß eine derartig blödsinnige Nachricht nicht wahr sein kann!“

„Fällt mir ja gar nicht ein, Wiße zu machen, Brown!“ verwahrte sich Fields. „Nein, die Nachricht ist tatsächlich eingelaufen, und eben weil sie mir so ungeheuerlich erscheint, wollte ich bei Ihnen anfragen. Sie wissen also noch gar nichts?“

„Nein,“ stammelte Joshua unsicher. „Ich weiß nur, daß meine ‚Meeresbraut‘ kein zweites Schleppseil an Bord hat.“

„Nun, dann hören Sie den Wortlaut der Meldung: Telegraphischer Nachricht zufolge traf in Eureka die ‚Mary Powell‘ heute vormittag mit der Meldung ein, daß sie die ‚Meeresbraut‘ mit einem französischen Dampfer im Schlepptau um neun Uhr fünf Meilen von Crescent City gesichtet habe.“ — Was sagen Sie dazu?“

„Daß es unmöglich ist!“ stammelte der alte Joshua Brown.

„Ist Ihre ‚Meeresbraut‘ etwa in Hadlock angekommen?“

„Nein. Und sie müßte doch schon längst dort sein.“

„Nun, dann wird die heutige Nachricht wohl stimmen. Der Henter freilich weiß, was man von solch widersprechenden Meldungen halten soll.“

„Aber die — die ‚Meeresbraut‘ hat doch kein Schlepptau!“ ächzte der alte Joshua, dem der Verstand stillzustehen drohte.

„Jawohl, Dad, ein Schlepptau ist an Bord, sogar ein vorzügliches, wie du es sicherlich nie gelaufen hättest!“ rief nun Kitty, als ihr Vater mit hoffnungslosem Mieneausdruck das Hörrohr wieder aufgehängt hatte.

Sie war im Handumdrehen wieder zur alten,

frischen Ritty geworden. Verschwunden aus ihren Mienen waren die Kummerfältchen, die Augen blickten wieder klar und lieb wie der helle Sonnenschein, und die alte Zuversicht sprach auch wieder aus ihren Zügen.

In der Hand aber hielt sie ein Blatt, mit dessen Kopieren sie gerade beschäftigt war und das eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem gelben Duplikate aufzuweisen hatte, das von Hans Sperber aufs Geratewohl hervorgezogen worden war, als er sich zum Stopfen seiner kleinen Holzpeife angeschickt hatte.

„Hier haben wir achtzehnhundert Yards extra biegsames Brüdentabel.“ Und sie las dem feinen Ohren nicht trauenden Vater die einzelnen Posten der Fatura vor. „Hab' ich's nicht gesagt, daß Hans einen Ausweg findet? Oh, ich wußte es, daß ich auf ihn rechnen kann!“ jubelte das Mädchen und schwenkte das gelbe Kopierblatt.

„Ach laß mich mit deinem ewigen Hans zufrieden!“ knurrte ihr Vater. „Das alles reime sich ein anderer zusammen. Was ist denn aus dem ‚Neptun‘ geworden?“

„Ich weiß es nicht und mich kümmert's auch nicht!“ entgegnete das Mädchen in einem Tone, der Bob Macclellan, wenn er ihn hätte hören können, sicherlich als das Sterbegeläut all seiner Hoffnungen in die Ohren gellungen hätte. „Aber eines weiß ich, daß mein Schatz draußen auf dem Meere einen tapferen Kampf kämpft!“ setzte sie jauchzend hinzu. „Als Sieger kommt mein Hans heim — und unser Lebensglück bringt er mit sich!“

Sie fiel dem alten Manne weinend und lachend um den Hals.

Der Alte wollte sich brummig losmachen. Doch als er in ihr selig verklärtes Antlitz schaute, wurde ihm das Herz schließlich doch weich.

„Du — du bist ein überspanntes Frauenzimmer!“ sagte er, aber es klang eher wie eine Liebkosung. „Und wenn dein Hans wirklich das Herz auf dem rechten Fleck hat und er bringt's fertig, was in ganz San Franzisko meiner ‚Meeresbraut‘ nicht ein einziger Mann zutraut, und verdient einen gehörigen Vergelohn — dann halte ich auch mein Wort. Dann heiratet meinetswegen. Der Herr Kapitän mag sein eigener Reeder werden, und ich — gebe mich bei euch in Kost und Wohnung, vorausgesetzt natürlich, daß ihr mich nehmen wollt!“

— — — — —
Um die Mitternachtsstunde trommelte der alte Maschinist Sweeny so lange an die Kabinentür seines Kapitäns, bis dieser, der sich kaum zum Schlummer niedergelegt hatte, mit beiden Füßen zugleich von der schwankenden Bettstelle hochsprang.

„Was gibt's denn?“ rief er in der ersten Ver-
schlafenheit. „Brennt es oder — oder ist das Stahlkabel gerissen?“

„Nichts von alledem, Boß, aber —“

Im selben Moment, wo Hans Sperber, nachdem er sich notdürftig angekleidet und die Tür geöffnet hatte, dem alten Maschinisten ins Gesicht schaute, da wußte er auch, daß irgend etwas schief gegangen sein mußte.

„Das Schiff ist led,“ meldete Sweeny seufzend. „Das Wasser dringt in den Maschinenraum. Es war zu viel für den alten Kasten, so 'n tüchtiges kleines Schiff er auch immer ist. Die Fugen der Schiffswände sind nicht mehr wasserdicht. Was haben wir den Maschinen auch zugemutet! Und das Wetter! So 'nen Süd-
wester hab' ich noch nie erlebt.“

„Sorgen Sie dafür, daß beide Pumpen in Tätigkeit

gesezt werden!“ ordnete Hans an. „Ich werde sechs Mann dazu in den Raum hinunterschieden.“

„Das Schlimme ist nur, daß die Kohlenbunter leer sind,“ meinte der alte Maschinist. „Die Wogen schlagen gegen den hohlen Rumpf, und das halten die morschen Planken nicht mehr aus. Ich hätt' Euch nicht geweckt, wenn's nicht so ernst wäre, Boß.“

„Das ist schlimm!“ versetzte Hans dumpf. „Wieviel Kohlen haben wir noch, Sweeny, und wie lange kommt Ihr mit dem Rest noch aus?“

Sweeny seufzte und kratzte sich hinter den Ohren. „Ich hätt' Euch nicht geweckt, wenn wir noch Kohlen hätten,“ sagte er leise.

Der Schiffer sann eine Weile nach. „In der Schiffslüche sind noch sechs Sad Kohlen,“ meinte er dann gepreßt. „Der Koch muß sich behelfen, ich sende den Stoff hinunter. Craiger soll alle entbehrlichen Hände zu Hilfe nehmen und alle Tische und Bänke spalten lassen, ebenso den Dielenbelag. Das gibt auch Feuer unter den Kesseln, Sweeny.“

Der alte Mann seufzte kummervoll und wischte sich mit dem teerbefleckten Handrücken über die Augen. „Es ist der Anfang vom Ende, Boß. Die ‚Meeresbraut‘ macht ihre letzte Fahrt. Sie wird niemals wieder am Heimatdock anlegen, Boß. Die Wasser sind verrückt. Sie schlagen die Schiffsplanken ein, als wäre es Zunder. Läßt sich nicht ändern, Boß, einmal muß es doch sein und“ — hier begann seine Stimme zu zittern — „und es ist ein ehrliches Sterben.“

Am 27. November, nachmittags drei Uhr, wurde am schwarzen Brett der Reederbörse eine Drahtmeldung des Inhalts veröffentlicht, daß die „Meeresbraut“ mit dem französischen Dampfer „Orleans“ hinter

sich im Schlepptau, fünf Meilen von der Hafeneinfahrt entfernt, gesichtet worden sei. Windstärke fünfzehn Meilen pro Stunde, südwestlich, Brandung äußerst stark und auf Point Reyes, wohl die gefährlichste Riffstelle vor den Hafendämmen, gerichtet.

Um halb fünf Uhr nachmittags meldete das Leuchterschiff vor dem Goldenen Tore, daß dieses soeben von der „Meeresbraut“ mit ihrer Schleppfracht passiert worden sei.

Um die erstgenannte Stunde startete Hans Sperber mit verstörten Blicken rings um sich auf die noch immer in ihren tiefsten Tiefen aufgewühlte See.

Der Orkan war gebrochen, statt seiner wehte nun ein frischer Südwestler. Vom Duxbury Riff konnte Hans die dort verstaute Glockenboje gleich einem Sterbeglöcklein läuten hören. Die dem Untergange nahe Sonne glänzte vom wolkenlos gewordenen Himmelszelt herab und bestrahlte in funkelnder Pracht die Gipfel der Marinshügel.

Das Land war so nahe und doch so unerreichbar fern. Wo die tödlich von der Wut des Ozeans getroffene „Meeresbraut“ jetzt trieb, da fuhren im Sommer viele Vergnügungsdampfer, und deren Insassen rüsteten sich dann schon zum Aussteigen. Noch ein halbes Stündchen und sicher landete der schmucke Dampfer am Hafendamm. Heute aber tanzte auf den hochgehenden Wogen der Tod, heute war die Nähe des rettenden Landes bedrohlicher als selbst die tiefe See mit all ihren Gefahren. Heute lag zwischen dem in all seinen Fugen erzitternden, stark ledenden und sich schon zur Seite neigenden Segeldampfer und der zum Greifen nahen Küste das Ende. Die Leichen der Schiffsbemannung mochten die grünen Wellen mit ihren weißen Spitzenkämmen zum Lande tragen, die Lebenden wohl schwerlich.

Und immer noch schleppte die „Meeresbraut“ mit der Verbissenheit einer Bulldogge, die ihr Opfer selbst im Sterben nicht loszulassen gewillt ist, hinter sich den riesigen Dampf.

„Lieb Kitty, ade!“ ging es dem jungen Kapitän durch den Sinn. Das sangen ihm auch die Wogen.

Daß er Kitty nicht wiedersehen sollte, das war das Allerhärteste. Eine Traurigkeit, wie er sie nie zuvor gekannt, erfüllte sein Herz. Wenn er nur noch ein wenig länger hätte leben und die Süßigkeiten des Daseins kennen lernen dürfen! Was hinter ihm lag und sein Leben ausmachte, das war Arbeit gewesen, ewiges Einerlei in grauerhängter Dämmerung, keine Freuden, höchstens unbestimmte Zukunftshoffnungen — und nun hieß es im nassen Grab versinken, ehe er sich an den gedeckten Tafeln des Lebens niederlassen durfte.

Neun Tage und ebensoviele Nächte hatte er gegen die Elemente mit nimmer ermattender Energie gekämpft, um sein Schifflein und dessen kostbaren Preis nach einem sicheren Ankerplatz zu steuern. Einmal dort, hatte er gewonnen. Aber tausendfacher Tod lag jetzt zwischen ihm und seinem Ziel.

Unten im Maschinenraum stand ein zweiter Held. Ihm tanzte der Tod nicht auf den Rämmen der haushoch getürmten Wogen, zu ihm kam er durch die Fugen gekrochen, schal und schlammig. Das Wasser stieg immer höher im Raum. Schon leckte es von unten her an den überhitzten Fundamenten der Dampfkessel. Ein unausgesehtes Brausen und Wischen, feuchter Dampf erfüllte den Raum und machte das Atmen schwer. Bald schon würde das Wasser die Feuerungstüren erreicht haben, durch deren Ritzen eindringen, die flammende Flut zum Erlöschen bringen — und dann

mußte die „Meeresbraut“ mit Mann und Maus für immer in der grünen Tiefe versinken.

Es blieb der Bemannung nichts übrig, als sich zum Sterben vorzubereiten und auf dem todgeweihten Schiffe bis zuletzt auszuharren. Solange der alte Rasten nicht unter ihren Füßen versank, blieb ihnen immer noch der fahle Widerschein einer Hoffnung. Aber augenblicklicher sicherer Tod wäre es gewesen, wenn sie einen Versuch mit den Rettungsbooten gemacht hätten. Durch eine solch fürchterliche Brandung, die das Meer bis zu seinen tiefsten Tiefen aufgerüttelt hatte, fand kein gebrechlicher Rahn den Weg zum Lande.

Aber wenn mit den Booten auch Rettung möglich gewesen wäre, so hätte Hans Sperber doch einen jeden, der verzagt und feige genug gewesen wäre, an die Erhaltung seines eigenen Lebens zu denken, zur Erfüllung seiner Pflicht bis zum bitteren Ende gezwungen. Noch immer hielt das Rabel und verband die „Meeresbraut“ mit ihrem gigantischen Schutzbefohlenen. Der Kapitän der „Orleans“ hatte sein Schiff und dessen Bemannung, Ladung und sich selbst der Pflichttreue des jungen Kapitäns der „Meeresbraut“ anvertraut. Solange der morsche Rasten noch zusammenhielt und immer noch eine Planke vorhanden war, die gespalten und in die Feuerungen der beiden Kessel geworfen werden konnte, war immer noch Hoffnung. Seemannsbrauch war es von jeher, seine Pflicht, kam es zum Schlimmsten, mit dem Darangeben des eigenen Lebens zu besiegeln, und es war bei Hans Sperber festbeschlossene Sache, daß er mit seiner „Meeresbraut“ in die Tiefe niederfahren würde.

Und niemand von der Bemannung dachte ans eigene Leben. Der gleiche Geist, der ihren jungen

Schiffer beseelte, lebte auch in ihnen. In gleichmäßigem Takte wurde an beiden Pumpen gearbeitet.

Schon war der letzte Tropfen Öl ins Feuer geschüttet worden. Im ganzen Schiffe gab es weder Tisch noch Bank oder Stuhl mehr.

„Wenn wir's nur noch eine einzige Stunde schaffen könnten!“ schrie der alte Maschinist durchs Sprachrohr. „Schafft Holz herbei, Boß!“

Hans Sperber stand wie aus Stein geformt. In seinen straff angespannten Bügen wohnte schier Kirchhofruhe. Er erteilte seine Befehle ohne jegliche Erregung, sachlich kurz und bestimmt. Die „Meeresbraut“ war verloren, da blieb es einerlei, wer das Zerstörungswerk besorgte, später die gefräßigen Wellen oder jetzt die scharfen Arte der um ihr Leben kämpfenden Männer.

Es gab längst keinen Dielenbelag mehr im ganzen Schiffe. Die Rettungsboote waren nutzlos. Ins Feuer mit ihnen! Man brauchte nicht länger mehr Treppen oder Zwischenwände.

Längst hatte der alte Maschinist das Sicherheitsventil verstopft. Das dürre, farbenbestrichene Holz tat seine Schuldigkeit. Es prasselte in den Schlünden gewaltig hoch und überheizte die Kessel. Der Dampfdruck überstieg die zulässige Grenze längst. Wenn die beiden Dampfkessel nicht so vorzüglich von dem alten Maschinisten imstande gehalten worden wären, müßten sie längst schon geplatzt sein. Aber was verschlug es! Plazen mußten sie, denn solchen gewaltigen Überdruck konnten ihre Stahlwandungen nicht lange aushalten. Aber schließlich war eine solch feurige Himmelfahrt dem langsamen Ertrinken noch vorzuziehen.

Man konnte kaum mehr in dem dem sicheren Unter-

gange geweihten Schiffe aufrecht stehen, so schlingerte, stampfte und schwankte es. Die unter hartem Überdruck arbeitenden Maschinen schlugen von innen nach außen, und die fürchterliche Brandung stieß in entgegengesetzter Richtung zurück, nicht anders, als ob des Todes Riesenfaust den Schiffsrumpf schon gepackt hätte und ihn in grimmigem Behagen noch eine Weile durcheinanderschüttelte, bevor er ihn vollends hinunter in die Tiefe stieß.

Der Hafendamm kam in Sicht und damit zugleich auch der allerkritischste Moment. Denn die rasende Brandung trieb seitwärts von der Einfahrt auf die Riffe zu, wo so viele gescheiterten Schiffe mit ihren Seefahrern dem Jüngsten Tage entgegenstießen.

Hans Sperber fuhr schon von Rind auf zur See. Er hatte vielleicht noch schlimmere Brandung siegreich überwunden, aber ihr noch niemals mit einem tödlich lecken, aus den Fugen gehenden Rasten und obendrein mit sechstausend Registertonnen Schleppfracht dahinter Troß geboten.

Die Sturzseen folgten in immer kürzeren Abständen. Wie tochendes Wasser wirbelten sie durcheinander und formten lebendige, grünlichweiße, hüpfende Hügelmassen, so weit das Auge reichte. Die „Meeresbraut“ hob sich und sank, legte sich auf die Seite, richtete sich wieder auf, alles in einer einzigen Minute. Wie etwa ein Rind eine Pappschachtel bei den Seiten packt und sie auseinanderreißen will, wobei die an den Fugen noch zusammenhaltenden Seitenteile sich hin und her schieben, bis sie endlich auseinanderplagen, so hatten diese grünen Wellenkolbe die „Meeresbraut“ erbarmungslos zwischen ihre Fänge zu packen bekommen. Das Schiff verzog sich erst in die Länge, dann wieder in die Breite, als ob seine altersmorschen Wandungen elastisch geworden seien.

Je näher der Dampfer zur Hafeneinfahrt zu kommen versuchte, geschickt von seines Schiffers Hand bald mit den kochenden Wogen und dann wieder quer durch sie gelenkt, desto mehr ergrimmte das Meer, nicht gewillt, sich die sicher verfallene Beute entreißen zu lassen.

Raum hatte sich die „Meeresbraut“ von der Umarmung der letzten Wassermasse wieder erholt, als auch schon eine neue See herangerast kam. Zuerst wurde von ihr der Trampdampfer getroffen, sein Riesentrumpf kletterte auf ihr himmelhoch, und dann wurde er wie Spielzeug in eines Riesen Hand in der Richtung auf die „Meeresbraut“ wieder hinuntergeschleudert.

„Halbdampf! Steuer backbord herum!“ schrie Hans mit Stentorstimme ins Sprachrohr, unmittelbar ehe die Sturzsee ihn selbst erreichte. Sie kam mit einer atemversekenden Geschwindigkeit von dreißig Meilen seitwärts gegen den lecken Dampfer heran und mußte ihn, faßte sie ihn vorn beim Bug, zerschmettern, wurde die Wucht des Anpralls nicht einigermaßen verringert.

Wie ein tödlich verwundeter Hirsch bäumte sich die „Meeresbraut“ hoch, als die Sturzsee sie packte und aus den Wassern hochzuschleudern schien. Das Schlepptau straffte sich bis zum Zerspringen an, und sein furchtbarer Druck würde das Schiff mitten auseinandergerissen haben, wenn der junge Kapitän nicht mit meisterlicher Voraussicht Maschinen und Steuer immer wieder bald vorwärts, bald zurück hätte manövrieren lassen, so daß das Stahlkabel immer elastisch genug gehalten wurde, um den Eintritt einer solchen Katastrophe zu verhüten.

Eine Sturzsee nach der anderen brach über die „Meeresbraut“ herein, die Kommandobrücke mit dem

Pilotenhäuschen darauf hatte sich stark zur Seite geneigt und erzitterte wie Spinnengewebe im Winde, die sie haltenden Bolzen und Nieten loderten sich immer mehr. Mit beiden Armen hatte Hans Sperber das eiserne Schutzeländer der Brücke umfaßt, um nicht vom Wogendrange fortgespült zu werden. Aber seine Rechte blieb mit eiserner Energie auf dem Telegrapheninstrument liegen, und die alte wackere „Meeresbraut“ richtete sich jedesmal, wenn gleich einer Sintflut die Seen über ihre zerstörten Decks hinweggewaschen waren und sich mit dem nassen Element drunten wieder vereinigt hatten, wie eine badende Ente wieder auf und strebte weiter, immer weiter.

Unten im Schiffsraum, wo die Maschinen standen, stieg das Wasser immer bedrohlicher. Die Feuer waren niedergebrannt, denn es fehlte an Nahrung für sie. Nur was von den Sturzseen oben zer schlagen und durch die klaffende Decklücke hinunterbefördert wurde, konnte von dem alten Maschinisten und dessen Gehilfen noch aufgerafft und in die feurigen Schlünde geworfen werden. Aber das Holz war naß, es löschte eher die Glut, als daß es dieser zu neuem Brennen verhalf.

Einer der Heizer brachte einen Ballen Werg herbeigeschleppt. Die beruhten, phantastischen Gestalten vor den Feuerlöchern zerrissen die brennbare Masse und schleuderten sie in die Glut. Das half auf. Der Dampfdruck verstärkte sich wiederum.

Der Hilfsmaschinist kam mit lautem Freudengeschrei heran. Die letzte Sturzsee hatte eine Anzahl Fässer aus dem Raum geschleudert. Man wälzte sie, obwohl dies mit dem Tode spielen hieß, eilends herbei, ihrer drei bekam man zu fassen, die übrigen wurden von neuen Seen ins Meer hinabgewaschen.

In den Feuerschlünden flammte es auf. Es war

Farbe, die gut brannte. Aber sie loderte wie griechisches Feuer hoch und zerstob. Das Wasser im Raum aber stand kaum noch handbreit unter den Feuerrosten.

Mit dem verbissenen Stillschweigen, das nur die Verzweiflung einflößt, arbeiteten der alte Sweeny und dessen Gehilfen, halb nackt, über und über mit Schwielen bedeckt, eine Schweißschicht auf den zuckenden Leibern, und bis zu ihren Knien reichte nun schon das eingedrungene, eisige Wasser. Kurze Minuten konnten im günstigsten Falle noch verstreichen — dann war das Ende da.

Matt kam der helle Glockenton der Läutboje, die vor Mile Rock verankert lag, zu den Ohren des mehr tot als lebendig oben auf der Kommandobrücke hängenden Kapitäns.

Noch immer schien mit gleichnerischer Pracht die scheidende Sonne über den westlichen schneebedeckten Hügelspitzen.

Hans Sperber starrte voraus. Noch eine winzige halbe Meile, und die Brandung lag hinter ihnen und die Bai mit ihren rettenden, geruhigten Gewässern nahm sie auf. Noch eine halbe Meile! Ein Kind kann die Entfernung im stillen Wasser durchschwimmen, und auch die todgeweihte „Meeresbraut“ mochte sie durchmessen, wenn ihr unten im Maschinenraum nicht der Herzschlag stockte.

Wieder kamen die haushohen Wellenkämme. Eine neue Sturzsee wusch über den leeren Dampfer und stürzte ihm voraus nach dem goldenen Tore zu den stillen, windgeschützten Gewässern von Point Bonita.

Die zwei Mann am Ruder hingen verzweiflungsvoll an den Speichen des Steuerrades und hielten dieses fest in seiner dem Hafen zugewendeten Richtung. Nur noch eine Viertelmeile Entfernung — dann tän-

zelten die weichen, sanften Wellchen der Bai — nur noch eine Viertelmeile!

Unten im Maschinenraum starrte der alte Sweeny in die matte Glut. Was er und seine Leute an Kleidung besaßen, lag in den Feuereschlünden. Nichts mehr war vorhanden, was dem gefräßigen Element neue Nahrung hätte zuführen können! Und dabei trennte das eingedrungene Wasser keine Zweifingerbreite mehr von den Kesseln.

Zimmer wieder neue Wellen. Der Ozean entsandete grollend seine Leibtruppen, um sein verfallenes Opfer vom sicheren Hafen zurückzureißen. Als Hans Sperber wieder nach der „Orleans“ sich umschaute, da erblickte er sie auf dem Kammgipfel eines wohl meilenbreiten und dreißig Fuß hohen Wellenungeheuers.

Und dann, als die Wassermassen in Riesentastaden über das Schiff geschneilt waren, kamen sie nun mit verstärkter Eile herangestürmt, gierig darauf aus, die stöhnende, ächzende „Meeresbraut“ in ihre Fänge zu bekommen. Mit kraftvoller Anstrengung hielt der junge Kapitän sich am Eisengeländer der Kommando-
brücke fest.

Dann wurde ein grausiges Schmaßen, Knirschen und Stöhnen laut. Die Sturzsee hatte ihr Opfer erreicht. Hans hatte die Empfindung, als packten ihn Riesenfäuste und würfen ihn dahin und dorthin. Die Füße wurden ihm unter dem Leibe hochgehoben, und ebenso unvermittelt fühlte er sich auf ihnen wieder stehen.

Als er loszulassen wagte und sich die salzige Flut aus den Augen gewischt hatte, da wahrte er, daß eine Ecke vom Pilotenhäuschen fortgeschlagen und dieses selbst vom Verdeck losgezerrt worden war. Der Schornstein war in der Mitte umgeknickt worden, und was

von ihm noch stand, war in schieferm Winkel gegen das Verdeck gepreßt worden.

Hinter ihnen her kam eine neue Sturzsee herangebraust. Der junge Schiffer klammerte sich an dem Bruchstück der Brüstung, die ihm noch geblieben war, fest und schloß die Augen.

Über die „Meeresbraut“ hinweg schoß die See, wie von eines Schützen Hand entsendet, der die Distanz nicht richtig abgeschätzt hatte. Als der Kapitän zurückschaute, fiel sein Blick auf das immer noch straff haltende Rabel, und verbunden mit ihm schaukelte der geschleppte Dampfer, nebelhaft von ihm durch die sprühenden Wassergarben getrennt.

Da drang von Steuerbord her zu seinen Ohren gar süße Musik. Das Läuten der Glockenboje, die sie passiert hatten.

Vor ihm tauchte sonnenvergoldet das trohige Gemäuer des alten Fort Winfield Scott auf, und die Hügelkette rings vor ihm am Horizonte war ihm noch niemals so schön erschienen, wie heute!

Sie fuhren in den Hafen ein, vor ihnen streckten sich die geruhigten Wasser der Bai von San Franzisko. Die Brandung lag hinter ihnen.

Aber unten im Maschinenraum stieg das Wasser. Es hatte den unteren Rand der Feuerungstüren erreicht.

Der alte Sweeny weinte wie ein Kind. Er taumelte, sich haltend und tastend, aus dem Kesselraum und gewann mit strauchelnden Füßen das Verdeck.

„Das Feuer geht aus!“ stammelte er. „Wir haben keinen Dampf mehr!“

Doch mitten im Wort unterbrach er sich, denn was seine in die Runde schweifenden, verstörten Blicke ihn zuerst nicht glauben lassen wollten, das prägte sich, je

länger er starnte und schaute, seinen Sinnen so nachhaltig ein, daß er es schließlich doch für holde Wirklichkeit halten mußte.

Weit zurück lag das schredliche Meer, das er dennoch so sehr liebte und von dem er bis zu seinem letzten Atemzuge nicht würde lassen können. Die „Meeresbraut“ trieb im geruhigten Baigewässer, in dessen grüner Flut ein letztes Abendrot leuchtend reflektierte. Auf sie zu kam in schneller Fahrt eine schmutze Dampfjacht.

Die „Meeresbraut“ bewegte sich kaum noch merkbar durch die klare, stille Flut voran, die sie schmeichelnd umkräuselte, als wollte sie die Todwunde noch ein letztes Mal in den Heimatsgewässern willkommen heißen.

Hans Sperber war am Ende seiner Kraft. Er mußte auf die Zähne beißen und sein Fühlen gewaltsam verhärten, um es nicht dem alten Manne nachzumachen, der laut weinend mitten auf dem Verdeck kniete und die gefalteten Hände zum Abendhimmel emporstreckte.

Das letzte Signal wurde an Bord der „Meeresbraut“ gegeben. Es bedeutete dem französischen Dampfer, Anker zu werfen und das Schlepptau zu kappen, da die Bergearbeit geschehen war und das hilflose Schiff in der friedlichen Bai nun so sicher lag, wie ein Kind an der Mutterbrust.

Solch himmlisch süße Musik hatte der junge Kapitän zeitlebens noch nie zuvor vernommen, als wie ihm das schrille Ächzen und Klirren der Ankerwinde nun in die Ohren klang.

„Alle Mann an Deck!“

Die Dampfjacht hatte dicht neben dem nun völlig stillstehenden Segeldampfer beigelegt. Neben dem Kapitän auf der Brücke stand der alte Joshua, schrie wie befohlen, winkte und gestikulerte.

Unten an Deck, wo ein Teil der Brüstung herausgenommen worden war und einige Deckhände schon erwartungsvoll bereit standen, um den Verbindungssteg hinüberzuschieben, stand Ritty, das helle Glück in den schönen Zügen, wenn ihr auch die Augen voll Tränen standen und übergroße Bewegung ihr die Lippen erzucken machte.

„Der Raum steht unter Wasser! Das Schiff muß sinken!“ gellte die Stimme des Hilfsmaschinenisten, der, gefolgt von den Feuerleuten und von dichten Dampfwolken schier eingehüllt, vom Maschinenraum heraufgestürzt kam.

Hans hatte die Kommandobrücke verlassen. Mit raschen Schritten war er nach seiner Kabine geeilt. Wohl gab es keine Treppe mehr, die hinunterführte. Aber er besann sich nicht lange, sondern schwang sich mit turnerischer Geschicklichkeit hinab und tauchte bis zu den Hüften ins Wasser.

Nur so lange hielt er sich im Raume auf, bis er das Logbuch und was ihm als Kapitän sonst zu retten die Pflicht gebot, an sich genommen. Gleich darauf war er wieder an Deck.

Unter dem Befehl des zweiten Steuermanns hatte sich die Bemannung bereits, wie zu einem Appell, aufgestellt. Das Stöhnen des sterbenden Schiffes wurde unerträglich. Wie im Todeskampfe zitterte und schwankte es nach allen Richtungen, aus dem Raum hervor drang das Bischen der erlöschenden Feuer, das Gurgeln und Schmazen der siegreichen Gewässer.

In Reih' und Glied, ohne jegliche Überstürzung, von der überharten Arbeit endloser Tage und Nächte ermattet, beschmutzt und mit zerfetzten Kleidern, marschierte die Mannschaft über den Verbindungssteg an Bord des rettenden Dampfers.

Raum war der letzte Mann, natürlich kein anderer als der Kapitän selbst, an Bord genommen worden, so setzte sich die flinke Jacht auch schon nach rückwärts in Bewegung.

Es war hohe Zeit gewesen, denn man war noch keine hundert Meter von der dem Untergang geweihten „Meeresbraut“ abgetommen, als diese sich noch einmal mit dem Bug hoch aufbäumte, während zugleich ihr Heck in den Wellen versank.

Starr und still stand der Kapitän neben seiner Mannschaft. Es lag etwas in seinem Gesicht, so eigenartig und schmerzzerissen, daß niemand ihn anzureden wagte. Er schien auch außer dem sinkenden Schiff, das er nicht aus den Augen verloren, seitdem er den Boden der Jacht betreten, niemanden zu erblicken, nicht einmal Kitty. Doch sie drängte sich auch nicht vor, seitdem sie es begriffen hatte, daß das letzte Tageslicht der sterbenden Meeresjungfrau das Weggeleit gab. Sie war selbst viel zu viel mit dem Meere verwachsen, um dem geliebten Manne nicht nachfühlen zu können, was in seiner Seele jetzt vorgehen mußte.

Holl um Holl sank die „Meeresbraut“ zuerst, friedlich wie ein zum letzten Schlaste Zurücksinkender, der müde geworden ist und den es der Ruhe entgegendrängt.

Dann, als das Mittschiff nicht länger mehr sichtbar war, ging es schnell. Noch wenige Zuckungen durchliefen den Bug, dann ein kurzer, letzter Ruck — und über der „Meeresbraut“ schlugen die Wellen für immer zusammen.

Der alte Sweeny weinte laut auf, und mancher rauhe Seefahrer, der auf dem gesunkenen Schiff noch eine bange halbe Stunde zuvor verzweifelt um sein Leben gebangt und gekämpft hatte, schämte sich der ungewohnten Zähre in den Augen nicht.

Nur Hans Sperber stand still. Was in seiner Seele vorging, das kündete sein Äußeres nicht. Aber es war gar bitterer Abschied, den er nahm.

Dann wendete er sich mit einem tiefen Seufzer und erblickte Ritty.

Da freilich schwand die Trauer aus seinen Zügen. Was Sturm und Wogendrang, die schauerliche Todesgefahr langer Stunden, des Schiffes Untergang nicht hatten herbeiführen können, das brachte der Anblick seines jugendschönen Mädchens zuwege. Er wurde weich. Der Gedanke, daß er die wieder sah, der er in finsterner Winternacht durch der Brandung brüllenden Donner ein letztes Lebewohl zugerufen, daß er ihr sonniges, so lieb und vertraut ihm in die Seele scheinendes Lächeln wieder erschauen und die gute, starke Liebe wieder aus ihren Blauaugen ergründen durfte, überwältigte ihn.

Er konnte nur die Arme ausbreiten und die Liebste in seine Arme schließen. Kein Wort konnte er dazu sagen, nicht einen Laut von sich geben, denn hätte er das zu tun versucht, so wäre es mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende gewesen.

Auf der Jacht wurde es feierlich still. Die Mannschaft schaute gerührt auf ihren Führer, der ihr immer wie aus eitel Stahl gefügt erschienen war und nun deutlich offenbarte, daß er auch ein warmes, zuckendes Menschenherz sein eigen nannte.

Der einzige, dem der stumme, zu den Herzen sprechende Auftritt nicht gefiel, war der alte Joshua. Er hätte ihm am liebsten ein rasches Ende gemacht und dem jungen Schiffer die zahllosen Fragen, durch die er seine begreifliche Wißbegierde zu befriedigen hoffte, vorgelegt, wenn ihn der alte Fields nicht halb freundschaftlich, halb gewaltfam oben auf der Kommando-

brücke zurückgehalten hätte. Und dem alten Fields mußte er nachgeben, mit ihm durfte er es nicht verderben. Einmal, weil ihm die Dampfjacht gehörte, an deren Bord sie sich befanden, und die er nach dem Eintreffen der letzten telegraphischen Nachrichten freundschaftlich zur Verfügung gestellt hatte, dann war er aber auch Vorsitzender des Hafengerichts und einer der einflußreichsten Reeder von San Franzisko.

„Well, so was sehe ich gern,“ brummte der alte Fields und drückte ein Auge zu, während er mit dem anderen um so angelegentlicher auf das immer noch in schier unlösbarer Umarmung vereinigte junge Paar hinunterblickte. „Ein wirklich tüchtiger Kerl, Ihr junger Kapitän, lieber Brown,“ meinte er schmunzelnd. „Die alte ‚Meeresbraut‘ steuert er zum Sieg, und als ihm dann die würdige Dame schmerzlos an Altersschwäche stirbt, kapert er San Franziskos allerschönstes Mädchel. Und wie es den Anschein hat, ist Ihre Ritty damit durchaus einverstanden. Da dürfte es wohl bald Hochzeit geben — was?“

Doch nun ließ sich Joshua Brown nicht länger halten, und es gelang ihm richtig auch, die Liebenden in die Wirklichkeit zurückzurufen. Nun ging ein Gratulieren und Ausfragen an. Niemand dachte daran, daß der völlig erschöpfte Mann, den nur die belebende Erregung des Augenblicks noch vor dem Zusammenbruch bewahrte, Ruhe haben mußte.

„Die Sache stimmt,“ erklärte dann Joshua jedem, der ihn anhören wollte, freudestrahlend, „wir haben den Franzosen wirklich geborgen, und zwar mit unserem eigenen Tau, denn anvertraute Fracht darf der Schiffer im Falle plötzlicher Gefahr oder Not als Schiffseigentum betrachten und demzufolge auch benützen.“

„Was ist aus Bob Macclellan geworden?“ erkundigte

sich Hans, als er in ersichtlicher Abspannung berichtet hatte, zu welchen Auftritten es zwischen ihm und dem Rivalen gekommen war.

„Well, der junge Herr macht vorläufig eine kleine Erholungsreise nach Japan,“ wußte Fields zu berichten. „Er ist mit seiner Mannschaft von einem auf seine Hilfsignale vom Kurse abweichenden großen Personendampfer an Bord genommen worden, wie von diesem durch drahtlose Depesche gemeldet worden ist. Sein ‚Neptun‘ ist aufgefahren und ist verloren. Die wütende Brandung dürfte das Schiff inzwischen schon in Stücke gerissen haben. — Aber nun zu Ihnen selbst, junger Mann,“ wendete er sich an Hans, der Hand in Hand mit Ritty stand. „Ich hoffe, daß Ihre schlimme Erfahrung Ihnen nicht die Lust am Berufe verleidet hat — he?“

Der junge Schiffer war so ermattet, daß er nicht zu antworten vermochte. Aber der Blick unaussprechlicher Zärtlichkeit, den er zuerst weit hinaus zum goldenen Tor, hinter dem die Meereswogen brandeten, wandern und dann auf den lieblichen Zügen Rittys ruhen ließ, kündete dem Menschenkenner, daß der tapfere Seefahrer nur zwei große Leidenschaften kannte, daß seine Seele gleichmäßig dem Meer und dem holden Mädchen an seiner Seite gehörte.

„Well, was gedenken Sie zu unternehmen?“ fragte Fields weiter. „Die ‚Meeresbraut‘ kann nicht gehoben werden, es war ohnehin hohe Zeit für sie, vom öffentlichen Schauplatz abzutreten. Zunächst werden Sie heiraten — was?“

„Ich denke wohl, daß Mister Brown keine Einwendungen mehr zu machen haben wird,“ sagte Hans.

Joshua Brown schluckte erst. „Nun ja,“ sagte er dann aber, „in Anbetracht der obwaltenden Umstände

und weil die Schleppprämie immerhin bedeutend genug sein dürfte, um den Beginn eines eigenen Reedereigeschäfts zu ermöglichen, so will ich —“

„Halt, verehrter Schwiegervater,“ hörte sich da Joshua von Hans Sperber unterbrochen, „aber da Ihr mir selbst das Recht auf die ganze Schleppprämie eingeräumt habt, so halte ich's nur für recht und billig, daß meine brave Mannschaft die Hälfte des Berggeldes ausbezahlt erhält, die andere Hälfte soll mir und Ritty gebühren. Bist du damit einverstanden, Schatz?“

Doch er konnte nur an Rittys sonnig leuchtenden Augen ablesen, was sie antwortete, und ebensowenig vermochte er auch den hervorgesprudelten Protest seines zukünftigen Schwiegervaters zu vernehmen, so gewaltig donnerten ihm die Hochrufe in die Ohren, die ihm sein Schiffsvolk darbrachte.

Der alte Fields wußte sich endlich Gehör zu verschaffen. „Hören Sie, Sperber, Sie sind ein Mann nach meinem Herzen,“ sagte er. „Viele Redensarten zu machen, ist nicht meine Sache. Was ich von Ihnen halte, habe ich Ihnen nun mit Handdruck und Worten ausgedrückt. Meine Firma muß verjüngt werden. Mein Sohn ist im Kontor sehr tüchtig, aber die Neuzeit hat andere Methoden, man kann seine Schiffe nicht mehr vom Pulte aus dirigieren, sondern der Reeder muß selbst mit seinen auswärtigen und überseeischen Geschäftsfreunden in persönliche Verbindung treten. Wollen Sie ohne Einlage unser Kompagnon werden? Aber Ihre Beteiligung am Gewinn werden wir schon einig werden.“

„Aber so sage doch ja, Menschentind — sage doch ja!“ drängte Joshua Brown, der plötzlich ganz zappelig vor Erregung geworden war und Hans in die Seite

stieß. „Kompagnon von Fields & Sohn mit einem Drittel Anteil, das ist ja ein wirklicher Glücksfall!“

„Von einem Drittel habe ich zwar kein Wort gesagt, aber es sei!“ sagte der alte Fields schmunzelnd. „Also gilt's, Kapitän?“ fragte er lächelnd und streckte dem jungen Schiffer die Hand zum Einschlagen hin. „Hatte auf Euch längst ein Auge geworfen. Doch das bringen wir alles später in Richtigkeit,“ brach er ab. „Jetzt wollen wir nur der Gegenwart leben und das junge Paar sich selbst überlassen.“

Im letzten Abendscheine flammte das stolze San Franzisko, in ein flackerndes Lichtermeer getaucht, vor ihnen auf.

Hans und Ritty traten, immer noch Hand in Hand, als ob sie sich fürs Leben nicht mehr loslassen wollten, an den Schiffstrand und schauten still vor sich ins Weite. Die Herzen waren ihnen so voll, daß sie nicht sprechen konnten. Aber der Druck ihrer Hände kündete ihnen wechselseitig, was sie dachten.





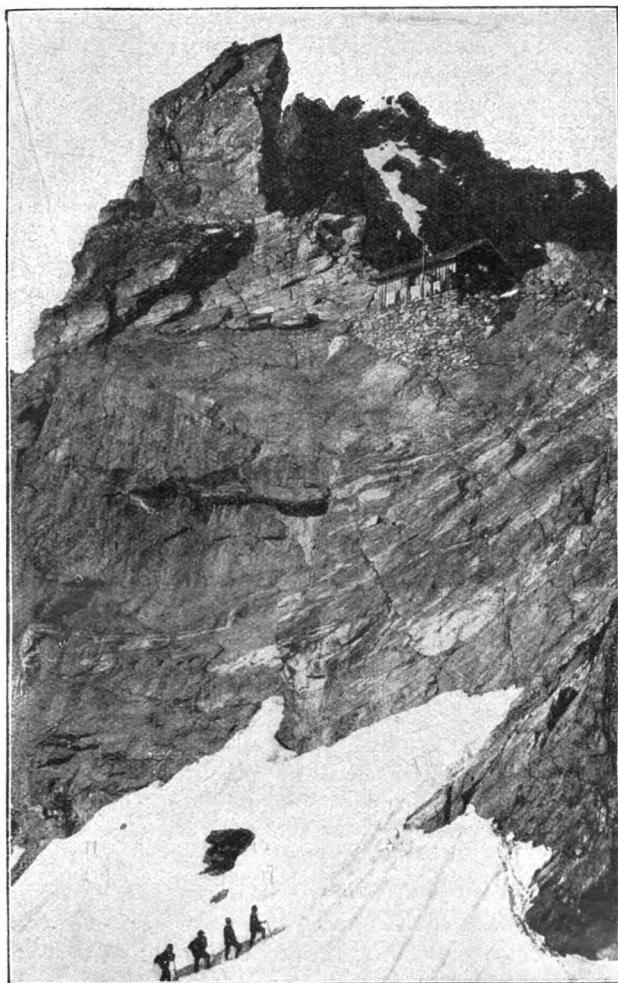
Die höchste Schutzhütte der Schweizer Alpen.

Von W. Helmuth.

Mit 6 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Noch in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bedeutete eine richtige Hochtour in bezug auf die Anforderungen, die an Unererschrockenheit, Ausdauer und körperliche Leistungsfähigkeit gestellt wurden, etwas ganz anderes als es in den weitaus meisten Alpenregionen heute der Fall ist. Abgesehen davon, daß die Zahl der bereits bestiegenen Gipfel, bei deren Bezwingung der kühne Kletterer sich an die Angaben seiner Vorgänger halten konnte, eine verhältnismäßig geringe war, fehlte es an hinlänglich erfahrenen und erprobten Bergführern, es fehlte in größeren Höhen aber auch an jeglicher Art von geeigneten Unterkunftsstätten, die bei einer Besteigung von mehr als Tagesdauer ein menschenwürdiges Nachtquartier und sichere Zuflucht gewähren konnten. Nur sehr wagemutige und abgehärtete Bergschwärmer konnten nichts Abschreckendes in der Notwendigkeit erblicken, eine oder vielleicht sogar mehrere Nächte in eisiger Höhe unter freiem Himmel zu verbringen, notdürftig geschützt durch wollene Decken, die als beschwerender Ballast nebst einer entsprechenden Menge von Proviant aus dem Tale mit heraufgeschleppt werden mußten, die Schwierigkeiten des Weges durch ihr Gewicht und ihre Unhandlichkeit bis ins Ungemessene



Die Cabane de Bertol, die höchstgelegene Schutzhütte in den Schweizer Alpen.

steigernd. Was unter solchen Umständen von bergbegeisterten Pionieren an schwierigen Erstbesteigungen geleistet wurde, verdient im vollsten Maße die Bewunderung und den Dank jedes Hochtouristen, der heute mit erheblich geringerem Kräfteaufwand des Genusses der von jenen Bahnbrechern gewissermaßen erst erschlossenen Naturwunder froh werden kann. Denn die feurigen Schilderungen dieser Männer, die Jubelhymnen, die sie der unvergleichlichen Majestät und Herrlichkeit des Hochgebirges sangen, sie gaben den Anstoß zu der Bildung der Alpenvereine, die mit vereinten Kräften leicht vollbrachten, was dem einzelnen nimmermehr möglich gewesen wäre.

Heute weiß jeder, der nur ein einziges Mal die deutschen, österreichischen oder Schweizer Alpen besucht hat, was die unermüdlige Tätigkeit dieser Vereine für die planmäßige Erschließung jener erhabenen Regionen geleistet hat. Auch dem mäßig Leistungsfähigen ist durch sie eine Wunderwelt zugänglich gemacht worden, die nicht nur dem Schönheitsfreudigen Auge eine Fülle der erlesensten Genüsse darbietet, sondern auch für den in Stadtluft und Tagesfrone erschlafften Körper eine Quelle neuer Kraft und Frische, ein echter und rechter Jungbrunnen werden kann.

Für das Wirken des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins und für die von ihm erzielten Erfolge ist in Wahrheit kein Wort des Lobes warm und berechtigt genug. Wenn wir in unseren Alpen heute überall auf gebahnten oder trefflich markierten Wegen zu den schnee- und eisgekrönten Höhen emporsteigen können, sicher geleitet von unbedingt zuverlässigen, gut disziplinierten Führern, und vor übermäßigen Strapazen bewahrt durch die behagliche Rast in wohl eingerich-



Im Schlastraum der Mischabel-Hütte.

teten Schutzhütten, so danken wir es einzig der Arbeit dieses Vereins, den die vielen Tausende seiner bergfrohen Mitglieder mit den für eine so gewaltige Leistung erforderlichen Riesensummen ausgerüstet haben. Selten wohl ist der ideelle Nutzen einer Kapitalanlage so unschätzbar hoch gewesen wie in diesem Fall, und wir dürfen mit Fug und Recht stolz sein auf die Männer, deren Tatkraft und deren heilige Begeisterung für die Schönheiten der Natur das so eminent gemeinnützige Werk ins Leben gerufen.

Stehen die Leistungen des S. A. C., des Schweizerischen Alpenklubs, heute noch nicht ganz auf der gleichen Höhe, so ist doch auch von ihnen nur mit größter Achtung und Anerkennung zu reden, um so mehr als nicht zu vergessen ist, daß die zu überwindenden Schwierigkeiten hier zum guten Teil noch erheblich größer waren. Tatsächlich gibt es auch unter den mit Vorliebe aufgesuchten Regionen der Schweizer Alpen heute kaum noch eine einzige, die nicht zur größeren Bequemlichkeit der Hochtouristen mit Schutzhütten ausgestattet wäre, und wenn nicht verschwiegen werden darf, daß die Einrichtung dieser Hütten noch hinter derjenigen in den deutschen und österreichischen Alpengebieten zurücksteht, so soll damit gewiß kein Tadel gegen den in seinen Mitteln ja weit mehr beschränkten S. A. C. ausgesprochen sein. Während es sich bis vor kurzem meist um offene Hütten handelte, in denen jeder Besucher „sein eigener Wirt und Gast“ war, werden neuerdings die meist besuchten zur Sommerszeit von einem Hüttenwart bewirtschaftet, was natürlich sehr wesentlich zum Behagen der Reisenden beiträgt.

Zwei der höchstgelegenen dieser bewirtschafteten Hütten können wir unseren Lesern heute im Bilde

vorführen: Die vom Akademischen Alpenklub Zürich erbaute Mischabel-Hütte in 3360 Meter

Meereshöhe und die Cabane de Bertol der Sektion Neuchâteloise des S. A. C., die bei einer Höhenlage von 3423 Meter vorläufig den Ruhm für

sich beanspruchen darf, die überhaupt höchste der ganzen Schweizer Alpenwelt zu sein. Sie erhebt sich in geradezu



Vor der Cabane de Bertol.
3423 Meter über dem Meere.



Frühstücksrast nach beschwerlicher Kletterei.

unvergleichlicher Lage auf einem Felsen oberhalb des weiten Firnfeldes des Glacier du Mont Miné und gewährt einen Ausblick von schwer zu beschreibender Großartigkeit. Man erreicht sie von Arolla in ungefähr

fünf Stunden und kann sich, auf der Bank an ihrer Außenwand sitzend, an der Majestät einiger der schönsten unter den schweizerischen Bergriesen, des Pigno d'Arolla, des Matterhorns, der Dent d'Hérens und Dent Blanche erfreuen. Am meisten benützt wird sie als Raststation zwischen Zermatt und dem Col d'Hérens.

Ganz andersartig, aber kaum weniger schön ist die Lage der Mischabel-Hütte, die ihren Platz bei dem prachtvollen Feegletscher erhalten hat. Unter die leichtest zugänglichen allerdings ist sie nicht zu rechnen, denn der viereinhalbstündige Aufstieg von Saas-Fee bedeutet eine recht mühselige Kletterei, die nur ganz Geübte ohne Führer unternehmen sollten. Ist aber erst einmal die oberhalb des Distelhorns gelegene Hütte gewonnen, so wird alle Mühsal durch die bezaubernde Aussicht überreich belohnt. Mittagshorn, Eggener, Alphubel, Täschhorn, Dom, Südlenspike und Ulrichshorn umlagern in weitem Halbrund den mit außerordentlichem Geschick ausgewählten Standort des Häuschens, und so kommt hier auch der auf seine Kosten, der die Hütte nicht bloß als Raststation benützen will, sondern sie zu seinem eigentlichen Ausflugsziel ausersehen hat.

Dem Berggeübten ist allerdings dringend anzuraten, die weiteren viereinhalb Stunden bis auf das ungemein lohnende Nadelhorn nicht zu scheuen (4334 Meter), während die um 34 Meter niedrigere Südlenspike ihre besonderen Tücken und Schwierigkeiten hat und nur erprobten Hochtouristen unter Führerbegleitung zu empfehlen ist. Ihre Besteigung erfordert selbst unter günstigen Verhältnissen mindestens fünf bis sechs Stunden angestrengten Kletterns.

Die beiden genannten Hütten werden gleich den meisten anderen nur bis um die Mitte des Monats

September offen gehalten, da nach diesem Zeitpunkt das Unternehmen eigentlicher Hochtouren für jeden Verständigen ebenso unbedingt verboten sein sollte wie vor der Mitte des Monats Juli. Nur während der von beiden Terminen eingeschlossenen zweimonatlichen Zeit ist auf Perioden anhaltend guten Wetters zu rechnen, und nur während solcher Perioden ist der Tourist einigermaßen sicher vor jenen plötzlich einsetzenden, furchtbaren Schneestürmen, die schon



Die bekanntesten Schweizer Alpenführer.
Gruppe 1.

so manchem Alpinisten verhängnisvoll geworden sind. Wer ohne Führer in solchen Schneesturm gerät, muß schon sehr viel Geistesgegenwart, Kaltblütigkeit und hochtou-

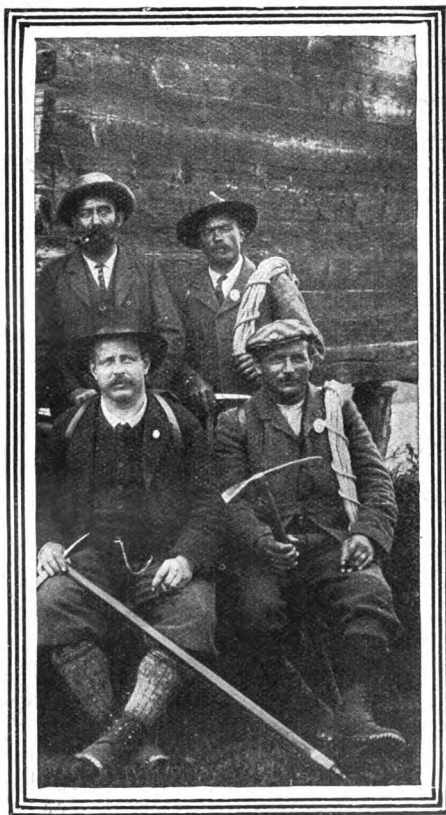
ristische Erfahrung besitzen, um mit heiler Haut wieder zu Thal zu gelangen, und es ist darum vollkommen berechtigt, wenn die Alpenvereine immer und immer wieder eindringlich vor der Leichtfertigkeit warnen, schwierige Touren ohne Führer anzutreten.

Daran, daß dies dennoch alljährlich in zahllosen Fällen geschieht, tragen zumeist die leider noch recht hohen Führertarife die Schuld, die überdies noch beständig abgeändert, das heißt gesteigert werden. Zu ihrer Rechtfertigung wird — nicht ohne Grund — angeführt, daß die von seiten der Sektionsvorstände an die diplomierten Führer gestellten Anforderungen sehr hohe sind. Die Leute müssen nicht nur den Nachweis erbringen, daß sie längere Zeit hindurch zur Zufriedenheit der von ihnen bedienten Touristen als Träger tätig gewesen sind, sondern sie müssen auch eine recht rigorose Prüfung bestehen, müssen ihre Vertrautheit mit einem weiten Alpengebiet, sowie ihre Befähigung dartun, jeder bei der Eis- und Felsklettere nur immer denkbaren Möglichkeit umsichtig, kaltblütig und opfermutig zu begegnen. Außerdem unterstehen sie einer ständigen Kontrolle insofern, als sie gehalten sind, dem Touristen, der ihre Dienste beansprucht, zunächst Einblick in das Führerbuch zu gewähren, das ihre Zeugnisse enthält, und ihm nach beendeter Tour dies Buch zur Eintragung eines Zeugnisses vorzulegen.

Anlaß zu Klagen geben diese erprobten Leute denn auch heute nur noch in seltenen Fällen, und viele von ihnen erfreuen sich in der Welt der Alpenfreunde der größten Hochachtung, ja geradezu einer gewissen Berühmtheit. Die beiden Gruppenbilder, die unsere Skizze begleiten, zeigen acht dieser besonders angesehenen Führer aus Zermatt, darunter die beiden Brüder Gentina und die drei Brüder Perren, denen

erstaunliche Proben von Tüchtigkeit und Geistesgegenwart in schwierigen Lagen nachgerühmt werden. Un-

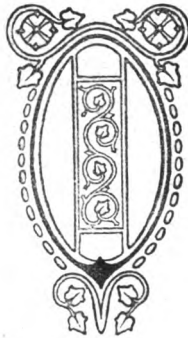
angenehm pflegen diese im allgemeinen freundlichen und willigen Leute nur dann zu werden, wenn ihnen von allzu waghalsigen Bergsexen Dinge zugemutet werden, die sie vor ihrem Führergewissen nicht verantworten können, oder wenn sie durch unpassende Behandlung in ihrem meist sehr stark ausgeprägten Ehrgefühl gekränkt werden. Wer also seinen Standes- oder Besitz-



Die bekanntesten Schweizer Alpenführer.
Gruppe 2.

dünkel nicht einmal für etliche wenige Tage oder Stunden ablegen kann, dem sei geraten, sich die firnengeschmückten Bergriesen lieber von unten anzu-

schauen, denn da droben, wo sich die Wunder der Schöpfung in all ihrer gewaltigen Größe offenbaren und dem in stummer Anbetung ausblickenden Menschen eindringlich von seiner eigenen Nichtigkeit und Vergänglichkeit predigen, ist für so armselige Eitelkeiten wahrlich nicht der rechte Ort.





Der Mann für Alles.

Amerikanische Humoreske von Gustav Valenti.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Mit dem Mittagsgeschirr beladen, verließ Fred Gläser, der „Mann für Alles“, das heißt für die allgemeine Hausarbeit, das Zimmer. Drei Augenpaare gaben ihm das Geleite. Jedes drückte jedoch etwas anderes aus. Aus Mister William Schreibers Blicken strahlte Genugtuung und Stolz, indem er Fred nachsah. Mistreß Schreibers Blicke folgten Fred mit einem Ausdruck zweifelnder Erwartung, und Miß Helens Augen taten, als sähen sie noch nicht klar genug, um entscheiden zu können, ob Fred mit bewundernden oder mit bedauernden Blicken angesehen zu werden verdiente.

„Nun, was sagst du?“ wendete sich Mister Schreiber seiner Gattin zu.

Die Gefragte zuckte die Achseln. „Neue Besen kehren gut. Bist du übrigens mit der Art, wie er deine Schuhe puht, zufrieden?“

„Vollkommen. Die ganze Zeit her, da wir uns mit den schrecklichen Dienstmädchen abquälten, waren meine Schuhe nie so nett gepuht wie jetzt. Sie leuchten, als wären sie mit einer Bürste gepuht, in der statt der Borsten Sonnenstrahlen stecken. Wie macht er sich denn in der Küche?“

„Es geht,“ antwortete Mistreß Schreiber. „Er be-

nimmt sich nicht ungeschickter als unsere früheren Mädchen. Der Pudding heute war übrigens sein alleiniges Werk.“

„Was — kochen kann er auch?“ rief Mister Schreiber erfreut aus. „Darum hat mir heute der Pudding nach langer Zeit wieder einmal stille Bewunderung abgerungen. Ich muß sagen, daß der Mensch Geschmack hat.“

„Das finde ich auch,“ stimmte Miß Helen lebhaft zu. „Die Art, wie Fred mein Zimmer aufräumt, zeugt von Geschmack und feinem dekorativem Verständnis. Ich habe dergleichen an keinem der vielen Mädchen gefunden, die wir vor ihm zu genießen hatten.“

„Fred ist aber kein amerikanisches Dienstmädchen, sondern ein deutscher Junge,“ sprach Mister Schreiber stolz. „Wenn Mutter sich so weit amerikanisieren wollte, um die häuslichen Arbeiten nicht mehr als ein ausschließliches Privilegium weiblicher Domestiken zu betrachten, dann würden uns Erfahrungen, wie wir sie mit den hiesigen Mädchen, auch wenn sie noch nicht lange im Lande waren, so massenhaft gemacht haben, erspart geblieben sein. In Amerika muß man sich eben auch in seinen häuslichen Grundfragen maufern.“

Mistress Schreiber seufzte. „Ich will es versuchen, Wilhelm, wollte sagen William. Ich sehe selbst ein, daß ich mein liebes deutsches Vorurteil gegen männliche Hausarbeit ablegen muß. Mit den Mädchen kommt man hier nicht weit. Wenn Fred nur nicht etwa Tabak kaut!“

„Danach sieht er nicht aus,“ meinte Mister Schreiber.

„Nein, gewiß nicht,“ bestätigte Helen. „Er sieht überhaupt nicht aus wie ein Diensthote. Eher könnte man ihn für einen Philologen halten.“

„Oder für einen gelehrten Koch,“ scherzte Mister Schreiber.

„Vielleicht ist er auch etwas ähnliches,“ sagte Mistreß Schreiber.

„Er mag aussehen, wie er will, und sein, was er will. Darum kümmert man sich hier zu Lande nicht. Wenn er nur in Erfüllung seiner Pflichten all right ist. Und das ist er, denke ich.“

„Ja, das ist er,“ sagte Helen.

Mistreß Schreiber nickte gedankenvoll und lauschte nach der Tür hin, woher ein leises Klirren verkündete, daß Fred eben das Geschirr wusch.

* * *

Vierzehn Tage war Fred bereits im Hause. Mistreß Schreiber hatte sich an ihn gewöhnt. Ihre Befürchtung, Fred könnte Tabak kauen, hatte sie, als gänzlich unberechtigt, verwerfen müssen. Dagegen entdeckte Mister Schreiber, daß Fred rauchte. Er zeigte sich auch darin als Mann von Geschmack, denn er rauchte dieselbe Sorte wie sein Herr. Um keine schlechtere Sorte zu erwischen, nahm er seine Zigarren sogar aus demselben Kistchen wie Mister Schreiber. Dieser drückte darüber beide Augen zu. Denn er, der es nach langen Kämpfen mit seiner Frau durchgesetzt hatte, daß statt der überspannten, unbrauchbaren Dienstmädchen endlich ein Mann für allgemeine Hausarbeit aufgenommen wurde, wollte nicht der erste sein, der mit einer Beschwerde über Fred herausrückte. Er drückte auch ein Auge zu, als Fred ihm eines Tages eine nicht ganz tadellos gereinigte Gabel neben den Teller legte. Ein wenig unwirsch wurde Mister Schreiber erst, nachdem er wahrgenommen hatte, daß Fred seine aus Sonnenstrahlen gefertigte Schuhbürste verloren haben mußte.

Vollends wütend wurde er aber, als er ein paar Tage später etwas unwohl aus seinem Geschäfte heimkam und sich früher als sonst schlafen legen wollte, an diesem Vorhaben jedoch dadurch gehindert wurde, daß sich Schlafzimmer und Betten noch in morgendlichster Unordnung befanden.

„Mary!“ schrie Mister Schreiber nach seiner Gattin.

„Was ist denn?“ fragte diese, in das Schlafzimmer kommend.

„Warum sind die Betten noch nicht gemacht?“

„Entschuldige, Fred ist nicht da.“

„Wo ist er denn?“

„Er ist mit Helen ausgegangen.“

„Wohin?“

„Ins Theater.“

„Ins Theater? Was soll denn das heißen?“

„Du doch nicht so verwundert, Wilhelm! Du hast uns selbst aufmerksam gemacht, daß die Zeitungen fast regelmäßig von nächtlichen Überfällen auf alleingehende Frauen berichten. Ich wage deshalb Helen nicht mehr allein ins Theater zu schicken.“

„Schön. Warum hat Fred denn die Betten nicht früher gemacht?“

„Da hatte er keine Zeit.“

„Keine Zeit? Wofür bezahle ich ihn denn?“

„Sei nicht böse, Wilhelm. Ich werde die Betten gleich selbst machen.“

„Meinetwegen mache sie. Vorerst wirfst du mir jedoch gefälligst Auskunft darüber geben, warum Fred sie nicht gemacht hat.“

Mistress Schreiber blickte hilflos um sich. „Es hat sich heute so gefügt, daß er nicht dazukam. Man gibt nämlich heute im Deutschen Theater Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer“, ein Stück, das Helen gerne

sehen wollte. Wie uns Fred sagte, spielt das Stück zur Zeit der Bauernkriege und ist in der Sprache jener Zeit geschrieben. Von beiden Dingen hatte Helen keinen Begriff. Da hat sich Fred herbeigelassen, Helen auf das Stück vorzubereiten. Er erzählte ihr von den Bauernkriegen und las ihr den „Florian Geyer“, den er zufällig in seinem Koffer hatte, vor. Er versteht sich sehr gut darauf. Es war ein Genuß, ihm zuzuhören.“

„Es ist aber kein Genuß, die Betten in Unordnung zu finden, wenn man sich schlafen legen will. Mir ist darüber der Schlaf vergangen. Wenn sich übrigens unser Mann für Alles mit deiner Genehmigung unterhalten geht, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht daselbe tun soll, auch ohne deine Genehmigung. Ich werde nun ebenfalls ausgehen. Bringe mir meinen grauen Anzug, ich habe ihn ohnehin erst einmal angehabt.“

Mistress Schreiber versuchte es, ihrem Gemahl das Ungehörige seines Beginns klar zu machen. „Bleib lieber daheim, Wilhelm,“ sagte sie, „das nächtliche Herumstreifen hat keinen Wert für einen Familienvater. Zieh dich aus und lege dich nieder. In fünf Minuten bringe ich das Schlafzimmer in Ordnung.“

„Ach was! Wenn ich mich einmal geärgert habe, gibt es für mich keinen Schlaf mehr. Bringe mir meinen grauen Anzug.“

„So höre doch, Wilhelm! Bleibe bei mir daheim! Ich bitte dich darum!“

Mistress Schreiber sprach diese Worte im rührendsten Tone und wollte ihrem Gemahl die Härteigkeit herausstreichen, indem sie ihn mit ihrer weichen Hand sanft über Rinn und Wangen strich.

Mister Schreiber aber blieb ungerührt und schob

seine arme Frau unsanft beiseite. „Wenn du mir den Anzug nicht bringen willst, so muß ich ihn mir eben selbst holen.“

Mit diesen Worten verließ er das Schlafzimmer, gefolgt von seiner Frau. Im Wohnzimmer machte er vor einem Schrank halt. „Wo ist der Schlüssel zum Kleiderschrank?“

Mistress Schreiber ließ sich mit der Antwort Zeit.

„Nun?“ stieß ihr Gemahl voll Ungeduld hervor.

„Der Schlüssel muß verloren gegangen sein, Wilhelm. Ich habe ihn selber schon gesucht und nicht gefunden.“

„Faule Ausreden! Gib den Schlüssel heraus oder ich sprengte den Schrank auf.“

Nun langte die Frau in die Tasche und gab den Schlüssel heraus. „Da hast du ihn.“

Mister Schreiber nahm den Schlüssel und schloß den Schrank auf. Er stöberte in den darin hängenden Kleidern herum und rief dann ärgerlich: „Zum Ruckuck, wo ist denn mein grauer Anzug?“

„Er ist eben nicht da,“ gestand die Frau kleinlaut.

„Nicht da?“ fragte Mister Schreiber verblüfft. „Wo ist er denn hingekommen?“

Mistress Schreiber blickte suchend im Zimmer herum. Auf dem Ofen in der Ecke blieb ihr Blick haften. Dort stand nämlich das Bügeleisen. „Ich habe ihn zum Bügeln gegeben.“

Mit einem Krach ließ Mister Schreiber die Schranktür zufallen. „Das glaube ich dir nicht! Einen Anzug, der erst einmal getragen wurde, gibt man doch nicht schon zum Bügeln.“

„Es ist aber nicht anders. Er ist im Schrank zu sehr verknüllt worden.“

„Nun, das mag jetzt sein wie es will. Ich muß dann eben einen anderen Anzug nehmen.“

Achselzuckend verließ seine Frau das Zimmer und ging, um die Betten zu machen. Mochte der Tyrann tun, was ihm gefiel. Ihretwegen brauchte er nicht mehr daheim zu bleiben. Sein Ausgehen wäre ihr jetzt sogar sehr erwünscht gewesen, denn sie fürchtete, er könnte noch stürmischer aufbrausen, wenn Helen und Fred heimkamen.

Während die Frau das Schlafzimmer in Ordnung brachte, hatte Mister Schreiber Zeit gefunden, die letzten Ereignisse in seinen Gedanken zu ordnen. In dem Grade als er ruhiger wurde, milderten sich auch seine Anschauungen. Er sah in dem Ausgehen Freds mit Helen keine Ungehörigkeit mehr und fand es auch natürlich, daß man einen zerknüllten Anzug ausbügeln ließ. Zudem fühlte er sich jetzt wirklich sehr unwohl. So kam er langsam zu dem Entschlusse, bei seiner gewohnten Solidität zu bleiben und nicht auszugehen.

Mistress Schreiber war fast enttäuscht, als ihr Gatte im Schlafzimmer verschwand. Mehrmals schlich sie an dessen Thür und lauschte ängstlich. Ihre Mienen nahmen jedoch einen Ausdruck zufriedener Heiterkeit an, als aus dem Schlafzimmer ein sägendes Geräusch vernehmbar wurde.

* * *

In den nächsten Tagen fand Mister Schreiber keinen Anlaß, sich über Fred zu ärgern. Die Hausarbeiten waren stets pünktlich besorgt. Fred besaß augenscheinlich den Eifer und die Flinkheit von drei Dienstmädchen, wenn er nur wollte. Diesen Schluß zog Mister Schreiber aus dem Umstande, daß er das Haus bereits immer in schönster Ordnung fand, so früh und

so unverhofft er jetzt absichtlich manchmal nach Hause kam. Er fand Fred meistens nicht mehr mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, sondern mit ganz anderen Dingen.

Einmal kam Mister Schreiber gerade zurecht, als Fred den Damen des Hauses mit der Meisterschaft eines Schauspielers von Beruf die Rolle des Romeo vormimte, wobei Helen die Julia markierte. Das nächste Mal ertappte er das Kleeblatt beim Genuß eines Romans, den Fred mit seiner schönen schmiegsamen Ausdrucksweise vorlas. Dann überraschte er die Gesellschaft bei einem kleinen Tanzkränzchen. Fred saß am Piano und spielte einen flotten Walzer, den Mistreß Schreiber mit ihrer Tochter in graziosen Sechsschritt umsetzten. Zu alledem sagte Mister Schreiber kein Wort. Wenn Fred seine Pflicht getan hatte, mochte er in seiner freien Zeit treiben, was ihm beliebte. Unterhielt er die Damen des Hauses, so war das nur ein Gewinn für sie. Jedenfalls bewies es, daß Fred kein unwissender Bauer war.

So saß Mister Schreiber eines Tages in seinem Kontor und arbeitete. Da wurde er von einem Geschäftsfreunde telephonisch zu einer Besprechung eingeladen. Es handelte sich um eine Sache, über die man aus Gründen des Gelingens nur mündlich verhandeln konnte. Der Geschäftsfreund konnte nicht abkommen, also mußte sich Schreiber zu ihm bemühen.

Er verließ eilig sein Kontor und ging zur Hochbahn. Während der Fahrt sah Mister Schreiber zum Waggonfenster hinaus und betrachtete sich die Fußgänger unten auf dem Gehweg. Ohne daß der Zug jäh gebremst wurde, gab es Mister Schreiber plötzlich einen Ruck. Er fuhr mit dem Kopfe vom Fenster zurück, um ihn sofort noch weiter hinauszustrecken als vorher. Da unten auf dem Gehweg spazierte nämlich ein Gentleman in

einem schönen grauen Anzug. Der Gentleman sah Fred, und sein Anzug Mister Schreibers neuem grauen täuschend ähnlich. Das war aber nicht alles. Eng an den grauen Herrn geschmiegt trippelte eine junge Dame dahin, die Mister Schreibers Vaterauge nur als Helen agnoszieren konnte. Mister Schreiber empfand das Bedürfnis, von der Hochbahn abzuspringen und dem Pärchen entgegenzutreten. Der Zug entführte ihn jedoch den jungen Leuten zu rasch. Er konnte nur noch sehen, wie Fred seine Hand vertraulich unter Helens Arm schob und seiner Tochter etwas zuflüsterte.

Diese Intimität war Mister Schreiber doch ein bißchen zu dick. Er war entschlossen, ihr noch heute ein Ende zu machen. Fred sollte seinen Laufpaß bekommen, selbst auf die Gefahr hin, daß an seine Stelle wieder ein Mädchen trat. Den Text zu dem Laufpaß dachte sich Mister Schreiber aus, während er zu seinem Geschäftsfreunde fuhr.

Ehe Mister Schreiber am Abend das Haus betrat, wiederholte er sich noch einmal im Gedächtnis, was er Fred zu sagen hatte, und legte allen ihm zur Verfügung stehenden Grimm in seine Mienen. In das Wohnzimmer tretend vergaß er jedoch plötzlich wieder alles. Fast hätte er sogar vergessen, Atem zu holen. Nur mit knapper Not vermochte er sich einer Ohnmacht zu erwehren, denn Fred saß behaglich im Schaukelstuhl und rauchte eine Zigarre. Hinter ihm aber stand Helen und schaukelte den Bengel zärtlich.

Mister Schreiber blieb in der Tür stehen und betrachtete schweigend die Gruppe. Den Zustand der Starre ihres Vaters benützend, schlüpfte Helen durch die andere Tür sichernd hinaus. Fred verharrte noch ein paar Sekunden in seiner zwanglosen Haltung, dann

erhob er sich, strich die Asche von seiner Zigarre und sagte: „Guten Abend, Mister Schreiber.“

„Guten Abend, Mister Fred! Verzeihen Sie die Störung und nehmen Sie nur wieder Platz. Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie weiter zu schaukeln.“

Fred mußte über diese ironischen Worte lachen. „Ich danke, Mister Schreiber. Das wäre mehr, als ich von Ihnen zu verlangen wage.“

„O, Sie können von mir verlangen, was Sie wollen. Ich würde Ihnen sogar Ihre Entlassung gewähren.“

„Sie sind sehr zuvorkommend. Eben wollte ich Ihnen mitteilen, daß ich von heute an meine Stellung als Mann für Alles aufgebe. Ich habe etwas Besseres gefunden.“

„Dazu gratuliere ich. Hoffentlich regt Sie Ihre bessere Stellung auch zu persönlicher Besserung an.“

„Das hoffe ich selbst. Schon mit Rücksicht darauf, daß ich willens bin, das lebenswürdigste Wesen der Welt glücklich zu machen.“

Mister Schreiber spitzte die Ohren. „Sie wollen heiraten?“

„Ja.“

„Na, meinen Segen! Als Hochzeitsgabe von mir behalten Sie den Anzug, den Sie heute getragen haben und der Ihnen sehr gut paßt. Ich käme mir darin doch immer ein wenig zu grau vor. Wenn Sie aber nur auch eine Frau ernähren können!“

„Das kann ich, Mister Schreiber. Die Gage eines ersten Liebhabers an einer vornehmen New Yorker Bühne reicht dazu hinlänglich aus.“

„Ah, Sie sind Schauspieler? Da haben Sie eigentlich Ihren Beruf verfehlt, als Sie bei mir als Mann für Alles eintraten.“

„Durchaus nicht. Ich fand bei den Damen Ihres

Hauses so viel Aufmunterung und Unterstützung, daß ich trotz der Not, die mich vorübergehend zwang, die Stelle in Ihrem Hause anzunehmen, nicht den Mut verlor und wieder hochzukommen strebte. Wie Sie sehen mit Erfolg. Denn ich bin heute Mitglied einer ersten amerikanischen Bühne geworden.“

Mister Schreiber merkte deutlich, wie der Mann für Alles seine Hochachtung herausforderte. „Sie sind ein tüchtiger Kerl, der für Amerika taugt. Wenn Sie mir nicht gesagt hätten, daß Sie schon im Begriffe sind, zu heiraten, ich könnte wirklich Lust bekommen, Ihr Schwiegervater zu werden. Als ich Sie heute von der Hochbahn aus mit Helen spazierengehen sah, schien es mir übrigens ganz so, als würden Sie schon da die Rolle eines ersten Liebhabers spielen.“

„Habe ich dabei Ihren Beifall gefunden?“

„Ich hätte Sie am liebsten in einer Versenkung verschwinden lassen. Jetzt allerdings betrachte ich Sie aus einem anderen Gesichtswinkel.“

„Dann gestatten Sie mir von heute an, die Rolle von Helens Liebhaber und Bräutigam vor Ihren Augen zu spielen. Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Mein vollster Ernst.“

„Dann kommen Sie mit zu Ihrer Partnerin. Morgen nehmen wir für die Hausarbeit wieder ein Mädchen ins Haus, und ich will meine Frau fortan als komische Alte betrachten, wenn sie sich mit dem Mädchen abquält.“

Damit schob Mister Schreiber seinen Arm in den Arm Freds, um mit ihm die Damen aufzusuchen.





Wie man einen unfruchtbaren Obstbaum ertragreich macht.

Von M. Elsner.

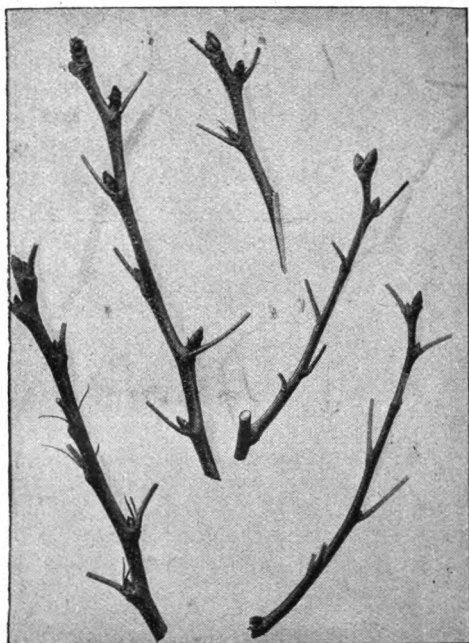
Mit 9 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Beinahе jedem Besitzer eines größeren Obstgartens ist die unangenehme Erfahrung vorbehalten, daß vollkommen gesunde Bäume, deren Entwicklung anscheinend nichts zu wünschen übrig läßt, trotz zweckmäßigster und sorgfältigster Behandlung beharrlich den erhofften Fruchtertrag verweigern. Es ist eine ganz alltägliche Erscheinung, daß kräftige Stämme, deren imposante Verästelung und üppige Belaubung vielleicht das Wohlgefallen jedes Beschauers erregt, bis in ihr zehntes oder fünfzehntes Lebensjahr überhaupt nicht zum Blühen zu bringen sind, oder daß nach spärlicher Blüte nicht eine einzige Frucht zur Reife gelangt. Andere Exemplare wiederum zeigen die kaum weniger erfreuliche Erscheinung, daß ihre Fruchtbarkeit stets auf dieselben wenigen Zweige beschränkt bleibt, die noch dazu in der Regel gerade die schwächsten sind, so daß sich ihre Kraft sehr bald erschöpft.

Verschieden wie die Ursachen dieser vollständigen oder teilweisen Unfruchtbarkeit sind die Methoden, die man zu ihrer Beseitigung anzuwenden pflegt. Starkes Zurückschneiden, Biegen oder teilweises Entrinden der Zweige, sowie Aufgraben des Bodens um den Wurzel-

ballen sind die am häufigsten versuchten Mittel, denen ja in dem einen oder anderen Falle ein günstiger Erfolg beschieden ist, die aber durchweg so energische und gewaltfame Eingriffe in den Lebensprozeß der



Zum Aufpfropfen geeignete Knospenzweige.

Pflanze darstellen, daß sie häufig genug ein Absterben derselben nach sich ziehen.

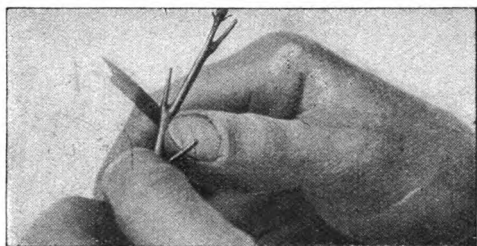
Daß es ein viel einfacheres und müheloseres, dabei ganz unbedenkliches und nahezu vollkommen sicheres Verfahren gibt, den unfruchtbaren Obstbaum in einen ertragreichen zu verwandeln, ist namentlich den nicht-fachmännischen Obstzüchtern noch viel zu wenig be-

kannt, und es mag daher zu Nuß und Frommen derer, die einen oder einige solcher widerspenstigen Bäume in ihrem Garten haben, hier des näheren geschildert werden. Da die oben erwähnten Erscheinungen sich am häufigsten bei Birnbäumen zeigen, mag besonders von diesen die Rede sein, und es soll vorweg bemerkt werden, daß es sich bei unserer Methode um nichts weiter handelt, als um ein selbst von dem Unkundigen und Ungeübten leicht zu bewirkendes Aufspöpfen von mit Fruchtknospen besetzten fremden Zweigen, und zwar je nach Bedarf entweder auf sämtliche oder nur auf die als unfruchtbar bekannten Äste des zu handelnden Baumes.

Die Beschaffung solcher kleinen Zweige wird nur selten auf Schwierigkeiten stoßen. Im eigenen oder in einem Nachbargarten findet sich wohl immer ein Birnbaum, der nicht nur ohne Schaden, sondern sogar zu wesentlichem eigenem Nutzen einiges von seinem Überflusse hergeben kann. Eine besondere Annehmlichkeit unseres Verfahrens ist es, daß man dabei keineswegs auf eine Anleihe bei Obstbäumen derselben Art angewiesen ist, sondern daß man als Pfropfreis unbedenklich jeden an und für sich geeigneten Knospenzweig einer beliebigen anderen Birnenart verwenden kann.

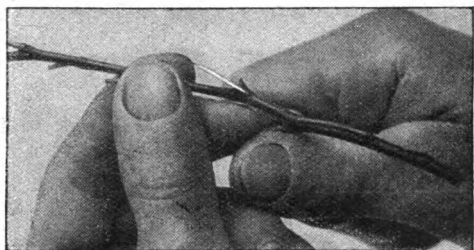
Dem Liebhaber ist hier Gelegenheit zu allerlei hübschen Experimenten geboten, deren Mißlingen bei richtigem Vorgehen kaum zu befürchten steht. Es wird ihm sicherlich Vergnügen bereiten, einen Birnbaum zu besitzen, der verschiedene Arten von Früchten hervorbringt und von dem er vielleicht nacheinander Sommer-, Herbst- und Winterbirnen ernten kann. Nur darf er sich allerdings nicht unbedingt darauf verlassen, daß jede Gattung sich ihre ursprüngliche Eigenart voll be-

wahrt. Die Säftemischung macht sich eben doch zuweilen mehr oder weniger bemerklich, und wenn es einerseits nicht zu den Seltenheiten gehört, daß das auf eine gewöhnliche Bergamotte gepfropfte Reis einer



Das Zuschneiden der zum Anspflanzen
ausersehenen Stelle.

edlen Birnenart Früchte von köstlichstem Wohlgeschmack und Aroma trägt, so kommt es doch auch vor, daß aus einer Vereinigung zweier hervorragend guter Sorten

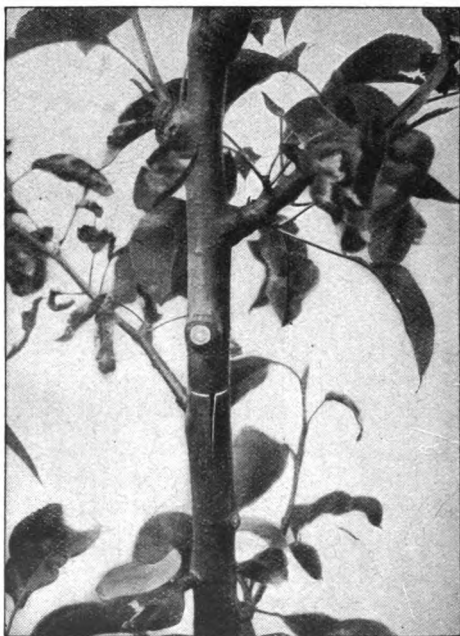


Herstellung des schrägen Längsschnittes.

Früchte hervorgehen, die an Qualität weder der einen noch der anderen völlig gleichkommen.

Die Ursachen dieser letzteren Erscheinung zu erklären, ist nicht ganz leicht, aber die Wertverminderung ist in solchen Fällen jedenfalls nicht erheblich genug, als daß

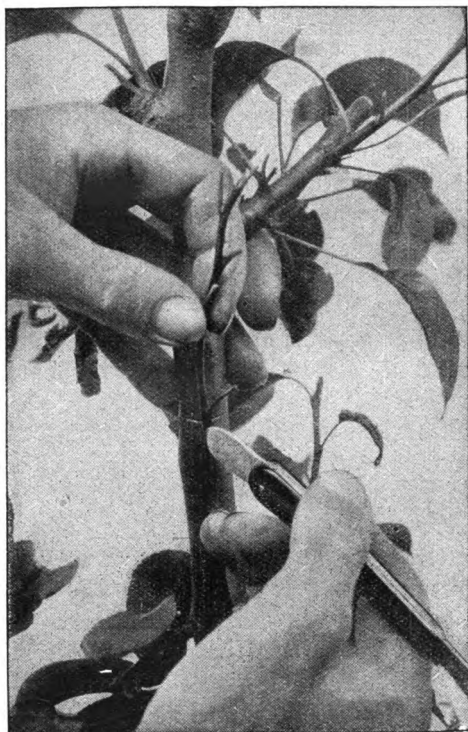
sie gegen die Zweckmäßigkeit des Verfahrens ins Feld geführt werden könnte. Zuweilen läßt sich sogar ein sehr schönes Resultat insofern erzielen, als es durch die unten beschriebene Methode ermöglicht wird, ge-



Vorbereitung der Pfropfstelle.

wisse spät reifende Sorten zu einer Entwicklung zu bringen, die sie auf der zarter organisierten Mutterpflanze selten oder niemals erreichen. Beweis dafür sind die auf unseren beiden letzten Bildern dargestellten Früchte, Tafelbirnen edelster Art, die durch Aufpfropfen von Knospenzweigen auf bis dahin völlig unfruchtbare Bäume einer weniger hervorragenden Gattung ge-

wonnen wurden, und deren Größe — die eine erreichte das respektable Gewicht von 1480 Gramm — weit über alle Resultate hinausging, die von den an der Mutterpflanze verbliebenen Zweigen erzielt wurden. Empfehlenswert ist bei derartigen Versuchen, die einer



Einschieben des aufzusprießenden Zweiges.

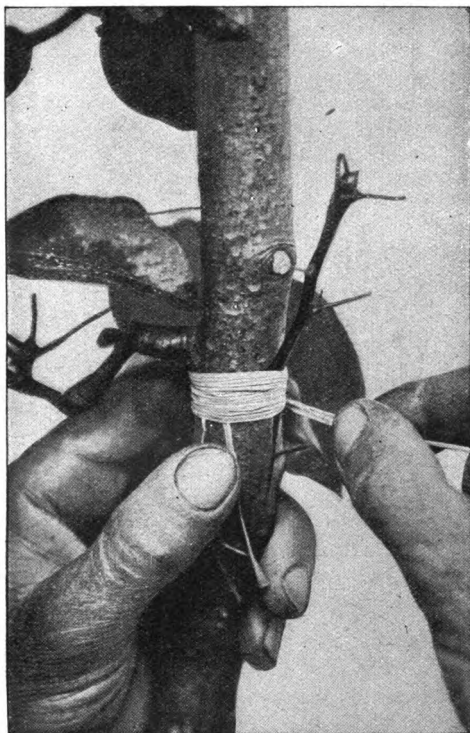
spät reifenden Sorte entnommenen Reiser möglichst auf die äußersten Enden stärkerer Zweige zu pflanzen, weil dort erfahrungsmäßig der größte Säftereich-

tum ihrer Ernährung und Entwicklung zu statten kommt.

Nicht mit absoluter Sicherheit darf man darauf zählen, sich des erhofften günstigen Ergebnisses schon im ersten Jahre erfreuen zu dürfen. Es mag wohl geschehen, daß die aufgepfropften Zweige nicht gleich im nächsten Sommer zur Blüte gelangen, und zur Enttäuschung des Obstzüchters kann es sich auch ereignen, daß nach schöner Blüte und durchaus befriedigendem Fruchtansatz die halb ausgereiften Birnen zu einer Zeit abfallen, wo man es am wenigsten erwartet hat. Der Grund ist zumeist darin zu suchen, daß die Pflanze durch vorhergegangene eingreifende Behandlung oder Mißhandlung der oben geschilderten Art zu sehr geschwächt war, um die nötige Fülle von Nahrungsäften produzieren zu können; aber es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß sie sich im Verlaufe eines weiteren Jahres hinlänglich erholt haben wird, um das bisher Versäumte nachzuholen. So gelangte der mit Früchten buchstäblich überladene Zweig, den uns das Bild auf Seite 204 zeigt, erst im zweiten Jahre nach seiner Verpflanzung zur Blüte. Aber der achtzehn Jahre alte Baum, dem er aufgepfropft worden war, hatte bis dahin noch nicht eine einzige Frucht hervorgebracht und war nach allen erdenklichen Versuchen als hoffnungslos betrachtet worden. Auch die Pflanzen auf den beiden letzten Bildern hatten sieben Jahre lang vergeblich auf ein Erträgnis warten lassen, um nun schon im ersten Sommer nach dem Aufpfropfen der fremden Knospenzweige so treffliche Ergebnisse aufzuweisen.

Von entscheidender Wichtigkeit für ein volles und schönes Gelingen des Verfahrens ist die Wahl des richtigen Augenblicks. Ein bestimmtes Datum, wie

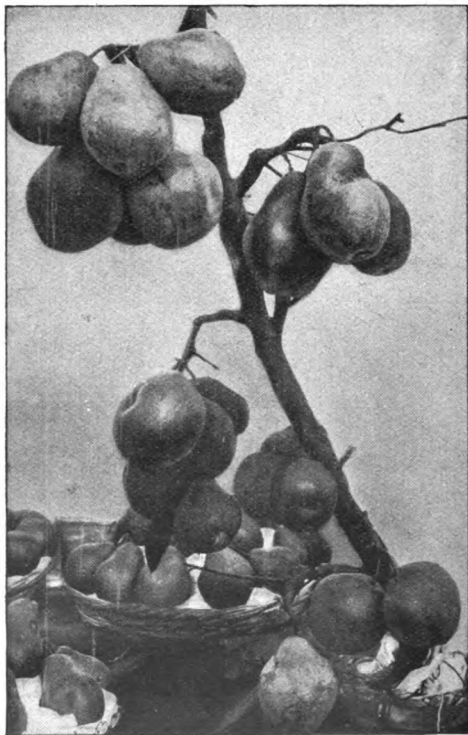
für mancherlei andere gärtnerische Verrichtungen, läßt sich da nicht angeben. In Frage kommen selbstverständlich nur die Monate August und September; wann



Befestigung des aufgepfropften Zweiges
durch Umwickeln mit Bast.

aber innerhalb dieses ziemlich weit bemessenen Zeitraums der geeignete Moment gekommen ist, hängt ganz von dem Vegetationszustand des zu behandelnden Baumes ab. Er muß zwar „in vollem Saft“ stehen,

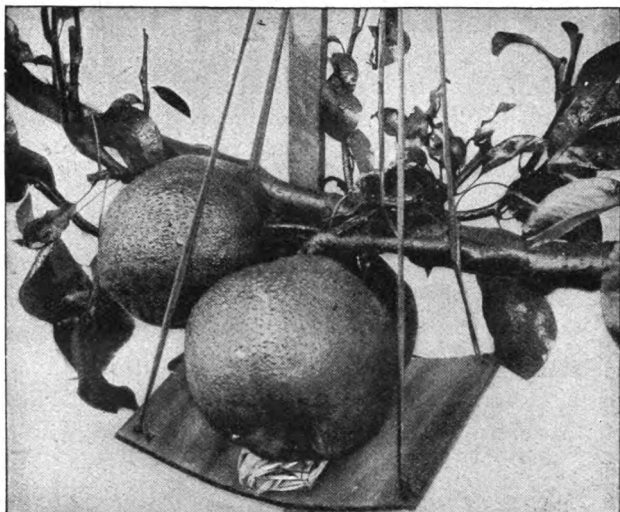
aber die Säftezirkulation darf anderseits noch nicht ihren Höhepunkt erreicht haben, da in diesem Fall eine vorzeitige Blüte ohne Fruchtbildung fast mit



Fruchtertrag eines vor zwei Jahren
aufgepfropften Zweiges.

Sicherheit zu erwarten wäre. Ist aber jener Höhepunkt überschritten und ist die Säftezirkulation zu träge geworden, so kann eine Aufnahme des Pfropfreises in den Organismus der Pflanze nicht mehr erfolgen,

und die aufgewandte Mühe war umsonst. Bei einiger Aufmerksamkeit und Übung in der Beobachtung jedoch lassen sich beide Gefahren ziemlich leicht vermeiden. Wird nicht durch abnorme Witterungs- und Feuchtigkeitsverhältnisse eine Abweichung bedingt, so pfllegt sich in der zweiten Hälfte des August oder in



Fruchtertrag eines im Vorjahre aufgepfropften Zweiges.

den ersten Tagen des September jener sogenannte Augusttrieb einzustellen, der einer gesteigerten Lebens- tätigkeit der Pflanze gleichkommt und die Entwicklung der Fruchtknötchen begünstigt. Wenn solche Knöspchen sich namentlich an den Spitzen der Zweige zu zeigen beginnen, ist der rechte Zeitpunkt für die Vornahme unseres Verfahrens gekommen.

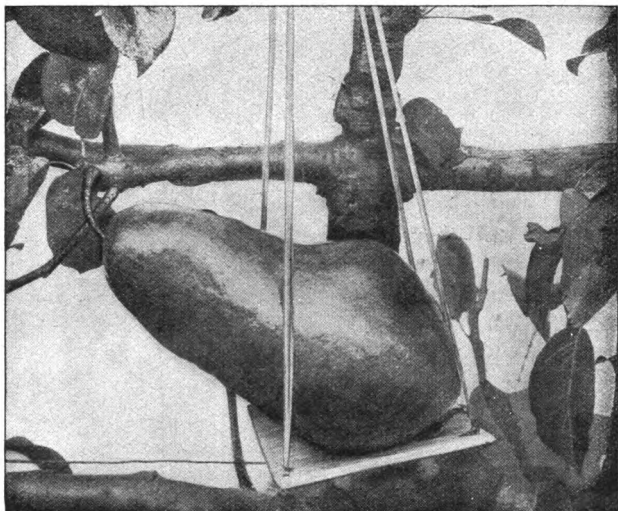
Man wählt von einem besonders reich tragenden Baume möglichst edler Spielart die benötigte Anzahl

kleiner Zweige, selbstverständlich nur solche, an denen sich die erwähnten, auf unserem ersten Bilde deutlich gekennzeichneten Fruchtknospen gebildet haben. Ist der unfruchtbare Baum noch jung und schwach, so verdienen Pfropfreiser von nicht mehr als 12 bis 15 Zentimeter Länge, die nur an der Spitze eine oder mehrere Fruchtknospen tragen, den Vorzug; für starke Bäume aber kann man auch größere Zweige wählen, die nicht nur am Ende, sondern auch seitlich mit Knospen besetzt sind. Von den abgeschnittenen Zweigen entferne man zunächst sämtliche Blätter, achte jedoch darauf, daß die Blattstiele in der Länge von ungefähr einem Zentimeter stehen bleiben. Dann schneide man dort, wo das Zweiglein der neuen Mutterpflanze aufgesetzt werden soll, eines der Blattaugen mit einem Querschnitt so zu, wie es auf unserem zweiten Bilde ersichtlich ist; denn nur dadurch, daß dies etwas vorspringende Auge unter die Rinde zu sitzen kommt, erhält das Reis die natürliche Schrägstellung eines aus dem Stamm herausgewachsenen Zweiges.

Mit einem rasch und glatt geführten Schrägschnitt, zu dessen Ausführung nur ein haarscharfes und ganz sauberes Messer benützt werden darf, schafft man nun, von dem durchschnittenen Auge ausgehend (siehe die dritte Abbildung) die geeignete Basis für die Verbindung des Zweiges mit seinem neuen Standort. Die erzielte Schnittfläche soll ungefähr drei bis vier Zentimeter lang und eher ein wenig nach innen als nach außen gewölbt sein, damit sie überall in feste Berührung mit dem Stamm gelangen kann. Man vermeide es durchaus, diese Schnittfläche mit den Fingern zu berühren, und wenn nicht alles so weit vorbereitet ist, daß das Aufpfropfen auf der Stelle erfolgen kann, so stelle man die Zweige unverzüglich

mit ihrem unteren Teil in klares Wasser, um sie frisch zu erhalten.

An dem zu behandelnden Baume sucht man sich die geeigneten Stellen zwischen zwei nicht zu dicht stehenden Zweigen und nur dort aus, wo die Rinde ganz glatt und gesund ist. Mit scharfem Messer voll-



Edele Tafelbirne im Gewicht von 1480 Gramm als Früchtertrag eines im Vorjahr aufgepfropften Zweiges.

führt man einen T-förmigen Schnitt, der nicht zu tief gehen, sondern nur die Rinde durchtrennen darf (siehe die Abbildung auf Seite 200). Der horizontale Schnitt soll ungefähr zwei, der vertikale ungefähr vier Zentimeter lang und die Schnittländer sollen nicht zackig oder rissig sein. Indem man nun an der Stelle, wo beide Schnitte zusammentreffen, mit der stumpfen Seite des Pfropfmessers die Ecken der halb gelösten

Rinde leicht auseinanderbiegt, schiebt man vorsichtig in der auf unserem fünften Bilde veranschaulichten Weise das aufzupfropfende Reis unter die Rinde und zwar so weit, bis das durchschnittene Blattauge unter der Rinde oberhalb des Querschnittes einen Halt findet.

Um des Erfolges sicher zu sein, muß man alle diese Siantierungen mit größter Schnelligkeit vornehmen, damit die Schnittflächen der Luft so wenig als nur immer möglich ausgesetzt werden. Vollständiger Luftabschluß muß unbedingt auch beim Anlegen des Verbandes angestrebt werden, durch den das Pfropfreis in seiner Lage festgehalten werden soll. Man bedient sich dazu am besten eines Baststreifens, den man, am oberen Ende des Einschnitts beginnend, unter ständigem festem Anziehen spiralförmig um den Zweig oder Stamm schlingt, bis der Einschnitt völlig darunter verschwunden ist (siehe die Abbildung auf Seite 203). Ein wenig Baumwachs mag dann das übrige tun, um die Luft von der Wunde abzuschließen, deren Verwachsung sich bald vollzogen haben wird.

Nun braucht man sich um den aufgepfropften Zweig bis zum nächsten Frühjahr nicht mehr zu kümmern. Dann allerdings ist es an der Zeit, den festen Verband, der hemmend auf die Weiterentwicklung einwirken könnte, zu durchschneiden. Bei sehr reichem Fruchtansatz empfiehlt es sich, von jedem „Buket“ nur eine oder zwei Früchte stehen zu lassen. Wird eine Frucht zu schwer für die Tragkraft des Zweiges, so gebe man ihr an einem aufgehängten Brettchen eine Stütze in der Art, wie es unsere beiden letzten Abbildungen zeigen. Dem sonst üblichen Festbinden ist diese Art der Unterstützung bei weitem vorzuziehen.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Märchen von der Kletterie. — Vor langer, langer Zeit lebte ein mächtiger König, der eine einzige Tochter hatte. Der König war schon sehr alt, die Prinzessin dagegen noch sehr jung, und darum wünschten alle im Reiche, und selbst der König, daß die Prinzessin recht bald ihren Gemahl erwählen möchte, damit die Zukunft des Volkes und der Königstochter gesichert sei, wenn der alte Herrscher stürbe.

Es fanden sich auch gar viele Freier ein, denn das hohe Fräulein besaß nicht nur jugendfrische Schönheit, Reichtum und Klugheit, es hatte noch dazu ein gutes, edles, goldenes Herz in seiner Brust, was damals in grauer Vorzeit noch sehr geschätzt wurde. Darum kamen von weit und breit die Prinzen freudig herbeigeeilt, um die Königstochter zu gewinnen. Doch manchem wurde die Wartezeit recht lange. Die Prinzessin war wohl gleich freundlich und gütig zu allen, dabei aber kühl und zurückhaltend, und sie wählte keinen, den sie vor den anderen bevorzugte; sie sagte weder ja noch nein und mochte sich nicht entschließen.

Eines Tages nun, als die Prinzen schon ungeduldig seufzten und der König eine lange, ernste Unterredung mit seiner Erbin hatte, schlich diese mit rotgeweinten Augen heimlich aus dem Schlosse. Durch Wiesen und Felder eilte sie dahin; aber sie sah nicht die bunten Blumen am Wegesrande, noch hörte sie den lieblichen Vogelsang in der Au. Traurigen Sinnes ging sie ihren Pfad, der in einen dichten Wald führte, in dem seit undenklichen Zeiten eine gefürchtete Hexe hauste. Nicht, daß man sie deshalb fürchtete, weil sie sich menschenfeindlich gezeigt hätte — nein, davon wußte man nichts. Man hörte nur überall ihre gewaltige Weisheit rühmen. Aber wer ihren Rat suchte, mußte ihn immer so teuer bezahlen, daß sogar die Reichsten

im Lande es sich lange überlegten, ehe sie ihn erbat. Das hatte auch die Prinzessin bedacht, ehe sie die Burg verließ, und hatte vorgesorgt. All ihren kostbaren Schmuck, die vielen Demanten, Perlen und Juwelen nahm sie mit sich, um die Hexe zu befriedigen; denn sie wollte nicht nur den guten Rat, sondern auch die Mithilfe der Alten um jeden Preis sich erkaufen.

Nach langem, beschwerlichem Wege kam sie zur Hexe. Diese nahm die Prinzessin freundlich auf und ließ sich ihr Leid erzählen. Da vernahm sie denn, daß das hohe Fräulein trotz allen Zuredens sich deshalb nicht zur Wahl ihres Gatten entschließen könne, weil es von ganzem Herzen einen jungen Rittersmann liebe, auf dessen Werbung es sehnfüchtig hoffe. Der aber denke nicht daran und tue so, als gäbe es gar kein Prinzgelein in der Welt. Und damit kränke er die Prinzessin gar sehr. Für all dieses herbe Leid wünsche sie sich zu rächen, doch solle niemand davon erfahren, denn sie sei sehr stolz und wolle es nicht merken lassen, wie innig lieb sie einst den Ritter hatte, und wie wehe er ihr getan.

Schweigend hörte ihr die Hexe zu, sah vor sich hin und dachte lange nach. Endlich sprach sie zur Prinzessin: „Wohl wüßte ich dir Rat in deiner Not, daß du bald triumphierend deines Kammers vergähest. Doch mußt du vorher bezahlen, und der Preis ist nicht gering.“

Da kramte die Prinzessin Stück für Stück ihres Schmuckes aus, legte ihn auf das dunkle Moos des Waldes und ließ ihn dann so vor der Alten in der Sonne gleißen und funkeln.

Lächelnd sah ihr die Hexe zu und sagte nach einer Weile mit leisem Spott: „Du irrst, Kind. Nicht Gold noch Edelsteine sind es, was ich von dir zum Lohne verlange. Behalte deine Schätze, denn was sollte ich damit! Doch willst du dein goldenes Herz mir geben, sollst du nicht vergeblich bei mir gewesen sein und noch oft dankbar meiner gedenken.“

Lauernd sah die Hexe die Prinzessin an.

Diese griff ängstlich nach ihrem Herzen und stand betroffen eine Weile da. Nach kurzer Überlegung sagte sie aber fest: „Es sei! Nimm, was du begehrst.“

Da hieß nun die Hexe sie die Augen schließen, und als sie

diese wieder öffnen durfte, hielt die Alte in ihren Händen das köstlichste Gut, das goldene Mädchenherz.

Und siehe, der stille Gram, der geheime, drückende Schmerz waren plötzlich vergangen, erleichtert atmete die Prinzessin auf und blickte fröhlich und heiter um sich.

Doch schon winkte ihr die Hexe bedeutungsvoll zu und sagte leise lachend: „Komm mit mir, du sollst nun die Kunst erlernen, wie man mit den Augen fesselt und herrscht, beglückt oder vernichtet!“

Darauf gingen beide in die Hütte, und lange blieb die stolze Königstochter bei der Hexe.

Erst spät am Abend, als silbern der Mond schon durch die Zweige schien, schieden sie voneinander, und das Mädchen eilte froh und leicht aus dem Walde.

Und die Lehren und Künste der Hexe waren wirklich gut und nicht zu teuer bezahlt. Zwar merkten es manche aus der Umgebung der Prinzessin, daß sie ihr goldenes Herz nicht mehr besaß, aber sie wagten nicht, davon zu sprechen, und schwiegen still. Dagegen freuten sich alle, daß die Königstochter nicht mehr so ernst und verschlossen war wie früher, sondern mit ihren Damen fröhlich scherzte und lachte und jetzt immer munter und guter Laune war. Ihr ganzes Wesen war verändert; während sie vordem kühl und abweisend war, hörte sie jetzt gerne die höflichen Schmeicheleien und ließ sich gerne die Bewunderung gefallen; durch süße, betörende Blicke, die gar vieles sagten, was das stolze Prinzesslein früher nie gedacht hätte, bannte sie jetzt voll Übermut alle die jungen und alten Höflinge. Sie wurden ihre Sklaven, sie mochten wollen oder nicht. Und so war das hohe Fräulein bald Alleinherrscherin über alle Männerherzen.

Es dauerte auch gar nicht lange, so war der einst geliebte Ritter wie mit tausend unsichtbaren Fäden festgehalten, und je mehr er gegen die geheimnisvolle Macht ankämpfte, um so rascher verfiel er dem bösen Hexenzauber. Der arme Mann vergaß bald Lachen und lustige Rede, er träumte am hellen Tage und schlich trübselig in der Nacht vor den Fenstern der Prinzessin umher. Dort besang er in Versen Sonne, Mond und Sterne und sonst noch mancherlei.

Darüber freute sich nun das grausame Mägdelein sehr, und wenn der Ritter in seinem Liebesleid seufzte und klagte, da lachte sie vergnügt — sie hatte eben ihr gutes, goldenes Herz nicht mehr und fühlte deshalb weder Mitleid noch Reue, sondern trieb das Spiel immer weiter. Und als er schließlich aus Verzweiflung über seine unglückselige Liebe sein bißchen Verstand verlor, zuckte sie bloß mit den Achseln und ernannte ihn zu ihrem Hofnarren.

Jetzt erst wählte sie einen ihr ebenbürtigen Prinzen zum Gemahl.

Viele, viele Jahre vergingen, die einstige Prinzessin war schon lange Königin und Mutter. Und als sie dann auch Schwiegermutter werden sollte, nahm sie ihr junges, schönes Töchterlein beiseite und lehrte es die alte Hexenkunst, wie man mit den Augen fesselt und herrscht, beglückt und vernichtet.

Viele Jahrhunderte sind seitdem verflossen, haben vieles gebracht und vieles mit sich genommen, doch die Hexenkunst ging uns nicht verloren, weit verbreitet erbt sie sich fort von der Mutter auf die Tochter, und gar oft begegnet man einem schönen Mädchen, das ihr echtes, goldenes Herz eingetauscht hat für die Kunst der — Kletterie. Clara Veran.

Die Inseln des Verbrechens. — Doktor Jacques Bertillon, der bekannte Forscher, der sich besonders mit der Anthropologie des Verbrechers und dem genauen Studium der Verbrecherschädel beschäftigt, entwarf kürzlich eine lehrreiche Schilderung von dem Leben und dem Wesen der französischen deportierten Sträflinge, die gewiß allgemeines Interesse verdient. Zunächst erscheinen die drei „Iles du Salut“ durchaus nicht in dem furchtbaren Lichte, in dem man sich wohl die Küste von Guayana vorstellen mag, auch die Schiffsreise ist nicht so schlimm, aber der Verbrecher, der dorthin deportiert wird, empfindet nichts von der Schönheit der Landschaft und dem Vergnügen der Meerfahrt. Die wegen schwerer Verbrechen Verurteilten sind auf dem Schiffe in Eisenkäfigen eingeschlossen wie wilde Tiere; sie werden scharf bewacht und dürfen nur jeden Tag eine halbe Stunde freie Luft und Sonnenglanz atmen, gerade genug, um das Entsetzliche ihres Schicksals nur noch mehr zu empfinden.

Sie wissen genau, daß an ihren käfigen Röhren angebracht sind, die sie bei dem geringsten Versuch einer Meuterei mit Dampfströmen ersticken würden. Sind sie endlich an den grünen Gestaden der Inseln gelandet, so werden sie sogleich in ihre Gefängnisse gebracht, aus denen sie nur herauskommen, um gefährliche und furchtbar anstrengende Arbeit zu verrichten. Es gibt im ganzen 16,871 Sträflinge in den französischen Kolonien, von denen 5520 nur zur Strafe der einfachen Deportation verurteilt sind und sonst frei leben können, 5643 angesiedelt und in gemilderter Zwangsarbeit gehalten sind und 5708 zu schwerer Zwangsarbeit Verurteilte, die speziell nach Guayana transportiert werden. Die schwersten Verbrecher werden auf die drei Inseln St. Joseph, Royale und die Teufelsinsel deportiert, oder nach dem Zuchthause von Kuru, das an der schlimmsten Stelle der Küste von Guayana, in einer „Vegetation des Todes“ liegt, und in das Zuchthaus von Maroni an der Grenze von Französisch- und Holländisch-Guayana.

Das Klima ist an diesen Stätten des Schreckens entsetzlich, der Boden fast unbebaut. Der Arbeiter „düngt den Boden mit seiner Haut“, er ist stets von einer Wolke von Moskitos umgeben, die ihm mit ihren schmerzhaften Stichen leicht die Keime des Sumpffiebers und des gelben Fiebers einimpfen können. Zahlreich sind die giftigen Schlangen und die sehr gefährlichen roten Ameisen. Auch die Hautkrankheiten des tropischen Klimas, die Blutarmut und die Dysenterie räumen unter den Zwangsarbeitern auf, die hier unter einer Sonne von erbarmungsloser Glut ihr Tagewerk verrichten müssen. Die Sterblichkeit ist enorm. Obgleich die Verwaltung keine Statistiken veröffentlicht, konnte Doktor Bertillon für die Jahre 1900 bis 1906 feststellen, daß von den zu schwerer Zwangsarbeit Verurteilten jährlich mindestens zehn Prozent sterben. Der Sträfling weiß, daß er zugrunde gehen wird lange vor Ablauf seiner Strafzeit, deshalb ist sein einziger Rettungsanker die Flucht. Aber von den Inseln zu entkommen, ist fast unmöglich, denn wenn der Flüchtling auch der Aufmerksamkeit der Wächter enttrinnen sollte, so fällt er der Gier der Haifische sicher zum Opfer, die das Meer dicht bevölkern. Eher gelingt es noch,

aus den Zuchthäusern auf dem Festlande zu entkommen, aber auch da geht der Flüchtling meist in dem furchtbaren Inneren des Landes zugrunde oder wird von der holländischen Polizei aufgegriffen, die ihn wieder ausliefert.

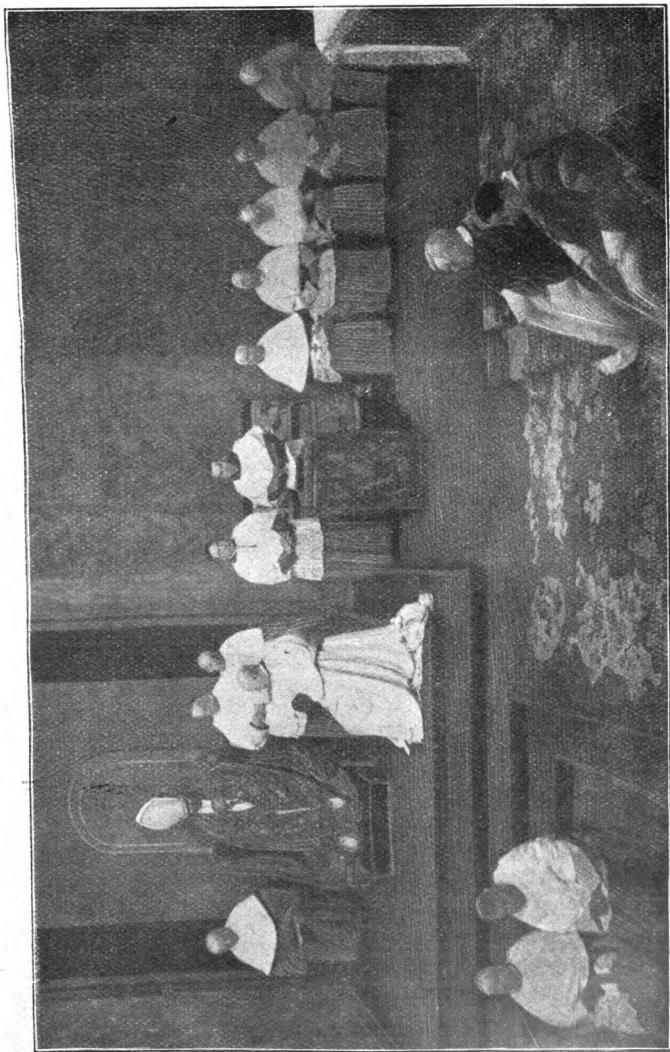
Manche Sträflinge, die der Mark und Bein verzehrenden Zwangsarbeit entgehen wollen, verstümmeln sich daher selbst. Diese Verstümmelungen waren eine Zeitlang so zahlreich, daß man ein eigenes Lager für solche Verzweifelte schuf, ein fest eingegegtes, weites Stück Land, an dessen starken Palisadenwänden sie dann mit einem schweren Sack voller Steine auf dem Rücken entlang gehen mußten. Sie hatten ihr Geschick durch ihre That nur verschlimmert. Der Blinde mußte seinen Sack tragen wie die anderen, er wurde geführt von dem Einbeinigen, der gleichfalls bepackt war.

Für die pathologische Veranlagung dieser Verbrecher geben nach Bertillon ihre Schädel die besten Anhaltspunkte. Er nimmt an, daß bei vielen von ihnen die vordere Fontanelle des Kopfes sich zu früh verhärtet und die Pfeilnaht zu rasch geschlossen hat, so daß das Gehirn sich nicht genügend entwickeln konnte, während der Hinterkopf sich übermäßig ausdehnte.

O. v. B.

Die Kleidung des Papstes. — Im tagtäglichen Leben trägt der Papst je nach der Jahreszeit einen weißwollenen oder weißseidenen Talar, der durch einen weißseidenen Gürtel mit goldenen Quasten zusammengehalten wird, ein Käppchen aus weißer Wolle oder Seide, ebensolche Strümpfe und rot-samtene oder rotlederne Schuhe, auf deren Oberteil je ein goldenes Kreuz eingestickt ist. Das an einer goldenen Kette auf der Brust hängende Bischofskreuz und der Bischofsring sind dann die einzigen Kennzeichen seiner hohen Würde.

Bei Audienzen ist der Papst mit einem weißen Talar bekleidet. Den Kopf bedeckt eine purpurne Mütze, die für den Winter aus Samt mit Hermelinfutter, für den Sommer aus Seide gefertigt ist. Über den Talar wird dann noch ein purpurner Radtragen gelegt, der bis zu den Hüften reicht. In den Konfessionen bedeckt den Talar ein Chorhemd aus feinem Leinenstoff mit Spitzenbesatz und den Radtragen eine purpurne Stola



Stereograph Copyright Underwood & Underwood, London und New York.

Papst Pius X. bei einer Trauerandacht.

aus Samt, auf der Kreuze und über gekreuzten Schlüsseln die dreifache päpstliche Krone, die Tiara, gestickt sind.

Die größte Pracht wird an den hohen Kirchenfesten entfaltet. Bei seinem Einzug in die Kirche sitzt er auf einem Thronstuhl, den acht Sänftenträger tragen. Über seinen Schultern ruht ein mit Gold und Edelsteinen bestickter Vespermantel, und den Kopf schmückt die mit kostbaren Juwelen verzierte dreifache goldene Krone. In der linken Hand hält er den goldenen Bischofsstab, während die rechte zur Erteilung des Segens frei bleibt.

Schlichter ist die Kleidung, wenn der Papst eine Messe liest oder eine Trauerandacht abhält. Für diese kirchlichen Handlungen bekleidet ihn der Oberzeremonienmeister mit dem Chorhemd, der Stola, weißen Strümpfen und weißen Handschuhen. Den Kopf bedeckt die Bischofsmütze. Unser Bild zeigt den Papst Pius X. mit seinem geistlichen Gefolge bei einer Trauerandacht, wie er sie zum Andenken an verstorbene hohe Persönlichkeiten abzuhalten pflegt. Th. S.

Vivatbänder. — Nach den ersten siegreichen Schlachten des Siebenjährigen Krieges bildete sich im preussischen Heere und bei den mit ihm verbündeten Truppen die Sitte, zur Feier eines erfochtenen Sieges sogenannte Vivat- oder Vittoria-bänder zu tragen, was dann allmählich auch in den bürgerlichen Kreisen, die an den kriegerischen Ereignissen lebhaften Anteil nahmen, üblich wurde.

Diese ursprünglich sehr einfachen Bänder wurden allmählich in Stoff und Ausstattung immer mehr vervollkommenet, so daß sie sich zuletzt als wahrhafte kleine Kunstwerke darstellten. Sie waren stets mit dem Worte „Vivat!“ oder „Viktoria!“ und einigen kleinen symbolischen Bildnissen, manche derselben auch mit Versen versehen, deren poetischer Wert indessen meistens nicht besonders groß war. Doch haben sich auch Dichter, deren Namen der deutschen Literaturgeschichte angehören, wie J. W. Ludwig Gleim und Anna Louise Karisch, mit der Anfertigung solcher Bandverse beschäftigt, wie aus einem Briefe der letzteren an Gleim hervorgeht.

Das älteste der bis jetzt aufgefundenen Vivatbänder bezieht

sich auf den glänzenden Sieg Friedrichs des Großen bei Roßbach (5. November 1757) und trägt das Bild eines Adlers, der sich zu kühnem Sonnenflug erhebt. Auf dem zur Erinnerung an den Sieg bei Leuthen (5. Dezember 1757) geschaffenen Bande sieht man das Bild eines über Wolken schwebenden Engels, welcher in seiner Rechten einen Lorbeerkranz hält. An den Sieg der Verbündeten unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig über die Franzosen bei Krefeld (23. Juni 1758) erinnert ein mit besonderer Sorgfalt hergestelltes, meterlanges Band aus weißer Seide, welches in vier Felder geschieden ist, auf welchen die Wappen der einzelnen Verbündeten abgebildet sind, und in deren letztem ein Baum steht, über welchem eine Siegesgöttin in den Wolken schwebt. Außerdem befindet sich auf dem Bande die Inschrift:

Hannover, Braunschweig, Hessen, Preußen,
Das Eintrachtsband soll nicht zerreißen.

Auf dem zur Feier des mit großen Opfern erkochenen Sieges des Königs Friedrich über die Russen bei Borndorf (25. August 1758) gearbeiteten Bande heißt es: „Victoria, die große Armee ist geschlagen!“ —

Wie nach diesen Siegen, so wurde auch nach dem Friedensschlusse zu Hubertusburg (21. Februar 1763) ein Band zur Erinnerung an den darauf erfolgten Einzug des Königs Friedrich in Berlin, sowie ein solches zum Andenken an die Heimkehr des Herzogs Ferdinand von Braunschweig hergestellt. Dieses zeigt den siegreichen Feldherrn auf einem feurigen Rosse reitend und über ihm schwebend einen Genius, welcher aus einem Füllhorn Lorbeeren und Palmen herabstreut. Ebenso wurde auch dem feierlichen Einzuge der mit Preußen verbündeten Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen in Cassel, welches inzwischen längere Zeit von den Franzosen besetzt gewesen war und viel von ihnen erlitten hatte, ein Erinnerungsband gewidmet.

Da die Truppen die Siegesbänder auch unter der Fahnen Spitze um die Schäfte der Fahnen zu schlingen pflegten, so dürfte in dieser Sitte auch der Ursprung unserer heutigen Fahnenbänder enthalten sein.

R. v. B.

Der Aberglaube der Eisenbahner. — Eine Blütenlese aus dem Aberglauben, der unter den Angestellten der amerikanischen Eisenbahnen allgemein anzutreffen ist, veröffentlicht eine New Yorker Fachzeitschrift. Lokomotivführer und Heizer haben zum Beispiel nie Zutrauen zu einer Maschine, die bereits einmal irgendwo an einem Eisenbahnunfall beteiligt gewesen ist, und ziehen die älteste, schlechteste und unzuverlässigste Lokomotive, deren Reisen bisher ohne Unglück abgelaufen sind, einer neuen und zuverlässigen vor, wenn solche auch nur in loser Beziehung zu einem Unfall gestanden hat.

Eine merkwürdige Rolle spielt beim Aberglauben der Eisenbahner das Drehen der Maschine auf der Drehscheibe. Hier aber herrscht keine Einstimmigkeit, vielmehr halten einige Lokomotivführer streng darauf, daß ihre Lokomotiven stets rechts herumgedreht werden, während andere die entgegengesetzte Richtung für richtig halten. Die Betreffenden halten hieran so fest, daß sie jede Maschine, die nicht in der ihrer Ansicht nach richtigen Drehrichtung gedreht worden ist, noch einmal herumdrehen lassen.

Auch für das Besteigen der Maschine gibt es Vorschriften; man darf sie nie mit dem rechten Fuß zuerst betreten, und noch gefährlicher ist es, auf der rechten Seite herabzusteigen, falls man sie ölen will — das hat sicher einen Eisenbahnunfall zur Folge. Daß auch Zahlenaberglaube bei den Eisenbahnern vorhanden ist, ist selbstverständlich. Merkwürdigerweise aber spielen die Unglückszahlen 7 und 13 hierbei keine Rolle. Die sonst als glückbringend betrachtete 9 dagegen bringt nach ihrer Ansicht in den meisten Fällen Unglück.

Ein Aberglaube, der bei den Streckenarbeitern zu finden ist, ist folgender: Wer beim Begehen der Strecke über eine Schwelle stolpert, muß unbedingt drei Schritte zurückgehen, um den Fehltritt wieder gutzumachen und das drohende Verhängnis abzuwenden.

O. v. B.

Die Seeschlange. — „Der fliegende Holländer“ wurde Kapitän Scholz überall in den westindischen Häfen genannt, die er mit seinem Dreimaster beinahe regelmäßig von New York aus besuchte. Den Namen verdankte er seinen oft fabelhaft

schnellen Reisen. Raum war er fort, so war er auch schon wieder da, so prächtig segelte seine Bark. Aber er verstand es auch, jeden Wind auszunützen und seinem Schiff zu bieten, was nur irgend möglich war.

Kapitän Scholz, von Gestalt hoch und kräftig, mit aschblondem Vollbart und gleichem, etwas gewelltem Haupthaar, war Deutschamerikaner. Sein treuer, biederer Sinn paarte sich mit amerikanischem Drauflosgehen, mochte es biegen oder brechen, wenn er es für nötig hielt. Wunderbar waren seine Sprachkenntnisse. Neben Englisch und Deutsch beherrschte er ebenso vollkommen Spanisch, Italienisch und Französisch, außerdem etwas Dänisch, Norwegisch, Schwedisch und Holländisch. Gute Heuer bezahlte er als rechnender Amerikaner nicht; er war aber auch nicht wählerisch in seiner Mannschaft, die meistens alle nur erdenklichen Nationen vertrat. So war auf der Reise von Trinidad nach New York, von der ich hier erzählen möchte, sein Steuermann ein Spanier, der Bootsmann ein Engländer, der Zimmermann ein Hamburger, der Koch ein Franzose, und unter den Matrosen befanden sich neben einem Sachsen, einem Portugiesen und einem Engländer zwei Mullahen und ein Neger. Wohl in Folge der verschiedenen Nationalität gab es unter den Leuten fast auf jeder Reise Streit, den der Kapitän jedoch stets bald mit dem Revolver in der Hand schlichtete; mehrfach schon hatte er dann den Widerspenstigen in Eisen legen lassen, was auf die übrigen Leute immer, wie er mir sagte, einen sehr beruhigenden Eindruck machte.

Unsere Reise war von dem allerbesten Wetter begünstigt. An geeignetem Wind fehlte es nicht, und nachts bei sternklarem Himmel und am Tage im hellen Sonnenschein glitt mit allen ihren Segeln in voller Fahrt die Bark über die durch eine nicht zu hohe, regelmäßige Dünung bewegte See dahin.

„Wollen wir wetten, daß wir in drei Tagen in New York sind?“ sagte der Kapitän eines Morgens schmunzelnd zu mir. „Das wäre am Montag. Geldsücht und geladen müßte bis Sonnabend werden. Vierzehn Tage später wäre ich dann voraussichtlich wieder in Jamaica und erhielte dort —“

„Un monstruo de la mar, Capitan!“ rief mit allen An-

zeichen des höchsten Schreckens, eilig nähertretend, der Steuermann und zeigte mit bebender Hand nach Norden.

„A sea-serpent!“ rief über die Reling gebeugt der Bootsmann.

„Weet der Deubel, 'n' Seeslange!“ sagte der Zimmermann in den Wanten, die er hastig ein Stück hinaufgeklettert war. „Suh! Dat freut mi, dat id so 'n Ding ok mal to sehn krieg!“

„Unfinn!“ brummte Kapitän Scholz, während wir beide nach vorn eilten, wo die übrige Mannschaft mit mehr oder weniger ängstlicher Miene auf die See hinauschaute.

Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen. Hell von der Sonne beschienen, wälzte sich weit voraus auf der Oberfläche des Meeres in der Richtung von Osten nach Westen, also quer vor dem Schiff, eine ungeheure, wohl dreißig bis vierzig Meter lange Schlange. Deutlich ließ sich der dicke, runde, dunkle Leib und der mächtige Kopf erkennen.

Kapitän Scholz sprang ärgerlich wieder von der Back und schritt schnell nach dem Achterdeck, wo der Steuermann dem Mann am Ruder offenbar einen Befehl erteilt hatte, denn das Schiff wich von dem bisherigen Kurs nach Osten ab. Gleich darauf hagelte eine Flut von Scheltworten aus dem Munde des Kapitäns auf den Steuermann hernieder.

„Wollt Ihr die Heiligen versuchen, Señor?“ versetzte jener. „Sollen wir in unser Verderben rennen? Wir sind verloren, wenn wir die Schlange reizen.“

„Dummes Zeug!“ erwiderte der Kapitän, und dem Mann am Ruder, einem der Mulatten, befahl er, wieder den bisherigen Kurs zu steuern.

„O, monsieur! C'est pour notre malheur,“ wandte sich der Koch, dessen sonst stets lächelndes Gesicht eine bläuliche Färbung angenommen hatte, mit unsicherer Stimme an mich.

„Ei, Herr Jeses, ja!“ meinte der Sachse. „Das is' Sie freilich unser Unglück.“

Lauter wurden hinten auf dem Schiff die Stimmen. Anscheinend weigerte sich der Mann am Ruder, zu gehorchen.

„Hamburger! Jimmy!“ rief Kapitän Scholz.

Der Zimmermann und der Bootsmann liefen zu ihm.

Gleich darauf erhob sich auf dem Achterdeck Lärm und Geschrei.

Als ich meiner Neugierde nachgab und dorthin kam, lag der Mulatte wutverzerrten Antlitzes, an den Händen und an den Beinen mit einem Strick gefesselt, am Boden. Der Hamburger stand am Ruder.

„Nu hollst du Kurs!“ sagte der Kapitän zu ihm. „Nicht 'nen Strich davon af!“

„Da lönt Se sid up verlaten, Kaptein,“ entgegnete der Zimmermann schmunzelnd. „Wenn wi dat Beest mitten börjagen, dat weer 'n Spaß, und wenn 't nich geht, und dat Was kummt an Deck, denn will 't wi da ok all mit ferdig weeren.“

Nicht wiederzugebende Schimpfworte, an denen die spanische Sprache ja so reich ist, stieß der gefesselte Matrose aus, während Kapitän Scholz und ich wieder nach der Back eilten.

Bedeutend näher war jetzt die Schlange. Es schien, als habe sie bereits das nahende Schiff bemerkt und versuche nun, in westlicher Richtung zu entfliehen. Eiliger wälzte sich ihr Riesenleib durch die Wogen, und verschiedentlich hob sich ihr dicker Kopf hoch empor.

Angstlich äußerten die Leute an der Back ihre Ansicht über das Ungeheuer. Worte in französischer, portugiesischer, italienischer, spanischer und „sächsischer“ Sprache drangen an mein Ohr; doch je näher wir der Schlange kamen, desto mehr lichtete sich der Kreis der Mannschaft. Einer nach dem anderen schlich dem Achterdeck zu. Schließlich standen nur noch der Koch und der Sachse beieinander.

„Na, aber her'n Se, es scheint m'r doch sähre beese,“ sagte der letztere mit unsicherer Stimme, indem er einen scheuen Blick nach dem Kapitän warf.

„C'est cela!“ erwiderte der Koch leise, und auch er sah scheu nach dem Kapitän.

Kapitän Scholz schwieg. Seine Rechte ruhte an dem Schaft des Revolvers, den er stets unter dem Rock trug, und unverwandt waren seine grauen, stahlharten Augen auf das Ungeheuer gerichtet, dem wir jetzt rasch näher und näher auf den Leib rückten.

Wohl hatte ich oft gelesen, daß die Seeschlange in das Reich der Fabel gehöre, aber hier hatte ich sie doch deutlich vor Augen, und aufrichtig muß ich bekennen, daß auch mir nicht sehr behaglich zumute war, obgleich ich mit der äußersten Spannung dem Abenteuer entgegen sah.

Auch der Sack und der Rock waren jetzt bei der Barch verschwunden. Ich entdeckte sie in der Rambüse, aus deren Tür sie vorsichtig den Kopf steckten.

Mit unheimlicher Schnelligkeit flog das Schiff jetzt auf die Schlange zu. Gleich darauf war sie erreicht. Der Vorderstevenson der Bark drückte gegen den dicken Leib, und — — — in langen Fasern riß derselbe auseinander.

„Maria santissima!“ klang die Stimme des Steuermanns zu uns herüber, während der Hamburger am Ruder ein schallendes Gelächter ertönen ließ, in das sich nun auch die vielsprachigen Ausrufe der übrigen Leute mischten.

An beiden Seiten des Schiffes trieb je ein langer, runder, wahrscheinlich von der Dünung aufgerollter Wulst Seetang.

F. J. Pajelen.

Neue Erfindungen. I. Tom der Briefauffschliger. — Das Pult eines modernen Kaufmannes entwickelt sich allmählich zu einer Ausstellung neuer Erfindungen und Verbesserungen des Kontorbetriebes. Die Zeiten, wo der Gänsekiel und das Federmesser die einzigen Requisiten bildeten, sind längst vorüber. Zu all den nützlichen und die Expeditionsarbeit abkürzenden Maschinen, Geräten und Apparaten hat die Firma Grimme, Natalis & Co. in Braunschweig ein neues wertvolles Hilfsmittel hinzugefügt, das, wie die nebenstehende Abbildung zeigt, einen Brieföffner darstellt und „Tom der Briefauffschliger“ genannt wird. Die Handhabung desselben ist außerordentlich einfach, und das Öffnen der Briefe wird damit auf das schnellste bewerkstelligt.

Nachdem man durch leichtes Aufschlagen auf den Tisch den Inhalt des Briefes nach der einen schmalen Seite gedrängt hat, legt man den Brief mit der anderen schmalen Seite nach vorn auf die obere Platte des Apparates so, daß der zu öffnende Rand an die Vordersehene stößt. Dann drückt man Platte und

Brief nach unten, wodurch etwa ein Millimeter dünner Streifen vom Umschlage glatt abgeschnitten wird. Die ganze Handhabung geschieht mit einer Hand und blitzschnell.

Dieser neue Brieföffner hat sich sehr rasch eingebürgert und überall, wo auf kaufmännische Exaktheit und Zeitersparnis gesehen wird, große Anerkennung gefunden.



Tom der Briefauffschlißer.

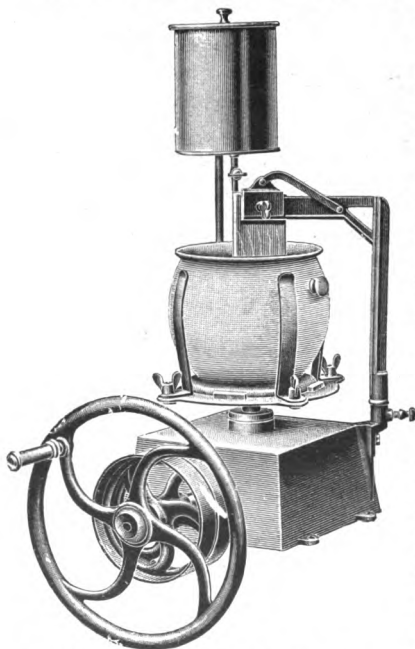
Es ist kein Zweifel, daß der vielbeschäftigte Geschäftsmann statt der althergebrachten Methode gern zu diesem modernen Hilfsmittel, das gleichzeitig auch als Briefbeschwerer benützt werden kann, greifen wird.

II. Mayonnaiserührmaschine „Triumph“.
— Mit der umstehend abgebildeten Rührmaschine geben wir einen Rührapparat wieder, der eine außerordentlich rasche und saubere Zubereitung schmackhafter Mayonnaisen, Salate und so weiter gewährleistet.

Die Mayonnaiserührmaschine „Triumph“ ist nach dem Urtheil hervorragender Küchenchefs das Beste, was bisher in den Handel kam, und wird jetzt in Hunderten von Küchen mit großem

Erfolge verwendet. In wenigen Minuten liefert diese Maschine jeden Posten Mayonnaise in delikatester Zubereitung. Salate werden gründlich durchgemischt, Teige gleichmäßig und gut geknetet.

Ein über dem Rührtopf angebrachter Öltopf mit Ablauf-



hahn führt der Speise selbsttätig so viel Öl zu, als nötig ist. Die Maschine besitzt einen geräuschlosen Gang, sie arbeitet außerordentlich leicht durch Kugellager, welche auch einen schnellen Betrieb ermöglichen. Der Apparat bedeutet eine große Zeitersparnis für das bedienende Personal, sämtliche Teile, die von den Speisen berührt werden, sind leicht lösbar und können deshalb gründlich gereinigt werden. Diese Rührmaschine ist von großer Bedeutung für jede größere Küche, für Hotels, Anstalten, Sanato-

Mayonnaiserührmaschine „Triumph“.

rien, wegen der vielseitigen Verwendbarkeit, da sie Mayonnaise herstellt, Salate mischt, Kuchenteig knetet, rührt und so weiter. Sie wird hergestellt durch das Eisenwerk für hauswirtschaftliche Maschinen Louis Paul & Co. in Radebeul bei Dresden.

Nelsons Ahnung. — Der berühmte englische Maler Benjamin West ist vor allem bekannt geworden durch sein groß-

artiges Gemälde „Nelsons Tod“. Sonderbar ist die Geschichte des Ursprungs dieses Gemäldes.

Unmittelbar bevor Lord Nelson seine letzte Ausfahrt antrat, wurde ihm zu Ehren ein großes Fest gegeben, bei welchem Benjamin West sein Tischnachbar war. Bedauernd äußerte der kühne Seemann, daß er für die bildenden Künste nicht allzuviel Verständnis und Würdigung habe. Darin sei er bei seiner Erziehung eben zu kurz gekommen. „Aber,“ fügte er lebhaft hinzu, „es gibt doch ein Bild, dessen gewaltigem Eindruck ich mich nie entziehen kann. Sobald ich an irgend einem Kunstladen vorübergehe, worin ein Stich oder Abdruck von Ihrem ‚Tod Wolfes‘ ausgestellt ist, bleibe ich ganz gewiß stehen und erhebe mich an seinem Anblick. Wie kommt es nur, daß Sie Ihr außerordentliches Talent nicht häufiger in derartigen Szenen versuchten?“

„Es gibt ihrer leider nicht mehr, Mylord,“ lautete die Antwort des Künstlers.

„Das ist richtig — daran habe ich nicht gedacht,“ gab Nelson nachdenklich zu.

Der Maler unterbrach sein sinnendes Schweigen mit der Bemerkung: „Ich fürchte übrigens, daß früher oder später Ihre Unerforschtheit mir ein ähnliches Thema, einen nicht weniger würdigen Gegenstand für meinen Pinsel liefern wird. Sollte der Fall eintreten, so werde ich ihn mir ohne Zweifel nicht entgehen lassen.“

„Wollen Sie das wirklich?“ vergewisserte sich Nelson, und als West die Frage mit Entschiedenheit bejaht hatte, stieß er lebhaft mit ihm an und sagte, nachdem er sein Glas geleert hatte: „Dann müßte ich eigentlich in Ihrem Interesse hoffen, daß ich Ihnen gleich in der nächsten Schlacht die gewünschte Gelegenheit gebe. Ich glaube sogar, daß es so werden wird.“

In den nächsten Tagen stach Nelson mit seiner Kriegsflotte wieder in See, um die französisch-spanische Flotte anzugreifen. Er errang den bewundernswerten Seesieg bei Trafalgar (21. Oktober 1805). Dabei wurde ihm der ahnungsvolle Wunsch bei jenem Abschiedsbankett erfüllt: er fiel im Kampfe.

Benjamin West machte sein Versprechen wahr und nahm

Nelsons Tod zum Gegenstand eines seiner bedeutendsten und verbreitetsten Gemälde. C. D.

Prinz Maus. — Die meisten Tierliebhaber, die ein Vergnügen daran finden, in ihrem Zimmer Tiere zu halten, sind der Meinung, auch Tierfreunde zu sein, und glauben, alle ihre Pflichten den Tieren gegenüber erfüllt zu haben, wenn sie ihnen gutes Futter geben. Die eigene Bequemlichkeit, die eigenen Bedürfnisse und Gewohnheiten dürfen aber keinesfalls beeinträchtigt werden, und sie erwägen nicht, ob diese Rücksichten auf das liebe eigene Ich nicht in schwerem Widerstreit stehen mit den Lebensbedürfnissen der Tiere, als deren Freunde sie gerne gelten wollen.

Ein solch hervorragendes Lebensbedürfnis, dessen Befriedigung für manche Tiere dem Nahrungsbedürfnisse nahezu gleichkommt, ist die Bewegung. Wie schwer aber wird, insbesondere in großen Städten, in dieser Beziehung schon gegen den Hund, den besten Freund des Menschen, gesündigt, und zwar nur aus Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit. Eine Fülle von Störungen und Krankheiten, welche bei stets im Zimmer gehaltenen Hunden bemerkbar werden, sind einzig auf empfindlichen Mangel an ausgiebiger Bewegung zurückzuführen.

Ebensowenig denken die Freunde von Stubenvögeln daran, welche Lust und welcher Genuß es diesen Tierchen ist, möglichst oft aus dem engen Bauer entlassen zu werden, um in der Stube herumzuflattern, statt fortwährend in der engen Haft des Käfigs zu schmachten, in dem sie über die dürftige hüpfende Bewegung von Sprosse zu Sprosse nicht hinaus können.

Doch das geht immerhin noch, insbesondere bei solchen Stubenvögeln, welche im Käfig zur Welt gekommen und im Laufe von Generationen solcher Züchtung jeden Freiheitsinstinkt, jedes stärkere Bewegungsbedürfnis verloren haben; viel empfindlicher ist es bei den eigentlichen Waldfängern, deren Züchtung im Käfig selten gelingt. Diesen liegt das wilde Freiheitsbedürfnis im Blut und sollte, so viel als nur immer möglich, befriedigt werden.

Mehr aber noch als bei den kleinen Waldfängern, welchen

ja bereits mit einem genügend großen Käfig wesentlich geholfen werden kann, sollte man bei einem anderen niedlichen Tiere des Waldes, dem *Eichläzchen*, daran denken, wie schwer es die freie Bewegung entbehrt, weil seine ganze Lebensweise mit einem ewigen Hüpfen und Klettern, Laufen und Springen verbunden ist. Das ständige Halten solcher Tiere im Käfig ist geradezu eine Grausamkeit, und diese Grausamkeit wird nur scheinbar gemildert, wenn man dem Tiere einen Käfig mit dem bekannten zylinderförmigen Rade gibt, das ihm die natürliche Bewegung durch eine schwindelerregende Drehbewegung ersetzen soll. Der Umstand selbst schon, daß man nach einem solchen Aushilfsmittel suchte, um dem unbändigen Bewegungsbedürfnis des *Eichläzchens* halbwegs zu genügen, beweist, daß es in einem engen, starren Käfig auf die Dauer überhaupt nicht zu erhalten wäre, daß es unbedingt Freiheit und Mannigfaltigkeit der Bewegung haben muß. Man weigert ihm die Freiheit, indem man gegen dieses unsagbar liebenswürdige und treuherzige Tierchen voll Wiß, Übermut und neckischer Laune, dessen Anhänglichkeit an den Menschen sich zu leidenschaftlicher Zärtlichkeit steigert, herbe Anklagen erhebt. Man schilt es als einen böartigen Zerstörer alles dessen, was in einem Zimmer nicht aus Stein, Eisen oder Glas ist; man behauptet, es zernage Stiefel und Schuhe, es verderbe oder beschädige die Möbel, zerreiße die Vorhänge an den Fenstern, nichts sei vor ihm sicher, denn es habe „den Teufel im Leibe“, und dieses Teufels wegen müsse man es gefangen halten, um sich vor fortwährendem Ärger und Schaden zu bewahren.

Von alledem ist nur eines wirklich wahr: den Teufel im Leibe hat das *Eichläzchen*, aber es ist kein böartiger, sondern nur ein lustig-mutwilliger Teufel. Dabei besitzt es einen hohen Grad von Verständnis und Intelligenz, es ist der Erziehung zugänglich, und seine Zerstörungsfreudigkeit läßt sich fast völlig vertreiben.

Ich selbst besaß ein *Eichläzchen* mehrere Jahre und hielt es nicht im Käfig, weil das meinem Gefühl widerstrebte. Der Schaden, den es mir in dieser Zeit verursachte, belief sich kaum auf einige Groschen, und ich trennte mich von dem reizenden

Gesellen nur, um ihm völlig die Freiheit zu schenken. Wie schwer mir dies wurde, wie sehr mir das Tierchen ans Herz gewachsen war, und daß nur zwingende äußere Umstände mich dahin bringen konnten, es von mir zu lassen, wird man vielleicht begreiflich finden, wenn es mir gelingt, das Wesen des Tierchens und das eigenartige Verhältnis zu schildern, in welches wir zueinander traten.

Ich erwarb das Tierchen während eines Sommeraufenthaltes auf dem Lande von einer Förstersfrau, die es eben aus dem Neste genommen hatte. Zusammengerollt hatte es damals in der hohlen Hand Raum genug, war noch willenlos und verstand nicht einmal, sich selbst zu nähren. Mit warmer Milch, die es meiner Frau vom Finger sog, zogen wir es auf, bis es klug genug war, selbst in das Schüsselchen zu greifen — die Eichhähchen gebrauchen die Vorderfüße als Hände — und eingeweichte Milchsemmel zu verpeisen. Schon nach acht Tagen war es daran gewöhnt, und diese Nahrung schlug ihm so trefflich an, daß es zusehends kräftig und lebhaft wurde und schon damals begann, Pössen zu treiben. Ich war zu jener Zeit mehrere Tage bettlägerig und hatte meine Freude daran, das graziose, reizende Tier zu mir zu nehmen und mit ihm zu spielen. „Prinz Maus“, wie wir das Tierchen nannten, fand das ganz nach seinem Geschmack. Das große Bett schien ihm so recht geeignet zum Herumtollen; bald fuhr es über die Kopfkissen hin, bald war es beim Fußende, bald kroch es unter der Decke herum oder lief mir über Brust und Hals und Arme; dann ging es über das Nachttischchen, trank aus meinem Glase, naschte vom Kompott, das da stand, spielte mit Uhr und Kette, warf die Streichhölzer durcheinander, und schließlich huschte es dann unter die Decke zu meinen Füßen, um zu schlafen. Bei Tag ließ ich letzteres auch zu, bei Nacht aber hielt ich das Tier in einem anderen Zimmer in einem sorglich ausgepolsterten Körbchen, das es als seine eigentliche Wohnung betrachtete.

So schlossen wir Freundschaft miteinander, und die Freundschaft wuchs immer mehr, als ich wieder ausgehen konnte. Immer wollte „Prinz Maus“ um mich sein, kletterte gern an mir herum und schlüpfte in die Seitentasche meines Rockes,

um sich darin von mir spazieren tragen zu lassen. Es blieb in seiner Tasche, guckte neugierig in die Welt hinaus, und ich konnte mit ihm in den Garten, ja selbst in das Gasthaus gehen, ohne daß es sein Versteck verlassen hätte. In dieser ersten Zeit konnte es übrigens mit seinen langen bernsteingelben Nagelzähnen noch kein Unheil stiften, weil es noch nicht hoch zu springen, also auch auf Tische und Stühle nur ausnahmsweise zu gelangen vermochte.

Da kam der Herbst heran, wir kehrten wieder in die Stadt zurück und das Eichläzchen, in seinem Korbe wohl verschlossen, mit uns. Allein schon dieser erste Versuch, es in Haft zu halten, wurde von dem Tierchen sehr übel aufgenommen, und es benützte die Zeit der Übersiedlung, um in die Seitenwand des Korbes ein nußgroßes Loch zu beißen. In unserer Stadtwohnung aber tollte es gleich am ersten Tage herum, als sei es hier ständig gewesen, und bald mußten die Vorhänge, die Tischdecken, deren Troddeln ziemlich tief hingen, dem kleinen Ungeheuer alles zugänglich machen: Tisch und Schreibtisch, Schrank und Büchergestell. Seine Zähne versuchten sich ebenso an Einbänden wie an Federhaltern, ebenso an meinen Manuskripten wie an meinen Zigarren, welche es mit einer an Zauberei grenzenden Schnelligkeit in ein Häufchen Rauchtobak verwandelte. Verscheuchte man es von dem einen Gegenstande, so hatte es gleich wieder an anderer Stelle einen anderen gefunden, und die Wahrnehmung, daß mich das erregte, schien es nur zu immer tollerem Unfug anzueifern — „Prinz Maus“ hatte den Teufel im Leibe, das war unzweifelhaft, und halb mit Lachen, halb mit Ärger überlegten wir, wie Rat zu schaffen sein würde.

Vorläufig wurden alle Gegenstände, die vor dem Tierchen nicht sicher waren, eingeschlossen, und als die Nacht kam, das Eichläzchen in seinen Korb gesetzt, dann der Deckel darauf festgebunden. Später wollten wir ein großes Taubenhaus mit Oberstock vom Boden herabbringen und von nun an „Prinz Maus“ darin einlogieren.

Ich kleidete mich nun aus, legte mich zu Bett und hörte stillbelustigt zu, wie das kleine Teufelchen in seinem Korbe

herumrumorte, nagte, knackte und biß. Plötzlich trat Ruhe ein, und ich wollte schon das Licht löschen, da tauchte auf meiner weißen Bettdecke der fuchsrote „Prinz Maus“ auf und guckte mich lustig mit seinen dunkeln glänzenden Augen an. Dann kam er leise zu mir herauf, ließ sich von mir streicheln, unterwarf alle Gegenstände auf dem Nachttischchen noch einer Untersuchung und schlüpfte dann zu meinen Füßen unter die Decke, wo er schlief, bis der helle Tag ins Zimmer sah.

In dieser Weise erlebte das Tier die Frage seiner künftigen Schlafstelle gleich in der ersten Nacht, und da es mich in der Tat gar nicht störte, und auch meine Besorgnis, ich könnte es erdrücken, offenbar unbegründet war, so ließ ich es dabei bewenden. Die Nacht sollte es bei mir sein, den Tag aber möglichst viel in seinem Taubenhaus. Doch da hatte ich gleichfalls die Rechnung ohne den Willen von „Prinz Maus“ gemacht. Als wir das Taubenhaus instand gesetzt hatten und nun das Eichläschen hineinschlossen, da gebärdete sich das Tierchen derart unbändig, daß ich gleich am ersten Tage zur Überzeugung gelangen mußte, es werde so nicht gehen.

Ich beschloß also, mit den gegebenen Tatsachen zu rechnen und mich mit dem Tiere so einzurichten, wie es seine Natur erheischte. Auf ein bißchen Einsicht von seiten des Tierchens selbst durfte ich doch auch rechnen. Ich ordnete daher meinen Schreibtisch und was sonst an kleineren Gebrauchsgegenständen im Zimmer war, so an, daß „Prinz Maus“ kein Unheil anrichten konnte. Schriften, Bücher und dergleichen schloß ich immer sofort ein, wenn ich sie aus der Hand legte, und für meine Zigaretten richtete ich mir gleichfalls eine besondere Lade ein und gewöhnte mich daran, sie nicht offen zu lassen. Diese peinliche Ordnung, welche mir bald selbst sehr zugute kam, wurde mir ungemein rasch zur zweiten Natur, zumal das Eichläschen ein scharfer Mahner war, welcher jede Blöße sofort auszunützen wußte.

So geschah es einmal, daß ich einen wichtigen Brief erhielt, während ich an einem bereits recht stattlich gewordenen Manuskript arbeitete. Ich ging für eine Minute ins andere Zimmer, um meiner Frau von dem Briefe Kenntnis zu geben, und als

ich zurückkam, war „Prinz Maus“ bereits in vollster Thätigkeit, die Schärfe seiner Zähne an meiner Arbeit zu erproben. Das war mir eine Mahnung für künftige Fälle, denn nicht das Tier, sondern ich trug die Schuld. Ich dachte nämlich logisch. Ein anderes Mal brachte ich eine Schachtel mit Puder nach Hause. Mein Eichelhägen erwartete mich bereits am Schrank bei der Thür, und wie ich ins Zimmer trat, saß es mir auch schon auf der Schulter. Das war selbstverständlich, denn wenn ich fortging, erwartete es mich stets mit großer Sehnsucht, und mich in der geschilderten Weise zu begrüßen, hielt es für sein gutes Recht. Ich legte nun ab, und das Eichelhägen sprang auf den Tisch; als ich nach Sekunden mich ihm wieder zuwandte, hatte es bereits die Papierhülle von der kleinen Holzschachtel losgerissen und machte Miene, nun auch die Schachtel selbst in Angriff zu nehmen. Meine Frau kam herein, und es begann eine wilde Jagd nach der Schachtel, welche das Tierchen in der Schnauze hielt und nun mit fabelhaftem Geschick unseren Verfolgungen zu entziehen wußte. Die Sache war lustig bei allem Ärger, und erst, als „Prinz Maus“ völlig atemlos war, ließ er sich fangen und gab die geraubte Schachtel frei.

Solche Episoden konnten jedoch das gute Einvernehmen nicht stören, sie wurden in dem Grade seltener, als ich mich gewöhnte, bei allem, was ich tat, meines übermütigen Zimmergenossen zu gedenken. Auf der anderen Seite bewährte sich auch das Eichelhägen. Da ich ihm gar keinen Zwang auferlegte, befreundete es sich bald mit seinem großen Haus und brachte dort, in seiner Weise spielend, oft Stunden mäuschenstill zu.

Wenn des Morgens rein gemacht und überhaupt, wenn die Fenster geöffnet wurden, ließ es sich ganz gutwillig einschließen, weil es wußte, daß es wieder freigelassen wurde, wann es wollte. Ja, wenn es mitunter in seinem Übermut mit mir allzuviel Unsinn trieb, und ich Ruhe haben wollte, so genügte es, wenn ich ihm ein paarmal auf den Schwanz klopfte und es auszankte, wie man ein ungezogenes Kind auszankt. Dann knurrte es, war beleidigt und schlüpfte in sein Taubenhaus.

In allem aber, was ich that, um dem Tierchen die unentbehrliche Freiheit möglichst zu gewähren, lag nichts, was ein wirkliches Opfer genannt werden konnte und nicht wettgemacht wurde durch das Vergnügen, das liebenswürdige und graziose Tier um mich zu haben. Wie viele heitere Momente verdankten wir ihm! Wie reizend war es, wenn es abends, beim Nachtmahl, an mir heraufkletterte und sich von den Nüssen, Äpfeln und Backwerk seinen Anteil erbettelte, wie köstlich, wenn es sich am Glase aufrichtete und oft tief hinabtauchte, um auch etwas von dem Weine zu naschen! Und welches Vergnügen war's, seinen meisterlichen Kletterübungen am Vorhang zuzusehen oder die kühnen Sprünge zu beobachten, die es oft von weit entfernten Möbelstücken aus machte! Ich muß sagen, daß von allen Tieren, die ich besaß, Hunde, Katzen, Stallhasen, Vögel und so weiter, das Eichkätzchen das munterste, das liebenswürdigste und sauberste war, und was Anhänglichkeit, was Sehnsucht nach dem Menschen betrifft, nur mit dem Hunde in eine Linie zu stellen war.

Nach einigen Jahren mußte ich meinen Wohnsitz in einer anderen Provinz nehmen, und da entschloß ich mich, dem Tierchen seine Freiheit zu geben. Ich nahm es mit in den Wald, ließ es dann los, und im selben Augenblick schon war es auf einer hohen Eiche verschwunden. Ich ging zurück, und da merkte ich bald, wie es mir von Baum zu Baum nachhüpfte, bis es, am Waldesrande angekommen, auf dem letzten sitzen blieb und mir wehmütig nachschaute. Auch ich vermochte ein Gefühl der Wehmut nicht zu unterdrücken. D. G.

Der Pranger im Theater. — Das frühere englische Strafgesetzbuch kannte für gewisse Vergehen die Prangerstrafe, die öffentliche Zurschaufstellung eines Missetäters, der man eine ganz bedeutende erzieherische Wirkung beimaß. Diese Strafe wurde besonders häufig bei Wucherern und Betrügern angewandt.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebte nun in London ein Mann namens Wingate, der allgemein als gefährlicher, aber ebenso vorsichtiger Halsabschneider verhaßt war. Endlich gelang es, ihn vor den Strafrichter zu bringen. Ganz

London freute sich schon auf seine Verurteilung — leider zu früh. Advokatentünfte und ein Meineid, den er kaltblütig schwor, retteten den Wucherer vor dem Pranger. Am Abend des Verhandlungstages erschien Wingate sogar mit bodenloser Frechheit in einer der vordersten Logen des James Foote-Theaters, ohne sich um die verächtlichen Blicke und die Stichelreden des Publikums auch nur im geringsten zu kümmern.

James Foote, bekanntlich einer der berühmtesten englischen Schauspieler, hatte Wingate von der Bühne aus jedoch kaum erblickt, als er sich die Nase zubielt und seinen Mitspieler fragte: „Haben Sie nicht eine Priße bei sich?“

Betroffen sieht ihn der Schauspieler an.

„Schade, schade!“ extemporiert Foote weiter. „Ich hätte doch einen falschen Eid darauf geschworen, daß es hier furchtbar nach faulen Eiern riecht, gerade so, als ob hier einer im Theater ist, der eben vom Pranger kommt und mit diesen stinkenden Wurfgeschossen ordentlich bombardiert worden ist.“

Bei diesen nicht mißzuverstehenden Andeutungen sah Foote den Wucherer in der Loge mit herausfordernden Blicken an, und der größte Teil der Zuschauer verstand diese Improvisation sofort. Es entstand ein furchtbarer Tumult, und Wingate konnte sich vor der Wut des Publikums kaum aus dem Theater retten. Wenige Tage nach diesem Vorfall war er für immer aus London verschwunden.

W. R.

Die erste eingleisige Eisenbahn. — Die erste eingleisige Eisenbahn nach dem System Brennan ist in Gillingham in der englischen Graffschaft Kent angelegt worden. Der Wagen der Bahn ist 22 Tonnen schwer und bewegt sich auf vier Rädern, die in einer Linie stehen und nur auf einer einzigen, gewöhnlichen Schiene laufen. Das Gleichgewicht des Wagens wird durch sich außerordentlich schnell drehende Kreisel erhalten, die sich in dem überdachten Führerstand befinden, wo auch die elektrischen Apparate zur Fortbewegung des Wagens untergebracht sind. Der Wagen ist 12 Meter lang, 3 Meter breit und bis zum Dach 4 Meter hoch. Vorläufig ist er mit einem Motor von 20 Pferdekraften ausgestattet und kann Steigungen von 1 : 13 überwinden. Seine Schnelligkeit

beträgt 32 Kilometer in der Stunde. Jeder der beiden Kreisel wiegt 15 Zentner und macht 3000 Umdrehungen in der Minute.

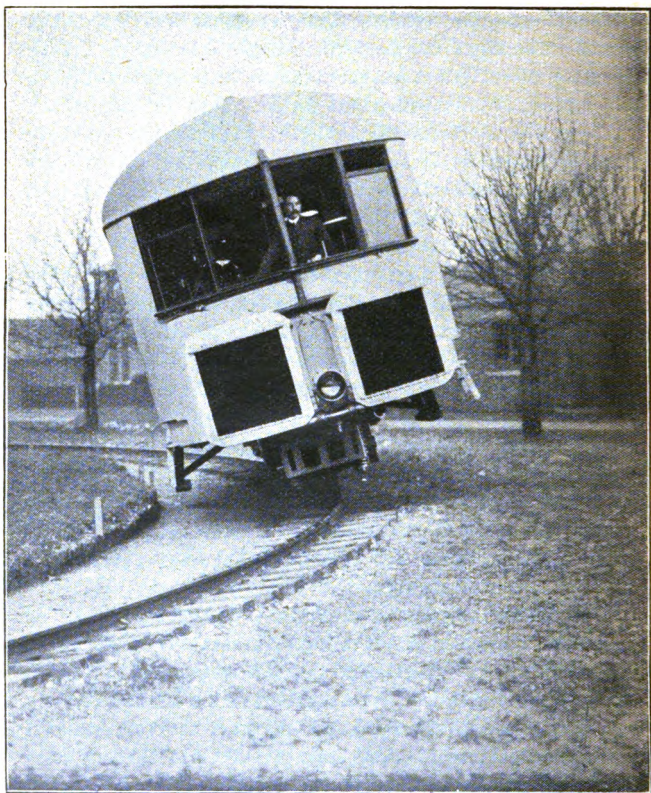


Photo: Sport & General.

Die erste eingleisige Eisenbahn.

Der Wagen ist bei seinen Fahrten schon mit vierzig Personen besetzt gewesen. Sie konnten sich nach Belieben bewegen und zusammendrängen, ohne daß die Lage des Wagens verändert wurde. Nur bei Kurven neigt er sich nach der inneren Seite

der Kurve. Dafür fällt aber alles Stoßen fort, das sonst gerade an diesen Stellen aufzutreten pflegt. Um bei irgendwelchen Zwischenfällen ein Umkippen des Wagens zu verhindern, ist er seitlich mit Stützen versehen. Bewährt sich das System auf die Dauer, so wird dadurch der Bau von Kleinbahnen und Straßenbahnen, weil nur die Legung einer einzigen Schiene nötig ist, wesentlich verbilligt werden. Th. S.

Heinrich Heine und Bellini. — Als Heine in Paris lebte, verkehrte er fast mit allen dort ansässigen Künstlern. Im Hause der Prinzessin Belgiojoso traf sich das vornehme Paris und die Geistesaristokraten, und hier wurde auch Heinrich Heine oft eingeladen, ebenso der damals in Paris lebende italienische Komponist Bellini.

Dieser hatte für Heinrich Heine absolut keine Sympathie. Er erklärte stets, Heine sei ihm wegen seiner stechenden Augen unheimlich; es scheine ihm, als wenn er mit dem Bösen im Bunde sei.

Heine wußte davon, und wo er nur mit Bellini zusammentraf, machte er sich in seiner Weise über ihn lustig.

Einmal spielten Bellini und Heine zusammen Billard. Heine überlegte nicht lange und spielte flott darauf los, Bellini dagegen dachte immer erst reiflich nach, wie er am vorteilhaftesten die Bälle anspielen konnte.

Da verlor Heine die Geduld und sagte zu Bellini: „Machen Sie doch, daß wir vorwärts kommen! Sie dürfen nicht so viele Zeit verlieren! Wissen Sie denn nicht, daß alle genialen Komponisten jung gestorben sind?“

Bellini legte ganz erschrocken den Billardstock aus der Hand und sagte zu den Umstehenden mit ängstlicher Stimme: „Nun hört bloß, was dieser schreckliche Mensch da wieder mit mir macht! Er weiß doch ganz genau, daß ich so etwas nicht hören kann.“

Heine, der grausame Spötter, hatte aber mit seinem ersten Scherz noch nicht genug und sagte zu Bellini lachend: „Ich möchte bloß wissen, warum Sie sich so aufregen. Ich weiß doch tatsächlich nicht, ob Sie wirklich zu den genialen Komponisten gehören!“

U. M.

Ein Vulkan als Glasschmelzofen. — Auf der zu den Philippinen gehörigen Insel Negros erhebt sich der heute noch tätige Vulkan Canloon. Auf der Südseite des Berges in halber Höhe entquillt einer Felspalte unausgesetzt ein flüssiger Lavaström, der in der Hauptsache aus Vulkanglas, einem in allen Farben spielenden durchsichtigen Gemenge, besteht. Dieses flüssige Vulkanglas benützten die Eingeborenen seit langen Jahren zur Herstellung der verschiedenartigsten Gegenstände, indem sie den Lavaström zu einfachen, aus fettem Lehm hergestellten Formen hinleiteten und sich so ohne große Mühe Schalen, Flaschen und Kochtöpfe herstellten, die sich durch große Haltbarkeit auszeichneten.

Als die Philippinen in amerikanischen Besitz übergingen, nahm diese mühelose Industrie plötzlich einen ungeahnten Aufschwung. Eine amerikanische Naturforschere Expedition, die zur Untersuchung des Canloon abgeschickt worden war, brachte die Kunde von der Benützung des Vulkanes als Glasschmelzofen nach Manila. Sofort machte sich ein findiger New Yorker namens Sattelmann, der in Manila eine Handelsniederlassung besaß, diese Entdeckung zunutze. Er pachtete von der Regierung das Recht, das flüssige Vulkanglas für seine Zwecke verwenden zu können, und errichtete in der Nähe der Lavaquelle eine große Fabrik, in der jetzt aus Vulkanglas nicht nur Ofentacheln, große gläserne Behälter und kleinere Glasachen, sondern auch Pflastersteine und Trottoirplatten hergestellt werden. Vielfach haben besonders stark gegossene Platten auch bei dem Bau der neuen Festungswerke von Manila zur Eindeckung von Geschütztürmen Verwendung gefunden, da sie fast ebenso widerstandsfähig wie stählerne Panzerplatten, dabei aber bedeutend billiger sind.

Der Vulkan Canloon hat auch eines der interessantesten Stücke für das in Manila neugeschaffene Museum geliefert. Die oben erwähnte Naturforschere Expedition fand nämlich unweit der Krateröffnung des Canloon die Leiche eines Eingeborenen, die von einem längst erkalteten Vulkanglaslavaström vollständig eingeschlossen war und sich bei der Durchsichtigkeit der Lavamasse noch deutlich erkennen ließ. Man nimmt an, daß dieser

Leichnam weit über dreihundert Jahre in seinem merkwürdigen, völlig luftdicht verschlossenen Sarge liegen muß, was aus den noch vorhandenen Resten der Kleidung und einer keulenartigen, reich verzierten Waffe in der Hand des Toten hervorgeht. Wahrscheinlich ist dieser Eingeborene einst beim Besteigen des Vulkans durch giftige Dämpfe, die aus der Krateröffnung emporstiegen, betäubt und bei einem gleichzeitig erfolgten Ausbruch durch die Lavamasse eingeschlossen worden.

Die Mitglieder der Expedition sorgten dafür, daß das die Leiche umgebende Lavastück vorsichtig herausgemeißelt und losgesprengt wurde. Jetzt hat diese seltsame Mumie einen Platz in dem Museum von Manila in dem großen Hauptraum gefunden.

W. R.

Schwieriges Malen. — Der polnische Maler Joseph Chelmonski hat einen großen Teil seines Lebens in Konstantinopel zugebracht. Er war daselbst der Leibmaler des Sultans Abd ul Asis. Über die Art, wie dieser die Kunst auffaßte, erzählt der Maler folgendes drollige Geschichtchen.

Eines Tages lag Chelmonski an einem heftigen Anfälle von Cholera zu Bette. Abd ul Asis, der das Bedürfnis empfand, sich wieder einmal abtonterfeilt zu sehen, ließ ihn zu sich bescheiden. Der Maler ließ sich damit entschuldigen, daß er krank sei. Darauf kam ein Pascha an sein Lager und sagte: „Seine Majestät wünscht Sie zu sehen und Sie müssen gehorchen!“

„In meinem Zustande ist nicht daran zu denken.“

„Ich habe den Auftrag,“ erwiderte darauf der Pascha, „Sie lebend oder tot vor Seine Majestät zu bringen.“

Sprach's und ließ den Porträtmaler auf einem gewissen Stuhle in den kaiserlichen Palast tragen. Und auf diesem Stuhle vollendete der kranke Künstler mit zitternder Hand das verlangte Porträt.

E. S.

Toilettenkünste der Tunesinnen. — Die Orientalinnen übertreffen in der Kunst, schöner zu scheinen, als sie in Wirklichkeit sind, und in der gleichwertigen Kunst, sich in Wolken von Wohlgerüchen zu hüllen, die modernsten Pariserinnen.

Charles Jéniaux verrät im „Figaro“ einige Toilettengeheimnisse der tunesischen Frauenwelt. Das Waschen, Ankleiden, Schminken und so weiter nimmt bei der Tunesin täglich einige Stunden in Anspruch, was übrigens bei den Damen der zivilisiertesten Völker mitunter auch der Fall sein soll. Eine Dienerin, mit Handschuhen aus Ziegenleder bewaffnet, reibt vor allem den Körper der Herrin mit Lefal ab — das ist eine Art pulverisierte Tonerde, die, mit Veilchen, Rosen und Maiblumen gemengt, einen Sommer lang den Sonnenstrahlen ausgefetzt war. Wenn die Erde den Duft der Blumen aufgefogen hat, wird sie in einem mit Jasminwasser angefeuchteten Mörser so lange zerrieben, bis sich eine weiche Paste bildet, die leicht in die Poren eindringt. Die Haut wird dadurch weich wie Seide, glänzend wie Marmor und duftet „wie ein Garten im Frühling“.

Aber das ist noch nicht alles. Ein aus Zucker und Zitronen hergestellter Saft wird angewandt, um die Härchen vom Gesicht und von den Händen zu entfernen, eine schwierige und schmerzhafteste Operation. Hierauf wird das Gesicht mit Ruchererbsefmehl, das durch Nelken parfümiert ist, frottiert. Nun tritt die Schenuda in Tätigkeit, eine mit Ambra versetzte Pomade, welche die Schmerzen lindert. Endlich wird die Gesichtshaut mit einem Elixir bearbeitet, dessen wesentlichste Bestandteile Essenzen von Rosen, Jasmin, etwas Zibet, Ambra und Moschus sind. Dann werden die Augen hergerichtet. Pulverisiertes Antimon mit Roseneffenz gemischt wird an der Sonne getrocknet, dann mit geriebenen Moschustörnchen, Korallenkügelchen und Perlen versetzt und mit den Überresten einer in Öl verbrannten Fledermaus vermengt. Das kostbare Augenverschönerungsmittel wird mit einem parfümierten Moestäbchen zwischen den Wimpern aufgetragen, was die Augen mystisch glänzend erscheinen läßt. Die Brauen verbessert man mit Hilfe einer Tinktur, die aus verkohlten Lannenzapfen, aus Gewürznelken und Graphitstift entstanden ist. Hierauf folgen noch drei Manipulationen: das Färben der Hände mit Hennapomade, die Belebung der Lippen durch rote Farbe, das Einpudern des Halses.

Aus dieser Beschreibung geht wieder einmal hervor, daß schön zu scheinen viel schwieriger ist, als schön zu sein. O. v. B.

Ein sichtbarer Fuß. — Der Vater der Malibran, der berühmte Sänger Garcia, war so jähzornig, daß er sich sogar mit seiner oben genannten noch berühmteren Tochter entzweite. Jahre hindurch waren Vater und Tochter böse aufeinander.

Da wurde eines Tages „Othello“ gegeben. Garcia sang die Titelrolle und die Malibran die Partie der Desdemona. Die Malibran sang wie immer bewundernswert. Der Vater wollte sich von der Tochter nicht überbieten lassen, raffte seine ganze Kraft zusammen und erinnerte durch seine hinreißende Leistung an seine besten Tage.

Als der Vorhang nach dem ersten Akte fiel und sich infolge des donnernden Beifalls gleich darauf wieder hob, da bot sich ein merkwürdiges Schauspiel dar: Desdemona war beinahe so schwarz geworden wie Othello. Vater und Tochter hatten sich nämlich in der freudigen Bewegung über den beiderseits errungenen Erfolg versöhnend umarmt und seit Jahren wieder zum ersten Male innigst geküßt.

Das Publikum verstand, und ein Beifallssturm erhob sich — noch größer als der erste. E. T.

Eine poetische Beerdigungssitte bestand bis in die neueste Zeit bei dem südamerikanischen Stamme der Senitaindianer. Starb bei ihnen ein junges Mädchen, so wurden eine Anzahl junger Vögel eingesperrt, bis sie zum ersten Male ihre Kunst im Gesange versuchten. Dann trug man die gefiederten Sänger auf das Grab der Verstorbenen und schenkte ihnen die Freiheit. Man war überzeugt, daß die kleinen Liebesboten nicht eher die Flügel falteten und die Augen schließen würden, bis sie im Lande der seligen Geister angekommen seien und ihre Botschaft überbracht haben würden. Da jeder Verwandte und Freund diese Sitte übte, so sah man nicht selten ein halbes Hundert solcher Liebesboten von dem Grabe aufplattern. O. Th. St.

Ein Student, der sich dem Teufel verschrieben hat. — In den Senatsprotokollen der Universität Tübingen findet sich folgender Vermerk: „Am 11. Dezember 1596 wird dem Senat

angezeigt, ein Student namens Leipziger habe sich dem Teufel verschrieben unter der Bedingung, daß dieser ihm aus seiner ewigen Geldverlegenheit helfe. Leipziger wird in Untersuchung gegeben und gesteht, sich mit dem Teufel auf zwei Jahre eingelassen zu haben. Er wird zu vierzehn Tagen Karzer verurteilt, ihm aber für ein halbes Jahr, abgesehen vom Besuch der Kirchen und Vorlesungen, Hausarrest gegeben, außerdem wird ihm empfohlen, sich von seinen Verpflichtungen dem Teufel gegenüber ehestens zu lösen.“

Mz.

Tolstoj und der Schuzmann. — Von dem großen russischen Dichter Leo Tolstoj wird folgende niedliche Geschichte erzählt. Er ging eines Tages durch eine der Hauptstraßen Moskaus, als ein kleiner Volksauflauf seine Aufmerksamkeit erregte. Er trat heran und sah jetzt, wie ein Schuzmann einen Betrunknen in nicht gerade sanfter Weise vor sich her schob. Tolstoj blieb stehen und betrachtete die Szene einen Augenblick, dann ging er auf den Schuzmann zu und sagte mit erhobenem Zeigefinger: „Kannst du lesen?“

„Ja,“ antwortete der Schuzmann.

„Hast du die Bibel zu Hause auf deinem Bücherbrett stehen?“

„Ja,“ lautete die Antwort.

„Nun gut. Dann gehe nach Hause und lies das Gebot, das dir sagt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

Der Schuzmann blickte etwas erstaunt drein. Dann aber hob er den Zeigefinger und fragte: „Kannst du lesen?“

„Gewiß,“ entgegnete Tolstoj.

„Hast du zu Hause in deinem Bücherschrank die Instruktion für die Schuzmannschaft?“

„Nein,“ antwortete Tolstoj.

„Nun, dann kaufe sie und lies nach, was dort im Paragraph 18 über die Verhaftung betrunkenen Personen steht,“ sagte der Schuzmann und setzte mit dem Berauschten ruhig seinen Weg nach der nächsten Wache fort. B. M.

Die größte Auswahl
Seidenstoff-Neuheiten

für Roben, Blusen etc. bieten
 die neuen Musterkollektionen der

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)

Ware portofrei verzollt ins Haus. Muster ungenhend.

Combin. ORGEL-HARMONIUMS

mit wirklich. Pfeifenorgelklang.
 Katal. frc. **P. Neuschild, Weimar 7.**

Praktische Gelegenheits-Geschenke.

Neu eingeführt.



Hoflieferant

Rioja-Bordeaux,

flaschenreifer, roter Tafelwein, übertrifft an Qualität, Bouquet und Feinheit alle kleineren **Bordeaux-Weine**, verzollt ab **85 Pfg. p. Ltr.** Konstanz zu

Naturreinheit und Originalität garantiert.
 1 Postkistchen mit 2 ganzen Fl. **Mk. 2.70.**
 franco gegen Einsendung von

Samos-Süss-Weine,
 vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine, verzollt ab **Mk. 1.— per Liter.** Konstanz zu
 1 Postkistchen mit 2 Flaschen franco **Mk. 2.80.**

Ziegler & Gross

Grossh. Bad. Hoflieferanten.
 Konstanz 3, Bad., u. Kreuzlingen, Schweiz.

Mehrfach prämiert.

Gegründet 1883.

Preiliste gratis.

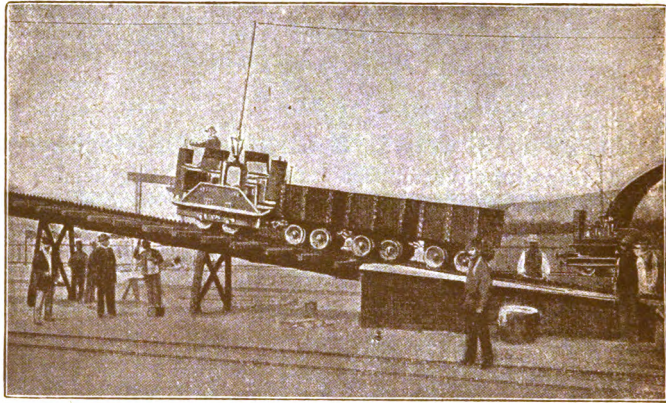
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Mann und Weib. Ihre Beziehungen zueinander und zum Kulturleben der Gegenwart. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter vollständig dargestellt und herausgegeben von

Prof. Dr. R. Kockmann und Privatdozent Dr. Julius Weisk. 1917
 Seiten Text mit 979 Abbildungen und 48 Kunstblättern. Vollständig in drei eleganten Leinenbänden. Preis M. 36.—

Der Inhalt von „Mann und Weib“ gliedert sich wie folgt: I. Band. Der Mann. Das Weib. II. Band. Mann und Weib in ihren Beziehungen zueinander. III. Band. Mann und Weib in ihren Beziehungen zur Kultur der Gegenwart.

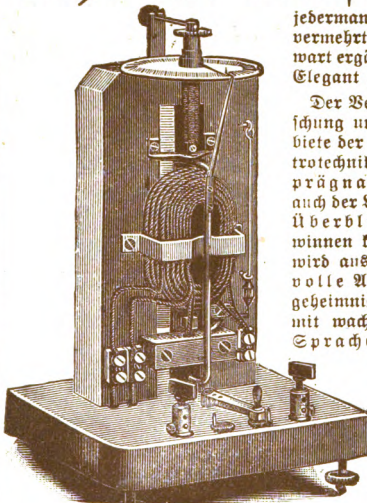
Zu haben in allen Buchhandlungen.



Elektrische Zahnradlokomotive.

Licht und Kraft.

Ein Handbuch der Elektrizität zum Selbstunterricht, für Fachstudien und zur Aufklärung für jedermann. Von Th. Schwarze. Neunte, vermehrte und bis auf den Stand der Gegenwart ergänzte Auflage. Mit 390 Abbildungen. Elegant gebunden M. 6.—



Siemens' Elektrodynamometer für Strommessung.

Der Verfasser setzt die Ergebnisse der Forschung und des Erfindergeistes auf dem Gebiete der Elektrizität und besonders der Elektrotechnik kurz und bündig, aber doch in so prägnanter Klarheit auseinander, daß auch der Laie einen leicht verständlichen Überblick über diesen Wissenszweig gewinnen kann. Ganz besonders die Jugend wird aus der Lektüre dieses Buches wertvolle Anregungen empfangen, um dem geheimnisvollen Walten der Naturkräfte mit wachsendem Interesse zu folgen. Die Sprache ist dem jugendlichen Geiste durchaus angemessen, die zahlreichen Abbildungen sind recht deutlich und übersichtlich angeordnet und mathematisches Formelwerk ist so gut wie gar nicht gebraucht.

(Frankfurter Zeitung.)

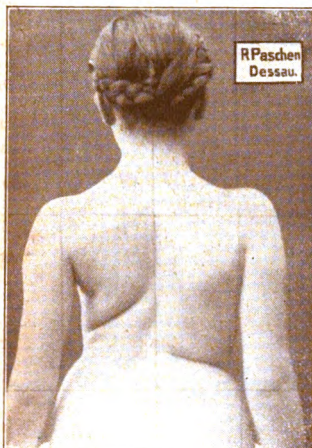
Zu haben
in allen Buchhandlungen.

Paschens orthopädische Heilanstalt und Schulsanatorium

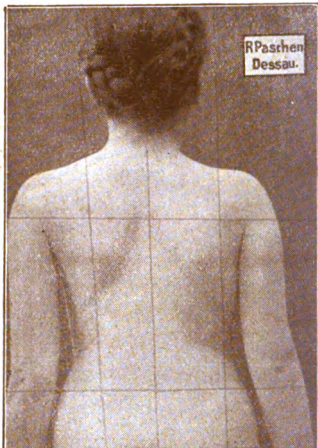
DESSAU S (Anhalt).

Erfolgreiche Behandlung von **Rückgratverkrümmungen**, Kindlähmungen, Beinbrüchen, Verkrümmungen nach Gicht und Rheumatismus, so nach Verletzungen. Ohne Operation, ohne Gipsverband. Prospekte kosten

Zander- u. Röntgen-Institut. Schwedische Massage. Licht- und andere Bäder.



Vor der Behandlung.



Nach der Behandlung.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die photographische Praxis.

Handbuch für die Ausübung der Photographie. Eine gemeinverständliche Darstellung für den modernen Lichtbildner. Von Hans Schmidt. 320 Seiten Text mit 127 Abbildungen, 14 Hilfsstabellen, einer Farbtafel und einem Bildmesser. In Leinen gebunden M. 3.—

Die Zahl der billigen photographischen Hilfsbücher ist eine so große, daß man einem neuen mit einem gewissen Vorurteil gegenübertritt. Doch gehört das vorliegende Buch zu denjenigen, die einer auch sehr strengen Kritik standhalten. Es ist für solche Lichtbildner geschrieben, die bereits die Anfangsgründe beherrschen und nun auch für solche Sachen Interesse haben, wie die Prüfung von Objektiven, orthochromatische Photographie, Wiedergabe der Perspektive usw. In allen diesen Fragen gibt das Buch eine sachmännische Auskunft und regt die Leser durch Beigabe von Farbtafeln, Bildmessern, Tabellen usw. zu selbständigen Versuchen an. Bei billigem Preise enthält das handliche und nett ausgestattete Buch eine Menge praktischer Ratschläge, so daß wir dessen Anschaffung allen, die sich mit der Photographie befassen, empfehlen können. (Archiv für Buchgewerbe.)



Zu haben in allen Buchhandlungen.



UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 937 H

**WILSON
ANNEX**